

BREMISCHES JAHRBUCH

in Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom

STAATSARCHIV BREMEN

BAND 84 · 2005

BREMISCHES JAHRBUCH

BAND 84 · 2005

BREMISCHES JAHRBUCH · BAND 84 · 2005

BREMISCHES JAHRBUCH

In Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom

STAATSARCHIV BREMEN

BAND 84 · 2005

Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen

Das BREMISCHE JAHRBUCH erscheint seit 1863

REDAKTION:

Konrad Elmshäuser

REDAKTIONSAUSSCHUSS:

Adolf E. Hofmeister, Brigitta Nimz,
Günther Rohdenburg, Bettina Schleier

Die Historische Gesellschaft Bremen dankt der Sparkasse Bremen für die Gewährung großzügiger finanzieller Unterstützung zum Druck des Bremischen Jahrbuchs.

Die Redaktion bittet, Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare an das Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, zu richten.

Satz: taips., Bremen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier von
Geffken & Köllner, Bremen

ISSN 0341 - 9622

Inhalt

Titelbild und Erläuterung

Der erste Roland und das erste Rathaus von Bremen
Von *Konrad Elmshäuser* 9

Aufsätze

Roland und Karl der Große aus hispanischer Perspektive
Von *Antonio Cid* 47

Die Chanson der geste und die Chanson de Roland als Ausdruck und verbindendes Element einer Gemeinschaft
Von *Dominque Boutet* 64

Das »Rolandslied« des Pfaffen Konrad
Von *Elisabeth Lienert* 78

»Das Andenken an meine Vaterstadt« –
Anklänge an die Heimat im Reisetagebuch des Bremer Pastorensohnes Arnold Hermann Ludwig Heeren
Von *Helga Schmidt* 97

Bremens Handel mit Shanghai von den Anfängen bis 1876
Von *Heiko Herold* 131

»Die Veredlung des Seelenlebens auch der unteren Stände«:
Die Bremer Schillerstiftung für Schülervorstellungen
Von *Sylvelin Wissmann* 178

Die Inkunabeln der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen: ein Zensus
Von *Thomas Elsmann* 202

Miszellen

Carl Adolf Lüderitz, Ludwig Roselius und Bremen als Stadt der Kolonien
Von *Bettina Schleier* 233

Rezensionen und Hinweise

Bachmann, Elfriede: Hanstedt und die Börde Rhade im Landkreis Rotenburg (Wümme) *(Adolf E. Hofmeister)* 243

Beckmann, Werner: Die Reedereien der Hochsee- und Heringsfischerei in Bremerhaven *(Christian Ostersehlte)* 241

Böning, Holger u. a. (Hrsg.): Deutsche Presseforschung. Geschichte, Projekte und Perspektiven eines Forschungsinstituts der Universität Bremen *(Thomas Elsmann)* 242

Dörfler, Wolfgang: Herrschaft und Landesgrenze *(Adolf E. Hofmeister)* . 243

Ehrhardt, Michael: Die Börde Selsingen *(Adolf E. Hofmeister)* 243

Elmshäuser Konrad, Hoffmann, Hans-Christoph und Manske, Hans-Joachim (Hrsg.): Welterbeantrag – Das Rathaus und der Roland auf dem Marktplatz in Bremen *(Volker Plagemann)* 246

Elmshäuser, Konrad und Hofmeister, Adolf E. (Hrsg.): 700 Jahre Bremer Recht *(Hans Wrobel)* 247

Elsmann, Thomas (Hrsg.): Auf den Spuren der Eigentümer. Erwerb und Rückgabe von Büchern jüdischer Eigentümer am Beispiel Bremen. *(Bettina Schleier)* 248

Engelbracht, Gerda: Von der Nervenklinik zum Zentralkrankenhaus Bremen-Ost. Bremer Psychiatriegeschichte 1945–1977 *(Bettina Schleier)* 250

Esmann, Wilhelm: Die Rettungsboote der DGzRS von 1865–2004 *(Christian Ostersehlte)* 251

Feuerle, Mark: Garnison und Gesellschaft. Nienburg und seine Soldaten *(Andree Brumshagen)* 253

Focke, Harald: Mit dem Lloyd nach New York. Erinnerungen an die Passagierschiffe BERLIN, BREMEN und EUROPA *(Christian Ostersehlte)* 254

Frenzel, Andreas: 600 Jahre Bremer Roland *(Konrad Elmshäuser)* 256

Gutmann, Hermann: Roland und seine Brüder: 600 Jahre »der Ries« am Rathaus zu Bremen *(Konrad Elmshäuser)* 256

Hamm, Margot u. a. (Hrsg.): Good Bye Bayern – Grüß Gott Amerika. Auswanderungen aus Bayern nach Amerika seit 1683 *(Peter Marschalck)* 259

Hautop, Wilfried und Niehoff, Lydia: Der Bremer Martinshof. Wir gehen gerne zur Arbeit *(Bettina Schleier)* 260

Hempel, Gotthilf und Kloft, Hans (Hrsg.): Der Roland und die Freiheit *(Konrad Elmshäuser)* 256

Hill, Thomas: Die Stadt und ihr Markt. Bremens Umlands- und Außenbeziehungen im Mittelalter *(Adolf E. Hofmeister)* 261

Höing, Huber (Bearb.): Übersicht über die Bestände des Niedersächsischen Staatsarchivs Bückeburg *(Brigitta Nimz)* 264

Isensee, Klaus: Die Region Stade in westfälisch-französischer Zeit 1810–1813 *(Helmut Stubbe da Luz)* 266

Mindermann, Arend (Bearb.): Urkundenbuch der Bischöfe und des Domkapitels von Verden. Band II. 1300–1380 *(Adolf E. Hofmeister)* 269

Munzel-Everling, Dietlinde: Rolande der Welt *(Konrad Elmshäuser)* 256

Munzel-Everling, Dietlinde: Roland. Die europäischen Rolanddarstellungen und Rolandfiguren *(Konrad Elmshäuser)* 256

Müller, Hartmut (Hrsg.): Peter Koster, Chronik der Kaiserlichen Freien Reichs- und Hansestadt Bremen 1600–1700 *(Thomas Elsmann)* 267

Pabel, Reinhold: Alte Hamburger Straßennamen *(Karolin Bubke)* 270

Paskabeit, Hans-Jürgen u. a.: Freie Hansestadt Bremen. 600 Jahre Bremer Roland *(Konrad Elmshäuser)* 256

Porsch, Monika: Bremer Straßenlexikon – Gesamtausgabe *(Karolin Bubke)* 270

Schmeyers, Jens: Die Stedinger Bauernkriege. Wahre Begebenheiten und geschichtliche Betrachtungen *(Adolf E. Hofmeister)* 276

Schulte, Monika und Wurthmann, Nicola (Bearb.): Nachlass Johann Smidt (1773–1857), Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen *(Brigitta Nimz)* 278

Skalecki, Georg (Hrsg.): Denkmalpflege in Bremen. Heft 2 (Peter Kuckuk) 279

Stahl, Irene: Katalog der mittelalterlichen Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen *(Thomas Elsmann)* 281

Stamm, Rainer (Hrsg.): Die Gemäldesammlung des Museums im Roselius-Haus *(Konrad Elmshäuser)* 282

Tacke, Wilhelm: Klöster in Bremen. Über 800 Jahre Konfessionsgeschichte der Freien Hansestadt Bremen *(Konrad Elmshäuser)* ... 283

Thiel, Reinhold: Die Geschichte des Norddeutschen Lloyd 1857–1970. Band IV 1920-1945 *(Christian Ostersehlte)* 285

Weber, Hermann und Herbst, Andreas: Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1845 *(Peter Kuckuk)* 287

Weber, Karl-Klaus: Resolutionen der Generalstaaten 1576–1625. Niederländische Regesten zur späten Hansegeschichte *(Herbert Schwarzwälder)* 290

Wissmann, Sylvelin: Ein gutes Zeichen der Zeit. 200 Jahre Verein zum Wohlthun in Bremen *(Bettina Schleier)* 292

Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. H. 13/14, 2004 294
Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 90, 2004 294
Hansische Geschichtsblätter. Jg. 122, 2004 294
Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 84, 2004 295
Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. Bd. 83, 2004 295
Oldenburger Jahrbuch. Bd. 104, 2004 295
Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 766, 2004 296
Deutsches Schiffahrtsarchiv. Bd. 26, 2003 296

Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde 297

Historische Gesellschaft Bremen
Jahresbericht 2004 299
Rechnungsbericht 2004 303

Anschriften der Autoren und Rezensenten 304

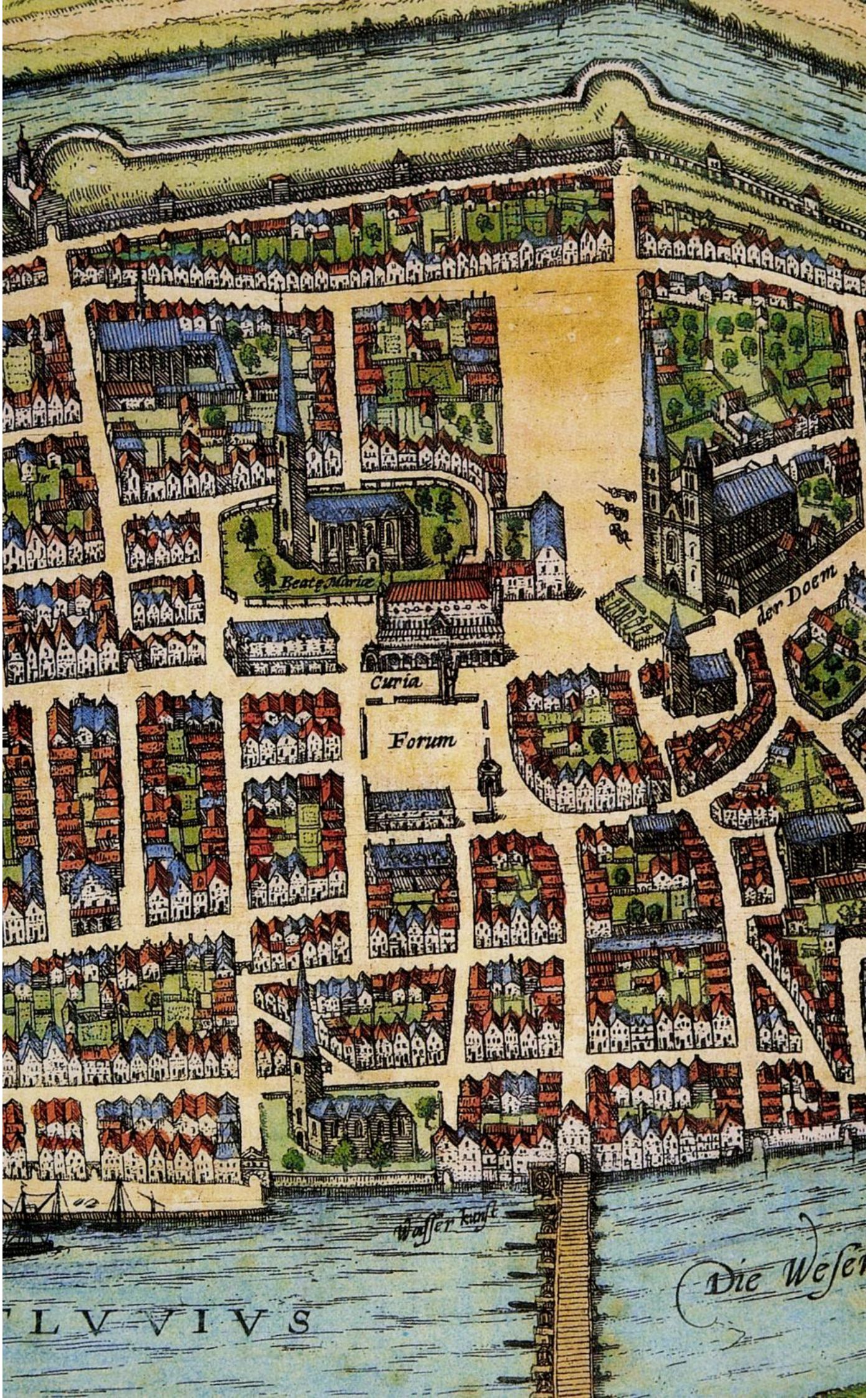

Beatæ Mariæ
der Doem
Curia
Forum
Wasser kunst
Die Weser
LVVIVS

Abbildung umseitig:
Blick auf die Bremer Altstadt um den Markt im Jahr 1588/89. Ausschnitt aus der Vogelschau von Franz Hogenberg und Georg Braun

Der erste Roland und das erste Rathaus von Bremen

Von Konrad Elmshäuser

1. Vor 600 Jahren: Roland und Rathaus von 1404/05

Der vorstehend abgebildete Ausschnitt aus der bekannten Vogelschau von Franz Hogenberg und Georg Braun gibt den Zustand der Bremer Altstadt um das Jahr 1588/89 wieder.[1] Sie ist damit die älteste detaillierte Bremer Stadtansicht und die älteste bildliche Darstellung sowohl des Bremer Roland als auch des Rathauses und des Marktareals. Aus Anlass des 600. Geburtstages von Roland und Rathaus in den Jahren 2004 und 2005 soll der Blick noch einmal anhand dieser frühen und detailgetreuen Bildquelle auf diese städtebaulich wichtigen mittelalterlichen Neubauten und die Geschichte ihrer Vorgänger gelenkt werden.

Beide Jubiläen sind in Bremen mit Feierlichkeiten, Vorträgen und Publikationen begangen worden.[2] Sie erhielten nicht zuletzt dadurch einen besonderen Rang, dass auf der 28. Sitzung des UNESCO Welterbekomitees im Juli 2004 im fernen China Rathaus und Roland in die renommierte Liste des Welterbes der Menschheit aufgenommen wurden. Am 6. Mai 2005 – auf den Tag genau 600 Jahre nach der Grundsteinlegung des Rathauses – überreichte die UNESCO in der Oberen Halle hierzu die Ernennungsurkunde.[3]

Dass Roland und Rathaus in so kurzer Folge gemeinsam im Fokus des Interesses standen, hat mehr als nur zufällig kalendarische Gründe – beide wurden in einem zusammenhängenden architektonischen und stadtplanerischen Kraftakt der in jenen Jahren blühenden und selbstbewussten Hansestadt errichtet. Dass wir dies mit Gewissheit behaupten können, ist einer glücklichen archivischen Überlieferungslage zu verdanken. Während der Zeitpunkt der Errichtung von mittelalterlichen Monumenten und Bauwerken nur allzu oft mangels Schriftquellen nicht exakt datiert werden kann und spätere chronikale Nachrichten oder auch stilistische Merkmale einen nur ungefähren Zeitrahmen setzen, können sowohl die Errichtung des Roland wie auch der Bau des Rathauses durch eine Schriftquelle – das Rechnungsbuch des Rathauses – genau datiert werden. Das von den beiden Ratsherren

1 Hogenberg (Stecher) und Braun (Hrsg.) verlegten einen mehrbändigen Städteatlas, darin: Civitates Orbis Terrarum V, Köln 1598, Bremen = Nr. 41.

2 Zu den Publikationen vgl. die Sammelbesprechung im Rezensionsteil dieses Bandes.

3 Die ausführliche Beantragung zur Aufnahme in: Konrad Elmshäuser, Hans-Christoph Hoffmann und Dieter Manske, Das Rathaus und der Roland auf dem Marktplatz zu Bremen, Bremen 2003.

Hinrich von der Trupe und Friedrich Wigger von Februar 1405 bis Februar 1407 geführte Rechnungsbuch diente ursprünglich nur der Rechnungslegung der beiden mit der Bauaufsicht betrauten Ratsherren vor den Bürgermeistern und dem Rat. Sie hatten zunächst aus einfachen halbbrüchig gefalteten Papierblättern vier Hefte gebildet, die erst später mit einer alten Pergamenturkunde als Umschlag versehen und zu einen kladdenartigen »Buch« zusammengebunden wurden. Das unscheinbare Buch war ein einfacher Alltagsgegenstand und keineswegs eine Pretiose der städtischen Trese. Somit geriet es in Vergessenheit und wurde erst im 19. Jahrhundert – wahrscheinlich 1828 – unter anderen alten Papieren in der Silberkammer des Rathauses wieder angefunden. Sein Wert als einzigartige historische Quelle wurde bereits früh erkannt. Der recht umfangreiche, aus 61 Blättern bestehende Text wurde daher schon im Jahr 1866 im zweiten Band des noch jungen Bremischen Jahrbuchs durch Diedrich Rudolf Ehmck und Hermann Albert Schumacher veröffentlicht.[4] Damit war das Rechnungsbuch in einer ersten intensiven Phase der Bearbeitung bremischer Geschichtsquellen, kurz nach dem Ersten Band der »Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen« und noch vor dem 1873 erschienenen Ersten Band des Bremischen Urkundenbuches, dem Publikum und der Wissenschaft zugänglich gemacht worden.[5] Die vorzügliche Edition des Textes wurde begleitet von umfangreichen Erläuterungen und Bemerkungen zu den einzelnen Rechnungsangaben sowie von einer knappen Einleitung, in der es programmatisch hieß, es gelte nun »zum ersten Male an die Quellen hinanzutreten, diese zu sammeln und möglichst auszunutzen«.[6] Es ist erstaunlich, dass sich seither kaum jemand intensiv mit diesem sozial- und wirtschafthistorisch bedeutenden Text auseinandergesetzt hat, auch wenn er immer wieder zu Detailfragen herangezogen wurde.[7] Hierfür mag ursächlich sein, dass die Bemerkungen Ehmcks und Schumachers bereits eine erste inhaltliche Auswertung des Textes boten und dass für die Beschäftigung mit dem Rathaus der spätere Renaissanceumbau immer sehr viel stärker das Interesse auf sich gezogen hat, als der schlichte gotische Kernbau.

Was nun den Wert des Rechnungsbuches für die Forschung angeht, so kann auf die Fülle der in ihm gebotenen Informationen zur mittelalterlichen Bautechnik, zu den Löhnen von Handwerkern, den Preisen von Baumaterialien

4 Diedrich Rudolf Ehmck und Hermann Albert Schumacher, Das Rathaus zu Bremen, in: Brem. Jb. 2, Zweite Hälfte, 1866, S. 259 - 443. Edition S. 272 - 318, Anmerkungen S. 318 - 433.

5 Diedrich Rudolf Ehmck und Hermann Albert Schumacher, Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Hansestadt Bremen, hg. von der Abteilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer, Bremen 1864; Bremisches Urkundenbuch, Bd. 1, hg. von Diedrich Rudolf Ehmck und Wilhelm von Bippen, Bremen 1873, im Folgenden BUB.

6 Ehmck / Schumacher (wie Anm. 4), S. 259.

7 So von Rolf Gramatzki, Untersuchungen zur gotischen Gestalt des Rathauses in Bremen, in: Brem. Jb. 59, 1981, S. 129 - 152, dem anhand der Angaben des Rechnungsbuches ein Rekonstruktionsversuch der bildlich nicht überlieferten Gestaltung der Nordfassade gelang.

und dem detaillierten Baufortschritt des Rathauses hier nicht eingegangen werden. Lediglich die beiden eingangs erwähnten Datierungen zur Errichtung des Roland und zum Baubeginn des Rathauses seien kurz angeführt:

Auf der ansonsten leeren ersten Seite des vierten Heftes des Rechnungsbuchs befindet sich folgender, nicht in die Chronologie des Buches passender Eintrag:

Do na ghodes bord weren ghan M.CCCC° unde IIII jar, let de rad to Bremen buwen Rolande van stene; de kostede hundert unde seventich bremere mark, de Clawes Zeelsleghere unde Jacob Olde deme rade rekenden.[8]

Die Notiz über die Rechnungslegung von Klaus Seelschläger und Jacob Olde zur Errichtung des steinernen Roland im Jahr 1404 für 170 Bremer Mark war offenbar auf diesem Heft notiert worden, bevor es in einer weiteren Verwendung im Rechnungsbuch für den Rathausbau benutzt wurde.

Während die Notiz zur Errichtung des Roland somit an hervorgehobener Stelle als Memorialeintrag sowohl das Jahresdatum als auch die Kosten, die Verantwortlichen und vor allem den Rat als Auftraggeber nennt, verbirgt sich die Notiz zur Grundsteinlegung des Rathauses in einem Eintrag, der rein rechnungstechnische Zwecke hat. Im ersten Heft des Rechnungsbuches findet sich auf S. 19 folgender Eintrag:

Item in deme hilghen daghe zunte Jahannis ante portam latinam Zalomone 1 gr. tho bere, do he den ersten steen leghede.[9]

Dass der Rat dem führenden Maurermeister Salomon am Tag Johannis vor der lateinischen Pforte (6. Mai) wegen der Grundsteinlegung 1 Groten für Bier spendierte, weist auf eine bescheidene, eher symbolische Feier hin, die wahrscheinlich als gemeinsamer Umtrunk nur auf den Kreis der Handwerker beschränkt war. Nur durch die penible Rechnungslegung dieser Ausgabe ist für den 6. Mai 1405 die Grundsteinlegung überliefert. Der eigentliche Arbeitsbeginn mit dem Abbruch der vorhandenen Bebauung und dem Aushub der Baugrube lag zu diesem Zeitpunkt schon einige Wochen zurück.

Roland und Rathaus stehen aber in mehr als nur einem rechnungstechnischen Entstehungszusammenhang. Sie sind zunächst in ihrem ikonographischen Gehalt – man denke an die in der Gestalt des Paladins Karls des Großen enthaltene Botschaft der durch den Kaiser vermittelten Freiheit und an das aussagekräftigste Schmuckelement des Rathauses selbst, den Kurfürstenzyklus – eng miteinander verbunden. Diese ideelle Verbindung im Sinne einer kommunalen Reichspropaganda wird ergänzt durch die räumliche Beziehung beider Bauwerke aufeinander. So steht der Roland im rechten Winkel vor der Südfassade des Rathauses, in einer Ausrichtung an der Hauptfassade des Baues, die umso mehr verwundert, als man den Roland 1404 ja vor dem Rathausbau errichtet hatte. Nun wird man unschwer unterstellen könne, dass der Rat für den erheblichen finanziellen und planerischen Aufwand, den der Rathausbau bedeutete, bereits im Jahr vor dem Baubeginn klare Vorstellungen

8 Ehmck / Schumacher (wie Anm. 4), S. 266. Der Eintrag stammt von einer Hand, die nicht mit den beiden Haupthänden des Rechnungsbuchs identisch ist.

9 Ebd., S. 285 und 415 f.

entwickelt hatte. Sowohl das Baugelände wie auch die räumliche Ausrichtung des Baus waren 1404 festgelegt, so dass man unschwer die Rolandstatue so positionieren konnte, dass sie sich in dem beabsichtigten Abstandsverhältnis zum späteren Rathaus befand. Entscheidender Bezugspunkt für die Ausrichtung der Statue ist somit das Rathaus bzw. dessen spätere Bauflucht gewesen. Dass der Roland nach Südosten und nicht vor der Marktfassade auf den Markt schaut, mag zunächst befremden, doch ist zu beachten, dass das Rathaus mitten in die von Ost nach West verlaufende Hauptverkehrsachse vom Ostertor über den Markt zur Obernstraße positioniert war. Nur an den beiden Ost- und Westseiten hatte das Rathaus Zugänge zu ebener Erde. Sie bildeten eine Torsituation, die durch die dem Publikum und dem Handel geöffnete Untere Halle führte. Parallel hierzu steht der Roland in der Wegachse.

Unmaßgeblich war hingegen der Dom, gegen den der Roland – wie vielfach kolportiert wird – drohend blicken soll. Die Statue blickt zwar nach Südosten in Richtung Domimmunität und Dom, hat jedoch keinen wirklichen Blickbezug zum Dom bzw. dessen Westfassade, denn sie steht ihm nicht gegenüber und schaut an ihm vorbei.[10] Es mag zunächst zwar einleuchtend erscheinen, dass die Stadt den Herold ihrer Freiheit gegen die Institution blicken lässt, der die städtische Freiheit abgetrotzt werden musste. Doch lassen sich gute Gründe gegen eine solche Annahme anführen.

So ist aber zu fragen, ob der St. Petri Dom als wichtigste Kirche der Stadt überhaupt ein angemessener Adressat für eine symbolische Drohgebärde gegenüber dem erzbischöflichen Stadtherrn gewesen wäre? Führte Bremen doch in seinem ersten, bis 1366 benutzen Stadtsiegel neben Willehad und Karl dem Großen ein Bildnis des Doms und in seinem ab 1366 benutzten Zweiten Stadtsiegel neben dem Kaiser den hl. Petrus, dessen Schlüssel über das ebenfalls 1366 eingeführte Sekretsiegel der Stadt dann auch Eingang in das Stadtwappen fand. Hier lässt sich der gelungene Prozess der Aneignung und Säkularisation eines kirchlichen Symbols durch eine Kommune beobachten, die aber dennoch den Bedeutungsgehalt und die Schutzwirkung des christlichen Symbols ernst nahm, weil sie sich selbst als christliche Gemeinschaft verstand. Wie stark um 1400 der Dom als Bremer Hauptkirche auch personell mit den städtischen Führungsschichten verbunden war, lässt sich unschwer an der Person des während der Bauzeit des Rathauses tätigen Bürgermeisters (1405 – 1410) Johann Hemeling (* um 1358, † 27. 3. 1428) erkennen, der seit 1390 auch Dombaumeister war. Hemeling war in jenen Jahren einer der unbestritten wichtigsten Akteure der städtischen Politik, sein Name verbindet sich mit der Ausformulierung jener spezifisch bremischen Reichspropaganda, mit der Nutzbarmachung der städtischen Geschichte und Urkundenüberlieferung

10 Auch blickt die Statue nicht »als Kreuzritter (...) in Richtung nach Jerusalem, zum heiligen Land«, so Peter Rautmann, Die ästhetische Bedeutung der Bremer Rolandfigur im Zusammenhang von Kunst und Öffentlichkeit, in: Gotthilf Hempel, Hans Kloft (Hrsg.), Der Roland und die Freiheit, Bremen 2004, S. 43 - 60, hier S. 54. Hierfür wäre eine Ausrichtung am Dom mit einer geosteten Blickrichtung die Voraussetzung gewesen.

für die Hebung des Status der Stadt zu einer speziellen »Kaiserfreiheit«, mit dem Bau des Rathauses und nicht zuletzt mit der Errichtung des Roland selbst.[11] Mit dem gleichen Eifer, mit dem Hemeling die Belange der Stadt führte und ihr Ansehen mehrte, widmete er sich aber auch seinem Dom. Ausdruck dieser tiefen Hinwendung und Verehrung zum St. Petri Dom sind die von ihm initiierten und zu einem guten Teil auch finanzierten Ausstattungsgegenstände des Doms, darunter der kostbare Cosmas und Damian Schrein und wertvolle silberne Altartafeln – nicht zuletzt von ihm selbst stolz dokumentiert in seinem »Diplomatarium fabricae ecclesiae«.[12] Dass dieser Bürgermeister an der Aufstellung eines bewaffneten Symbols kommunaler Widersetzlichkeit in Opposition zum Dom hätte beteiligt sein sollen, ist kaum vorstellbar.

Hinzu kommt, dass gerade der Bremer Roland sich mit Engel und Rosen am Schwertgehänge ausdrücklich als der im Kampf gegen die Heiden gefallene Märtyrer und christlicher Ritter zu erkennen gibt und mithin nur bedingt als gegen die Kirche gerichtetes, gar antiklerikales Symbol in Anspruch genommen werden kann.[13]

Für eine demonstrative gegen den Stadtherrn gerichtete Botschaft des Roland hätte im architektonischen Bezugsrahmen des frühen 15. Jahrhunderts am Markt eher der Palast des Erzbischofs dienen können. Dieser war 1293 unter Erzbischof Giselbert als steinerner Repräsentativbau ins Zentrum der Stadt gesetzt worden. Er und nicht der Dom war als Amtssitz der steinerne Ausdruck der weltlichen Herrschaft des Erzbischofs. Zu ihm lässt der Roland aber keinen – schon gar oppositionellen – Bezug erkennen, zumal in ihm 1404 schon nicht mehr der Erzbischof persönlich, sondern nur der Vogt als sein Vertreter residierte.

Dennoch wird man das schwierige und manchmal offen feindselige Verhältnis zwischen der seit dem 12. Jahrhundert zunehmend selbstbewussten und aufstrebenden Stadt und dem erzbischöflichen Stadtherrn nicht völlig außer Acht lassen können. Die vermittelt über das Königtum erlangten bzw. erwünschten Rechte der Stadt – im Roland als Paladin Karls des Großen personifiziert – schwächten faktisch die Position des Erzbischofs in der Stadt. Um 1400 hatte er diese als tatsächlich ausgeübte Stadtherrschaft aber bereits aufgegeben und sich mit der Wahrung nomineller Rechte an seiner Stadt begnügt. Die zugleich im Rat entwickelte Idee einer speziellen Bremer Kaiserfreiheit, die sich auf den Gründungsvorgang unter Karl dem Großen berief, integrierte aber den Erzbischof in die Bremer Freiheitsidee – immerhin war er als Nachfolger der karolingerzeitlichen Gründerbischöfe Bremens für die

11 Lieselotte Klink, Hrsg., Johann Hemelings »Diplomatarium fabricae ecclesiae Bremensis von 1415/20«. Hildesheim 1988.

12 Ebd., vgl. auch Lieselotte Klink, Vom 100tägigen Ablass (1395 – 1403), von der St.-Peters-Prozession am 29. Juni und von der Heiltumsweisung, in: Feste und Bräuche in Bremen, zugl. Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 1999/2000, Bremen 2000, S. 13-24.

13 Vgl. hierzu auch Dieter Hägermann, Der Bremer Roland – ein Stück europäischer Geschichte, in: Hempel / Kloft (wie Anm. 10), S. 121-134, hier besonders S. 132.

innere Logik und das Funktionieren dieses historischen Rechtskonstrukts unverzichtbar. So brachte erst sein Abtritt von der historischen Bühne im 17. Jahrhundert die Hansestadt in die bislang größte reichsrechtliche Bedrängnis, aus der sie erst das Linzer Diplom befreite.[14]

Es war damit bei der Planung von Roland und Rathaus gegenüber dem schwachen und ab 1404 wegen Krankheit auch kaum mehr entscheidungsfähigen Bremer Erzbischof Otto II. von Braunschweig-Wolfenbüttel eine Drohgebärde unnötig, aber ein selbstbewusstes Auftreten durchaus verständlich. Begreift man den Bau von Roland und Rathaus als zusammenhängende Maßnahme, wird das zu jener Zeit zwischen Stadtherrn und Ratsregiment bestehende konsensuale Verhältnis noch deutlicher: Erzbischof Otto II. stellte der Bauhütte für das Rathaus die Heizanlage seines Palatium zum Kalkbrennen zur Verfügung, darüber hinaus steuerten er sowie einige Ministeriale, die Äbtissin von Lilienthal und der Propst von Osterholz Geld zum Bau des Rathauses bei.[15]

2. Der erste Bremer Roland

Dennoch ist zu berücksichtigen, dass der wohl heftigste innerstädtische Konflikt zwischen der Stadt und ihrem erzbischöflichen Herrn im Jahr 1404 noch keine 40 Jahre zurücklag. In den Jahren 1365/66 hatte Erzbischof Albert II. von Braunschweig-Wolfenbüttel (1360 – 1495) als letzter Erzbischof versucht, die nicht seltenen Bürgerkämpfe innerhalb der städtischen Eliten und Fraktionen zu einer bewaffneten Rückeroberung der Stadtherrschaft zu nutzen.[16]

Ein in der Hauptquelle zu diesen Vorgängen, der Chronik der beiden Geistlichen Gerd Rinesberch (um 1315 – 1406) und Herbord Schene (1340 – 1414) überliefertes Detail hat in der bremischen Geschichtsschreibung den Bau des Roland von 1404 untrennbar mit der Zurückweisung des erzbischöflichen Angriffs von 1366 in Verbindung gebracht.[17] Es ist dies die – einzige – Erwähnung eines schon damals in Bremen vorhandenen Roland.

14 Vgl. hierzu Hartmut Müller, Das Linzer Diplom, in: Brem. Jb. 74/75, 1995/96, S. 15-28; Dieter Hägermann, Bremens Weg zur Freien Reichsstadt, in: Brem. Jb. 76, 1996/97, S. 17-35.

15 Ehmck/Schumacher (wie Anm. 4), S. 289 f., 351 f.

16 Auf Einzelheiten der Hintergründe dieser Auseinandersetzung soll hier nicht näher eingegangen werden, zumal sie an anderer Stelle bereits ausführlich dargestellt worden sind: Vgl. Herbert Schwarzwälder, »Bannerlauf« und »Verrat« in Bremen 1356–1366, in: Brem. Jb. 53, 1975, S. 43-90.

17 Chronik von Rinesberch und Schene. Hermann Meinert (Bearb.), Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Bremen (Die Chroniken der deutschen Städte. 37) Bremen 1968, S. 158. Zu der von den Geistlichen Gert Rinesberch (um 1315–1406) und Herbort Schene (um 1358–1421) verfassten Bremer Chronik und ihren späteren Bearbeitungen sowie der Johann Hemeling zugeschriebenene Ergänzungen vgl. auch Herbert Schwarzwälder, Die Chronik von Rinesberch und Schene: Verfasser, Bearbeiter, Überlieferung, in: Brem. Jb. 52, 1972, S. 21-37.

1365 waren nach Auseinandersetzungen zwischen führenden Mitgliedern der *meenheit*, also der Gemeinde und dem regierenden Rat die Anführer eines Aufstandes und ihre Familien aus der Stadt verbannt worden bzw. ausgewichen. Sie verbündeten sich jedoch mit dem Erzbischof und ihren in der Stadt verbliebenen Anhängern und ließen Kriegsknechte des Erzbischofs am 29. Mai 1366 über die Weserbrücke und das Herdentor in die nächtliche Stadt ein. Die Eindringlinge und ihre Verbündeten in der Stadt unter der Führung der schillernden Figur des Johann Hollemann stießen von dort bis zum damaligen Markt – dem heutigen Unser Lieben Frauen Kirchhof – vor.[18] Dort stießen sie auf bewaffnete Bürger unter Führung des Ratsherrn Hinrich Gröning. Dieser hatte die Eindringlinge vom Ansgarii Viertel kommend kurzerhand, ohne weitere Rücksprache und mit zu schwachen Kräften angegriffen – ein unüberlegtes Vorgehen, das fatale Folgen hatte: Der Führer der Angreifer hatte mittlerweile weitere Bürger auf seine Seite gezogen, indem er ihnen bei einer Ansprache auf dem Markt die Wiederherstellung alter Rechte und eine stärkere politische Beteiligung der Gemeinde zusagte – Versprechungen, die in einer Situation dauernder Interessenkonflikte zwischen demokratischer Bürgerschaft und autokratischem Rat bei Vielen verfingen. Das darauf folgende Gefecht endete am alten Rathaus, wo die Ratspartei gegen die Rathaustreppe getrieben und dort geschlagen und gefangen genommen wurde: »*unde Hinrick Groningk wart gedreven jegen de radthuses treppen, dar wart he gevangen.*« Damit hatten die Eindringlinge den Sieg errungen.

Hiermit beendete der Chronist Herbort Schene, dem dieser Teil der Chronik zuzuschreiben ist und der selbst Zeitzeuge war,[19] seine lebhafte Schilderung der turbulenten nächtlichen Ereignisse. Er schloss daran eine interessante reflexive Passage an, in der er dem ungestümen und unkoordinierten Vorgehen Grönings die eigentliche Schuld am unglücklichen Ausgang der Sache gab: Hätte Gröning zunächst die festen Häuser am Markt besetzt und dann abgewartet bis zum Morgen, hätte man mit Gottes Hilfe die Verräter gefangen oder erschlagen. Dies habe er auch bestätigt bekommen und »*von mannigen manne gehort*«, die damals dabei waren.[20] Erst der unübersichtliche Kampf im Dunkeln habe den Verrätern die Möglichkeit gegeben, unentschlossene Bürger auf ihre Seite zu ziehen, die sich dessen bei Tage sicher geschämt hätten oder, was man wohl hinzufügen müsste, zu offenem Widerstand gegen den Rat nicht den Mut gehabt hätten.

Auf diesen Einschub folgt die Schilderung der von den Verrätern in den nächsten Tagen zur Festigung der Herrschaft über die Stadt ergriffenen Maßnahmen. Darin findet sich auch die Erwähnung des Roland:

»*Do branden de viende Rolande unde gunden der stadt nene vrigheit unde besetten dat Oesterdore und beblanckeden dat.*«[21]

Die Verräter verbrannten also den Roland, sie gönnten der Stadt keine Freiheit und legten Zwingburgen an. Sie – so der Chronist im gleichen Satz

18 Rinesberch und Schene (wie Anm. 17), c.493, S. 157 f.
19 Ebd., S. XXXVIII.
20 Ebd., S. 158.
21 Ebd., S. 158.

weiter – besetzten und verstärkten das Ostertor und ihr Führer Johann Hollemann besetzte, befestigte und verstärkte (*besette, bewiichusede unde beblanckede*) das große Steinhaus an der Weser. Dann trugen die Feinde bei der Plünderung der Stadt angefundene Lebensmittel – Bier, Brot, Fleisch, Fisch – zusammen und schafften sie auf ihre Burgen (*slote*).

Was der Chronist als Anhänger des Rats beschreibt, ist die auf die Eroberung folgende Befriedung der Stadt – die Bezwingung ihrer Freiheit durch die Anlage von Burgen (slote) und die Verbrennung des Roland.

Die fast beiläufige Erwähnung des Roland von 1366 ist in der Forschung Gegenstand zahlreicher Erörterungen gewesen. Hierbei stand vor allem im Vordergrund, dass der Roland im bezeichnenden Zusammenhang mit der Freiheit der Stadt genannt wird, er also »schon damals als das Wahrzeichen der städtischen Freiheit« anzusehen sei.[22] Dem ist zwar zuzustimmen, es ist aber hinzuzufügen, dass der Bau der Zwingburgen als Maßnahmen gegen die städtische Freiheit mindestens gleichermaßen wichtig war. Was genau meint aber die von Schene erwähnte »*vrigheit*«?

Sie hebt auf die auch andernorts von ihm erwähnte Freiheit der Stadt ab, die sich schon Mitte des 14. Jahrhunderts aus Privilegien und Vorrechten zusammensetzte, die Bestandteil der städtischen Trese waren und den politischen Bewegungsspielraum der Bürgerschaft und vor allem des Rats bei der kommunalen Selbstregierung definierten. Sie bezog sowohl die spätestens seit dem Barbarossadiplom in Bremen angelegte historische Rückführung der städtischen Sonderstellung auf Karl den Großen mit ein wie auch die von den Erzbischöfen direkt zugestandenen Rechte.[23] Sie nahm damit Elemente der später als Kaiserfreiheit definierten Stellung auf, zielte aber noch keineswegs auf die spätere autonome Stellung im Sinne einer Freien Reichsstadt.[24]

Ausdruck der Freiheit waren neben den Privilegien die Instrumente der kommunalen Selbstverwaltung in innerer und äußerer Politik, Rechtsprechung und Verwaltung sowie nicht zuletzt die Garantie des städtischen Weichbildes als befriedeter Raum im Sinne eines Schutzes vor Willkür und vor jeder fremden Gewalt, die nicht auf der Basis des kommunalen Rechts- und Friedensverbandes steht.[25]

22 So Wilhelm von Bippen, Geschichte der Stadt Bremen, Band 1, Bremen 1892, S. 219.

23 Vgl. hierzu Dieter Hägermann, Recht und Verfassung im mittelalterlichen Bremen 800 – 1300, in: Konrad Elmshäuser, Adolf E. Hofmeister (Hrsg.), 700 Jahre Bremer Recht (VStHB 66), Bremen 2003, S. 16 - 28.

24 Die von Dieter Pötschke, Fälschung – Dichtung – Glaube. Wie aus Rolanden Rechtssymbole wurden, in: ders. (Hrsg.), Stadtrecht, Roland und Pranger. Zur Rechtsgeschichte von Halberstadt, Goslar, Bremen und märkischen Städten (Harz-Forschungen 14), Wernigerode und Berlin 2002, S. 177 - 237 vertretene These, in der Erwähnung des Roland von 1366 einen von Hemeling stammenden Einschub zu sehen, der im Zusammenhang der späteren Versuche stehe, den rechtlichen Status der Stadt zu heben, ist zurückzuweisen. Auch weitere dort vorgebrachte Argumente gegen die Existenz eines Roland in Bremen vor 1366 sind nicht stichhaltig.

25 So bereits Antonius David Gathen, Roland als Rechtssymbole, Berlin 1960, zu Bremen vgl. S. 83 ff.

Die enge Zusammengehörigkeit dieser Trias mit dem Begriff der *vrygheyt* ergibt sich nicht nur aus dem chronikalisch überlieferten Zusammenhang, sondern sie wurde vom Bremer Rat selbst in einem Schreiben formuliert, das er Anfang Juni 1366 nach Beendigung des »Verrats« an befreundete Fürsten und Städte sandte.[26] Kern der Anklage war der Vertrags- und Friedensbruch des Erzbischofs und seines verräterischen Anhangs, den diese mit dem Bruch eines 1363 abgeschlossenen großen Landfriedensbündnisses begangen hatten.[27] Den im Zentrum der rechtlichen Auseinandersetzung mit dem Erzbischof stehenden Landfriedensbrief von 1363 hatte der Ratsherr Johann von Haaren nach dem Überfall in der Tresekammer im Nordturm von Unser Lieben Frauen an sich gebracht und aus der Stadt geschafft.[28] Mit ihm als Beweisstück organisierten die geflohenen Ratsmitglieder ein Bündnis zur Rückeroberung der Stadt und zur Wiederherstellung ihrer Freiheit.

Sie verwiesen nun auf die durch Verrat und Heimtücke (*bi nachtid ... unde ... bosliken*) erfolgte Besetzung der Stadt, wobei der Erzbischof zudem ein nach dem Ende der Kampfhandlungen den Bürgern gegebenes Schutzversprechen (*velecheyt*) brach und Teile der städtischen Elite einkerkern ließ. Der Rat schildert folgende Vergehen: Der Erzbischof ließ sich das Rathaus (*unze raathus*) aufschließen, alle verschlossenen Behältnisse (*sclote*) darin öffnen und entnahm daraus das Ratssilber (*klennade*), die Privilegien (*privilegia*), Urkunden (*breve*) und Siegel (*inghezegelle*). Er ließ sich mit dem entwendeten Siegel all das beurkunden, was er gegen die Freiheit der Stadt unternehmen wollte (*al dat he wolde jeghen unser stat vrygheyt*), wobei sie diese doch von Fürsten, Herren, seinen [des Erzbischofs] Vorfahren und von ihm selber erlangt habe (*de wy hebbet van forsten, heren, sinen vorvaren unde van em sulven*). Was die Stadt zudem mit ihren und des Erzbischofs besiegelten Urkunden beweisen könne. Dann vertrieb er Teile der Führungsschicht (*unzer besten borghere eyn deel*) und befriedete die Stadt mit den beiden auch in der Chronik erwähnten Burgen im Weichbild (*Ok vorbuwete he uns binnen unzer stad mid twen nighen scloten*).[29] Der Burgenbau wurde besonders hervorgehoben, denn er war ein Bruch des Landfriedensvertrags, in dem dies ausdrücklich untersagt worden war.[30] Erst danach führt der Rat summarisch die weiteren Willkürtaten des Erzbischofs und der Seinen an, so Totschlag, Raub, Freiheitsberaubung und Brandschatzung (*Ok heft he ... vele sulfwolt unde unrechtes ghedan an dotsclaghe, an rove, an vencknisse unde an brande*) – wobei unter letzteres Verbrechen auch der Verlust des Roland zu zählen wäre –, die einzeln aufzuführen aber zu weit führen würde (*dat thu langhe worde thu scrivene*).[31] Dass die Zerstörung des Roland in der Anklageschrift nicht

26 Wilhelm von Bippen, Zwei Schreiben des Rats über den »Verrat« der Stadt im Jahre 1366, in: Brem. Jb. 19, 1900, S. 172-186. Vgl. auch BUB III Nr. 270-273.
27 BUB III Nr. 206, 1363 August 8.
28 Rinesberch und Schene (wie Anm. 17), S. 157 ff.; Schwarzwälder (wie Anm. 16), S. 68.
29 von Bippen (wie Anm. 26), S. 175 ff.
30 Ebd., S. 177.
31 Der Wortlauf des Schreibens ebd., S. 175 ff.

ausdrücklich angeführt wird, hat bereits Wilhelm von Bippen irritiert.[32] Allerdings ist dies beim Zweck und Tenor des Ratsschreibens auch nicht unbedingt zu erwarten. Man wollte hier nicht einzelne Verluste beklagen, sondern in einem offenen Brief den Erzbischof des Vertragsbruchs anklagen, daher ist das Schreiben »ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des von Erzbischof Albert begangenen Landfriedensbruchs verfasst«.[33] Hierzu gehörten Angriffe auf Leib und Leben von Bürgern und Rat, Plünderung des Rathauses und Burgenbau, aber eben nicht die Zerstörung des Roland, die unter die nicht einzeln genannten Willkürakte fällt. Nachdem der Erzbischof wiederum in einem nicht erhalten gebliebenen Schreiben öffentliche Anklagen gegen den alten Rat verbreitet hatte, setzte sich der Rat auch hiermit im Einzelnen auseinander.

Auch dieses Dokument vom August 1366, in dem der Rat auf zahlreiche Beschuldigungen des Erzbischofs in der Form einer Klagschrift antwortete, deckt sich mit den chronikalischen Nachrichten.[34] Das sehr ausführliche Schreiben ging an befreundete Fürsten und Städte und hebt an mit dem Bruch des Landfriedens, der jedem garantiert habe, bei seinem alten Rechte, seiner alten Freiheit und seinen alten Privilegien zu bleiben (*na lude des lantvredes breves, darynne screven steyt, dat ein jhewelk bliven scal by sinem olden rechte, by siner olden vriheyt, by sinen olden briven unde privilegia*).[35] Zu den Beschlagnahmen im Rathaus erfährt man ergänzend, dass auch das Stadtbuch (*unser stad bock*), die Handschrift der Statuten, also des Stadtrechts von 1303/04 als vornehmster Ausdruck der richterlichen Gewalt des Rats entwendet wurde sowie die Waffen und die Stadtkasse (*armbruste unde schot*).[36] Im Anschluss an die 18 Klageartikel lässt das Schreiben des Rats die konkrete Ausgestaltung der Herrschaft unter dem Erzbischof erkennen: Hohe Geistliche, Mitglieder des Domkapitels, namentlich der Dompropst Hinrik Bischop waren am Verrat beteiligt und spielten bei der Einschüchterung der Bürger, dem Missbrauch des Stadtsiegels und dem Burgenbau in der Stadt eine führende Rolle.[37]

Da der Rat dabei ausschließlich auf die Anschuldigungen des Erzbischofs antwortete, kam der Roland auch hier nicht zur Sprache, selbst die so wichtigen Burgen wurden nur in dem Nachtrag erwähnt, in dem die Mithilfe des verhassten Dompropst Bischop angeprangert wurde.

32 Ebd., S. 175: »Auffallend ist, dass unser Schreiben der Zerstörung des Rolands, die die Chronik berichtet und mit den Worten begleitet ›unde gunden der stat nener vryheit‹ nicht gedenkt.« Auch hier bezieht von Bippen die Bemerkung bezüglich der Freiheit nur auf den Roland, nicht auf die Zwingburgen.
33 Ebd., S. 173.
34 Ebd., S. 177 ff.
35 Ebd., c. 2.
36 Ebd., c. 12.
37 Ebd., S. 185.

Die hier deutlich werdende unrühmliche Rolle der Gefolgsleute des Erzbischofs und die Plünderung der öffentlichen Kassen u. a. durch astronomisch hohe Schuldverschreibungen hatten dazu geführt, dass das Regime des Erzbischofs trotz einer breiten Basis, die nun v. a. auch die Handwerker einbezog, kein Vertrauen gewinnen konnte. Nach drei Wochen war der Spuk zu Ende und die Stadt zurückerobert.[38] Was folgte, waren Rache, Totschlag und öffentliche Exekutionen. Der Erzbischof musste einem Frieden zustimmen, der einer Kapitulation gleichkam und die Stadt wieder in ihre alten Freiheiten und Gewohnheiten einsetzte.[39]

Mit der Restaurierung der alten Machtverhältnisse verlor nicht nur der Erzbischof endgültig seinen maßgeblichen Einfluss auf die innerstädtischen Angelegenheiten, es wurden auch die autokratischen Tendenzen innerhalb der herrschenden Eliten unterstützt, der Ausschluss der Handwerker (Ämter) aus der politischen Verantwortung bestätigt und das Gewicht des Rats gegenüber der Gemeinde gestärkt.[40]

Ausdruck der neu gewonnenen Gewalt des alten Rats in Politik und Verwaltung war die Zerstörung des alten Stadtsiegels, mit dem die Verräter geurkundet hatten. Anstatt Bischof Willehad und Karl den Großen beim symbolischen Gründungsakt von Bistum und Stadt Bremen zeigte das Zweite Stadtsiegel nun Petrus und den Kaiser als Patrone einer nun deutlich vom Erzbischof abgerückten – aber noch immer Kirche und Reich gleichermaßen verpflichteten – Kommune.[41]

Dass die beiden Burgen innerhalb der Stadt entfestet wurden, darf man als sicher voraussetzen, obwohl dazu keine Quellen vorliegen. Was geschah aber mit dem zerstörten Roland? Es ist weder bekannt, wo der erste Roland stand, noch wie er aussah. Da die Chronik seine Verbrennung erwähnt, wird er aus Holz gewesen sein, was nicht ungewöhnlich für derartige Bildnisse ist. Auch dass er sich im Umfeld des Rathauses am Unser Lieben Frauen Kirchhof befand, wird man als sicher annehmen können, zumal seine Erwähnung in der Chronik unmittelbar auf die Schilderung der Kapitulation der Ratspartei an der Rathaustreppe am Unser Lieben Frauen Kirchhof anschließt.[42] Wo anders hätte ein Zeichen der städtischen Freiheit auch Sinn gemacht? Zum Aussehen des ersten Roland lassen sich aber noch aus einer weiteren Bemerkung der Chronik von Rinesberch und Schene Einzelheiten rückschließen. Diese Bemerkung stammt jedoch nicht von Rinesberch und Schene, sondern aus der Feder der Fälscher, die im Umfeld des Rats und des Bürgermeisters Hemeling zu suchen sind, ohne dass man sie mit letzter Sicherheit persönlich namhaft

38 Zu den Einzelheiten vgl. Schwarzwälder (wie Anm. 16).

39 BUB III Nr. 270, 1366 Sept. 26. Vgl. auch Nr. 271-273, Lösung der Verschreibungen und Verpfändung von Stiftsburgen.

40 Schwarzwälder (wie Anm. 16), S. 76 ff.

41 Hierzu von Bippen (wie Anm. 26), S. 182, 184.

42 So noch erklärend die spätere Chronik von Johann Renner in Fortschreibung von Schene »... jegen des rathuses treppen up Unser Leven Frouwen kerckhave, welches nu dat olde rathus is«. Johann Renner, Chronica der Stadt Bremen, Transkription von Lieselotte Klink, Bd. 1, Bremen 1995, S. 306.

machen kann.[43] In der bis 1430 fortgeführten Stadtchronik waren nach dem Tod Herbort Schenes (1414), wohl um 1417, Ergänzungen und Einschübe eingesetzt worden. Wer genau diese Fälschungen vornahm ist hierbei weniger wichtig als die Frage, warum man zu diesem Mittel griff. Zweifellos sollten sie in lokalpatriotischer Absicht Bremens rechtlichen Status heben. So heißt es zum Jahr 1111:

Im jenem Jahr hätten Bremer Bürger – so der Einschub in den Chroniktext – am Kreuzzug ins heilige Land teilgenommen und auf dem Rückweg nach Bremen bei Kaiser Heinrich V. besondere Freiheiten für ihre Stadt »*sunderge vrigheit*« erlangt.[44] Neben der Bestätigung von dem Kaiser vorgelegten alten Rechten aus der Hand Karls des Großen, habe man erwirkt, dass das Rolandstandbild, das bislang das Stadtwappen im Schild führte, nun das kaiserliche Wappen tragen dürfe:

Unde hirvore do hadde Rolandes bilde in sinen schilde stande der stad wapent. Men do desse vorschreven vromen lude to hus quemen, do wart Rolande des keisers wapen vorgedaen na lude des privilegii, dat en de keiser geven unde besegelt hadde.[45]

Der recht plumpe Fälschungsversuch, bei dem versucht wird, neben den angemaßten Privilegien die Existenz des Bremer Roland bis in das frühe 12. Jahrhundert zurückzuführen, ist leicht zu durchschauen. Im Jahr 1111 erhielten

43 Die Frage, wer für die Zusätze und Einschübe in der Chronik und für die zeitgleich entstandenen Anfertigungen mehrerer gefälschter Urkunden zum Rechtsstatus der Stadt Bremen persönlich verantwortlich zu machen ist, und wann diese Falsa genau angefertigt wurden, hat die bremische Geschichtsschreibung seit dem 19. Jahrhundert wiederholt und ohne sicheres Ergebnis beschäftigt. Bereits von Bippen wies in diesem Zusammenhang auf Johann Hemeling hin (1883). Wilhelm Stein (1906) schloss sich dem an und datierte die Fälschungen Hemelings auf nach 1420. Auch der Herausgeber der Chronik, Hermann Meinert (1968), legte sich auf die Autorenschaft Hemelings fest. In einer kritischen Rezension der Chronik-Edition verwies Schwarzwälder (1972), der bereits Schene als möglichen Fälscher ins Spiel gebracht hatte (1954), auf die letztlich fehlenden Beweise für eine persönliche Autorenschaft Hemelings und wies auf dem Rat nahestehende Kreise, also auf potenziell mehrere Personen hin. Hägermann (1978, 1979 und 1982) untersuchte intensiv die Fälschungen und sprach von einem Fälscherkreis im Umfeld des Rats, der nach 1415 um Bürgermeister Johann Hemeling tätig gewesen sei. Auch Lieselotte Klink (1988) stellte fest, dass weder die Täterschaft Hemelings, noch die seines Schreibers beweisbar sei, dass aber sicher sei, dass die Urkunden- und Chronikfälschungen »ihren Ursprung im Rat selbst oder in seinem engeren Umkreis hatten«. Klink, Johann Hemelings (wie Anm. 11), S. 26, dort auch eine Literaturübersicht zu dieser Frage.

44 Vgl. Dieter Hägermann, Einige Bemerkungen zu den gefälschten Urkunden Heinrichs V., Wilhelms von Holland und Wenzels für die Stadt Bremen, in: Brem. Jb. 56, 1978, S. 15-38.

45 Rinesberch und Schene (wie Anm. 17), c.122, S. 41. An einer weiteren Stelle der Chronik, bei einem ebenfalls später eingeschobenen und fiktiven Streitgespräch eines Bremer und Lübecker Bürgers, das angeblich 1307 stattgefunden haben soll, wird nochmals auf die Bremer Privilegien und den Schild des Roland Bezug genommen. Ebd., c. 400, S. 97 ff., hier S. 98.

die Bremer kein Privileg von Heinrich V., auch hatten sie damals weder einen Roland noch überhaupt ein Stadtwappen, das ihn hätte zieren können. Doch wie verhält es sich mit dem Wahrheitsgehalt der Aussage in Bezug auf den Roland des 14. Jahrhunderts?

Der Einschub in die Chronik versucht zu erklären, wie die Bremer zu dem Recht kamen, dass ihr neuer Roland das kaiserliche Wappen trägt und warum schon ihr alter Roland bereits den Kaiserschild trug. Dagegen, dass dies alles wie ein von den gleichen Tätern angefertigte Privileg von 1111 frei erfunden war,[46] spricht, dass die Fälscher mit der Berufung auf das alte Rolandstandbild den für ihr Vorhaben vergleichsweise sicheren Boden der Urkunden- und Chronikmanipulation verließen. Die umfangreichen Falsa und Einschübe, die in jenen Jahren im Umfeld des Bremer Rats fabriziert wurden, lassen unabhängig von der Frage der persönlichen Täterschaft sowohl eine hervorragende Kenntnis der bremischen Geschichte wie auch der Kanzleigewohnheiten erkennen. Sowohl die falschen Urkunden und Siegel wie auch die flankierenden Einschübe in die Stadtchronik ergeben ein komplexes, professionell gefertigtes Gebilde, dessen Wahrheitsgehalt von den Zeitgenossen kaum zu durchschauen war. Wenn schon die moderne Diplomatik hier Probleme hat, wer sollte dann zu Anfang des 15. Jahrhunderts im Bremen die Berufungen auf Karl den Großen und Willehad, echte und falsche Urkunden von Kaisern und Königen sowie manipulierte Chronikabschnitte kritisch untersuchen können? So mögen die Zeitgenossen auf der Basis von Chronik und Urkunde durchaus geglaubt haben, dass die Bremer von Heinrich V. schon 1111 das Recht zugestanden bekamen, den Roland statt mit ihrem Stadtwappen mit dem Kaiserwappen zu schmücken.[47] Über den 1366 zerstörten Roland war eine Falschaussage jedoch weitaus schwieriger zu machen. Immerhin hatte der Roland für jedermann sichtbar offen in der Stadt gestanden. Hätte man ihn und seinen Schild frei erfunden, hätte dies von Zeitzeugen, die es mit Sicherheit auch im Umfeld des Rats noch gab, leicht als Falschaussage entlarvt werden können. Wenn man die für die Anfertigung der Falsa in der Forschung strittigen Daten (1404 – 1420) zugrundelegt, ergibt sich bis 1366 ein Zeitraum von 40 – 50 Jahren. Man mag über diese Zeitspanne hinweg Rechtsverhältnisse oder Aussagen zu Personen falsch darstellen können, aber ein öffentliches Standbild an zentraler Stelle der Stadt in seiner Gestalt falsch wiederzugeben oder seine angebliche Existenz gar ganz zu erfinden, würde den Fälscher einem hohen Risiko aussetzen, entlarvt zu werden. Dies zumal, wenn man jederzeit damit rechnen musste, dass Gegner

46 Zur Anfertigung der Urkundenfälschungen und zur diplomatischen Kritik vgl. Hägermann (wie Anm. 44).

47 Tatsächlich hat sich jedoch ein eigenes Bremer Wappen wohl erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhundert entwickelt. Vgl. Wilhelm von Bippen, Die Entwicklung des bremischen Wappens, in: Jb.d.brem.Slg. 4, 1911, S. 1 ff. Das Schlüsselwappen lässt sich erstmals im ersten Sekretsiegel bildlich nachweisen, das zeitgleich mit der Anfertigung des Zweiten Stadtsiegel 1366 entworfen wurde. Rinesberch und Schene (wie Anm. 17), c. 491, S. 154 ff., erwähnen die Verwendung eines Stadtwappens bereits beim Bannerlauf im Jahr 1365.

der dargelegten Rechtsposition, diese kritisch hinterfragen würden. Im Gegensatz zu den mit hohem Aufwand hergestellten urkundlichen Falsa – die man dringend benötigte – wäre man mit einem erfundenen Roland zudem ein völlig unnötiges Risiko eingegangen, denn ein solcher war argumentativ nicht nötig.

Warum verband man also die Geschichte des Roland mit der Herkunft der angeblichen kaiserlichen Rechtstitel der Stadt? Nur um zu belegen, dass der Schild des Roland zu Recht das Kaiserwappen führte? Wohl kaum. Gerade dass die Verleihung der angemaßten Privilegien mit der Geschichte des noch im öffentlichen Bewusstsein präsenten alten Rolandstandbildes verbunden wurde, erhöhte die Akzeptanz und Glaubwürdigkeit des gesamten Vorgangs. Dass der alte Roland genau wie der neue das kaiserliche Wappen geführt hatte, konnte man um 1415 sehr wohl noch erinnern und wenn dies Recht in einer Urkunde Heinrichs V. verliehen worden war, so stieg damit wie mit einem echten Siegel an einer gefälschten Urkunde auch die Glaubwürdigkeit der anderen in ihr behaupteten Vorgänge.

Nimmt man die chronikalische Nachricht von der Verbrennung des Roland 1366 ernst,[48] so kommt man kaum umhin, auch seine Ausstattung mit dem Wappen des Kaisers im Schild als glaubwürdig anzusehen. Und wenn er einen Schild führte, dann trug er wohl auch ein Schwert. Nichts wesentlich anderes wird man auch von einem ritterlichen Standbild erwarten dürfen.[49]

An die zweifellos falsche Rückdatierung des Roland bis ins Jahr 1111 schließt die Frage an, wann er denn wirklich errichtet wurde. Da er nirgendwo sonst erwähnt wird, ist auch dies nicht überliefert. Es spricht manches dafür, dass er nicht allzu lange vor 1366 aufgestellt wurde. Anders als der in der Chanson de geste und im Rolandlied ab dem 11. und 12. Jahrhundert weit verbreitete

48 Nach den Bemerkungen von Meinert zur Beteiligung Hemelings und zu den Einschüben gehören die Vorgänge von 1366 zu den nicht verdächtigen Teilen der Chronik. Sie zeichnen sich im Gegenteil durch eine chronologisch, inhaltlich wie formal einheitliche Struktur aus, die auf den Zeitzeugen Schene verweist. Vgl. Rinesberch und Schene (wie Anm. 17), S. XXIVff. Die Glaubwürdigkeit dieses Teils der Chronik ist auch von anderen Autoren nicht angezweifelt worden, auch wenn Schwarzwälder (wie Anm. 16), S. 69, durchaus richtig anmerkt, dass die Nachricht zum Roland eine nicht nachprüfbare Mitteilung sei.

49 Warum es alsbald nicht zur Errichtung eines neuen Roland kam, ist nicht bekannt. Dass zwischen 1366 und 1404 nichts über einen Roland in Bremen verlautet, belegt nicht zwingend, dass es keinen gab. Die Chronik von Rinesberch und Schene erwähnt nichts dergleichen, aber sie übergeht auch die Errichtung des Roland von 1404 und sogar den Rathausbau ab 1405 mit Schweigen. Auch der neue Roland von 1404 spricht nicht zwingend gegen die Existenz einer schon vorhandenen Statue. Immerhin war die Errichtung der prachtvollen Monumentalstatue 1404 notwendig wegen der Verlegung des Rathauses und des gesamten Marktareals, auf dem sie stehen sollte. Die Memorialnotiz zum neuen Roland im Rechnungsbuch sagt, dass, »als nach Gottes Geburt 1404 Jahre vergangen waren, der Rat von Bremen Roland aus Stein« habe errichten lassen. Sie nennt die Statue ohne weitere Erläuterungen beim Namen und gibt einen ausdrücklichen Hinweis auf das Baumaterial.

Roland als literarischer Held und Märtyrer lassen sich städtische Rolandstandbilder überhaupt erst ab der Mitte des 14. Jahrhunderts nachweisen.[50] Nach Hamburg (1344) ist bereits Bremen (1366) der älteste Beleg.[51] Es ist für das Aufkommen der Rolande in dieser Zeit wiederholt auf Bezüge zu Karl dem Großen, dem Reich, dem Kaiserrecht und allgemein dem Recht autonomer Städte hingewiesen worden. Die dabei angeführten Theorien müssen hier nicht erläutert werden, zumal es fraglich ist, ob für die Errichtung der Bildsäulen einheitliche Gründe oder auch Beziehungen untereinander maßgeblich sind.[52] Unlängst ist für die Mitte des 14. Jahrhunderts auch auf die Rolle Kaiser Karls IV. (1316 – 1375) hingewiesen worden,[53] der den Kult Karls des Großen in seiner Regierungszeit (1349 – 1375) außerordentlich beförderte und sich ebenso um die Verehrung Rolands bemühte, Roland-Reliquien persönlich erwarb und an der Prager Karlsbrücke ein Rolandbildnis aufstellen ließ.[54] Von Karl IV. lassen sich aber keine direkten Bezüge zu Bremen feststellen.

Die 40er und 50er Jahre des 14. Jahrhunderts waren für Bremen eine turbulente Zeit, die durch Fehden, Unruhen und Pest gekennzeichnet war und in der sich Bremen endgültig dem Städtebund der Hanse anschloss (1358).[55] Die Erzbischöfe als Stadtherren in Bremen und als Landesherren im Erzstift befanden sich nach dem Tod von Erzbischof Otto I. 1348 in einem Zustand rapiden Machtzerfalls.[56] Über Jahre stritten zwei Kandidaten um den Bremer Erzsitz.[57]

Aus den Wirren der sog. Erzbischofsfehde, in der in wechselnden Konstellationen die Stadt Bremen, die Stiftsritter und die Adelshäuser der Region

50 Vgl. zur Legende und Verehrung N. H. Ott, Roland – Verehrung, in: Lexikon des Mittelalters, 7, München 1995, Sp. 952 f.; zur Literatur ebd., Roland – Literatur, Sp. 954 f. sowie die Beiträge von Antonio Cid, Michel Boutet und Elisabeth Lienert in diesem Band.

51 Wolfgang Grape, Roland. Die ältesten Standbilder als Wegbereiter der Neuzeit, Hürtgenwald 1990, hier S. 12 f., 49. Zur letztlich ungeklärten Frage von Ursprung, Bedeutung und exakter Chronologie der zahlreichen untergegangenen und erhaltenen Rolandstatuen ist mittlerweile umfangreiche Literatur erschienen, so zuletzt mit reichhaltigem Bildmaterial Dietlinde Munzel-Everling, Rolande. Die europäischen Rolanddarstellungen und Rolandfiguren, Dößel 2005.

52 Vgl. kurz zusammenfassend W. Trusen, Roland – Recht, in: Lexikon des Mittelalters, 7, München 1995, Sp. 953 f.

53 Karl IV. (1316 – 1375), aus dem Haus Luxemburg, als böhmischer König ursprünglich Wenzel, nahm den Herrschernamen Karl an, römischer König 1349, Kaiserkrönung 1355.

54 Dietlinde Munzel-Everling, Rolandfiguren und Kaiserrecht. Zum rechtshistorischen Hintergrund der Errichtung von Rolanden, in: Pötschke (wie Anm. 24), S. 146 f.

55 Konrad Elmshäuser, Bremen und seine Kaufleute – Konflikte und Kämpfe, in: Gabriele Hoffmann und Uwe Schnall (Hrsg.), Die Kogge. Sternstunde der deutschen Schiffsarchäologie (Schriften des DSM 60), Hamburg 2003, S. 206 - 233.

56 Vgl. Konrad Elmshäuser, Die Erzbischöfe als Landesherren, in: Hans-Eckhard Dannenberg und Heinz-Joachim Schulze, Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser, Bd. 2, Stade 1995, S. 180 ff.

57 Hermann Albert Schumacher, Die bremische Erzbischofsfehde zur Zeit des großen Sterbens 1348 – 1351, in: Brem. Jb. 6, 1872, S. 223 - 250.

versuchten, ihre Kandidaten auf den Bremer Erzstuhl zu bringen, gingen die Stiftsstände und die Stadt gestärkt, die erzbischöfliche Landesherrschaft aber massiv geschwächt hervor.[58] Erzbischof Albert II., der das Amt seinem Vater Herzog Magnus von Braunschweig verdankte, musste sich 1360 am Ende der Fehde gegen zahlreiche Widerstände im Stift durchsetzen – am längsten verweigerte ihm der Bremer Rat die Gefolgschaft. Erst 1362 ließ man Albert in die Stadt. Die im Gegenzug zur Huldigung ausgestellte Bestätigung der Privilegien Bremens erwähnt in dem kurzen Text allein vier mal die alten *jura et libertates* – Rechte und Freiheiten – der Stadt.[59] Es wäre kaum verwunderlich, wenn der Rat in dieser turbulenten Zeit, in der die Stadt frei agieren konnte, die Errichtung eines Roland veranlasst hätte, womit zugleich ein Motiv für den Groll Erzbischof Alberts auf dieses Symbol der städtischen Freiheit erkennbar wird. Dennoch war dieser erste Roland noch nicht der politische Herold der späteren reichsstädtischen Ambitionen,[60] sondern vielmehr das kommunale Rechtszeichen einer selbstbewussten und aufstrebenden Handelsstadt, die mit ihm besondere historische Beziehungen zu Kaiser und Reich verband.

Der neue Roland war im Jahr 1404 aber bereits sehr viel mehr als nur eine dauerhaftere und prächtigere Version seines hölzernen Vorgängers. Er markierte das neue Zentrum der Stadt, das von nun an nicht mehr der alte Markt am Unser Lieben Frauen Kirchhof sein sollte.

3. Das alte Bremer Rathaus

Kernpunkt dieser städtebaulichen Maßnahme waren Neubau und Verlegung des Rathauses. Warum zu Beginn des 15. Jahrhunderts der Rat den Entschluss fasste, das alte Rathaus zugunsten eines Neubaus aufzugeben, lässt sich den Quellen nicht direkt entnehmen. Neben rein praktischen Erwägungen, die durch Lage, Größe und bauliche Gestalt des alten Baus diktiert waren, wird man hier vor allem an den um 1400 gestiegenen Repräsentationsbedarf der städtischen Führungsschicht denken müssen.[61]

58 Jürgen Bohmbach, Stade und die Erzbischöfe von Bremen – Gottfried von Arnsberg, die Erzbischofsfehde und das Begräbnis in der Stiftskirche St. Georg, in: Torsten Lüdecke (Hrsg.), Die Zeughausgrabung in Stade, Stade 1998, S. 18 - 23, hier S. 21.

59 BUB III Nr. 185, 1362 April 29. Die Chronik von Rinesberch und Schene führt hierzu aus, dass der Rat mit dem Vater Alberts, Herzog Magnus ausgehandelt hatte, man müsse zunächst der Stadt »ere Vrigheit besegelen, dat were ere olde sede, wonheit unde recht«, worauf Magnus zusagte, »syn sone scholde dat mit guden willen doen«. Rinesberch und Schene (wie Anm. 17), c.485, S. 151 f.

60 Diese Eigenschaften schreibt Grape (wie Anm. 51), S. 29 pauschal dem ersten Roland zu.

61 Dies war auch in anderen Städten ein wesentliches Motiv für derartige Baumaßnahmen. Stephan Albrecht, Mittelalterliche Rathäuser in Deutschland, Darmstadt 2004, hat dies in der neusten übergreifenden Publikation zum Thema Rathausbau so zusammengefasst: »Die Entstehung der Bauaufgabe Rathaus entsprang nicht einer funktionalen Notwendigkeit, sondern einem repräsentativen Willen zur Selbstdarstellung des Rats.« Ebd., S. 25.

Es ist nicht bekannt, wann das alte Rathaus errichtet wurde. Im Jahr 1229 wird es erstmals urkundlich erwähnt. Es wird zu dieser Zeit schon als selbstverständlich zum Stadtbild zugehörig angesehen, muss also schon eine gewisse Zeit in Nutzung gewesen sein. Der Zeitpunkt der Ersterwähnung – die 20er Jahre des 13. Jahrhunderts – fällt in eine Phase der beschleunigten Entwicklung der Stadt und ihrer Einrichtungen. Neben dem Rathaus (1229) fallen auch das quellenmäßige Auftauchen des Rats (1225), der Stadtmauer (1229), des Stadtsiegels und der Weserbrücke in jene Zeit. Auch die Urkunde, die das Rathaus erwähnt, entstand im Zusammenhang der nun forcierten Stadtentwicklung. 1229 regelte Erzbischof Gerhard II. auf Anweisung des Papstes die Grenzziehung zwischen den altstädtischen Kirchspielen Unser Lieben Frauen, Sankt Ansgarii und Sankt Martini, die aus der Aufteilung der Gemeinde Unser Lieben Frauen hervorgingen.[62] Eine einzige Großpfarre konnte zu dieser Zeit die gewachsene Bevölkerung nicht mehr versorgen.[63] Bei der Beschreibung des Grenzverlaufs zwischen St. Ansgarii und Unser Lieben Frauen folgt die Urkunde vom Herdentor kommend dem Straßenverlauf der Sögestraße bis zur Einmündung in die Obernstraße mit folgenden Worten:

(...) a porta gregum per medium ipsius platee usque ad domum theatralem et per arcum ipsius domus, ubi transitus est communis (...)

(vom Herdentor auf der Mitte dieser Straße [d. i. die Sögestraße] bis zum Rathaus und durch den Bogen dieses Hauses, wo der öffentliche Durchgang ist)

Die Baulichkeit ist, da sie durch die Beschreibung genau lokalisierbar ist, schon früh mit dem ersten Bremer Rathaus identifiziert worden. In der Urkunde von 1229 mag zunächst der Begriff einer *domus theatralis* befremden, doch erschließt gerade dieser Terminus, der sich auch in anderen Städten für frühe kommunale Rats- und Versammlungshäuser nachweisen lässt, Informationen über die funktionale Nutzung des Baus. Die *domus theatralis* meint ein öffentliches Schau- und Kaufhaus, in dem man zunächst für kommerzielle Zwecke zusammenkam und Waren geschützt vor Wettereinflüssen anbieten konnte. Das Gebäude diente aber gleichermaßen auch der frühen Stadtgemeinde als großer wetterfester Ort für Zusammenkünfte wie wohl auch bereits den administrativen Zwecken des noch jungen Rats. Diese funktionale Kombination von Kommune und Kommerz ist keineswegs ungewöhnlich, sie ist vielmehr bei der Genese des Bautyps Rathaus gerade in Norddeutschland an vielen Orten anzutreffen, wo frühe Quellen des 13. Jahrhunderts nur selten zwischen Kaufhaus (*theatrum*) und Rathaus (*domus consulum*) unterscheiden.[64] Während sich in Deutschland Ratsorgane und Ratsverfassung erst um

62 BUB I Nr. 150, 1229 vor März 20. Vgl. zum alten Rathaus Franz Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet, Bremen 1882, S. 108 f.; Wilhelm von Bippen, Geschichte der Stadt Bremen, Bd. 1, Bremen 1892, S. 114 f.

63 Vgl. hierzu Herbert Schwarzwälder, Die Kirchspiele Bremens im Mittelalter. Die Großpfarre des Doms und ihr Zerfall, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 32, 1960, S. 147-191.

64 Stephan Albrecht, Mittelalterlicher Rathausbau in Norddeutschland, in: Ursula Schädler-Saub und Angela Weyer (Hrsg.), Mittelalterliche Rathäuser in Niedersachsen und Bremen – Geschichte. Kunst. Erhaltung, Petersberg 2003, S. 26.

1200 herauszubilden beginnen, waren die Gemeinden schon sehr viel früher von den Stadtherren an Teilen der kommunalen Verwaltung beteiligt worden. Für ihre periodischen Zusammenkünfte benötigten sie Räumlichkeiten von entsprechender Größe, ohne dass dabei bereits eigentliche Verwaltungsbauten notwendig waren. Da in den Städten an den zentralen Marktplätzen auch oftmals größere überdachte Hallen für die Auslage von Waren – zumal empfindlichen und wertvollen Waren wie Tuchen – errichtet wurden und zudem die im Handel engagierten Kaufleute zumeist die städtischen Führungsschichten stellten, lag es nahe, diese Baulichkeiten für beide Zwecke zu nutzen. Vor allem die Tuchhändler tauchen bereits früh als organisierte Kaufleute und als wohlhabende, oft mit den frühen Ratsorganen verbundene Schicht auf. Sie benötigten für ihre wertvollen Waren Tuchhallen oder Gewandhäuser, die als Kaufhäuser vielerorts, so in Hannover, Lüneburg und Stralsund bauhistorisch der Genese der späteren Rathäuser voranstanden und diese oder Teile von ihnen wie die Keller oft auch noch lange danach nutzten.[65] So verfügte das Stralsunder Rathaus in der Tuchhalle im Ratskeller über nach außen und innen offene Wandschneiderbuden. Ein Stralsunder mittelniederdeutsch-lateinisches Wörterbuch des 14. Jahrhunderts verdeutlicht in seiner Erklärung des Wortes Kaufhaus / Rathaus diese Doppelnutzung unter Verwendung des auch in Bremen genannten Begriffs: *kophus rathus – teatrum capitolium*.[66]

Auch in dem in Bremen noch 1229 als *domus theatralis* bezeichneten Haus hat sich in den folgenden Jahren eine funktionale Trennung vollzogen, die es im Innern ganz überwiegend den Bedürfnissen der öffentlichen Verwaltung unterwarf. So wird es bereits 1251 erstmals ausdrücklich – wie auch später durchgängig – als Rathaus bezeichnet, als der Rat und der Vogt eine Urkunde zugunsten des Deutschen Ordens in *domo consulum*, also im Rathaus, ausstellten.[67] Auch noch sehr viel später, als bereits der neue Rathausbau am Markt stand, blieb der alte Bau als *dat olde radhus* im öffentlichen Bewusstsein präsent.

4. Der alte Markt

Wo das erste Rathaus lag, lässt sich aus der Beschreibung von 1229 und aus späteren Quellen genau lokalisieren. Das Gebäude nahm ein Grundstück an zentraler Stelle ein: es war nach Süden von der Obernstraße, nach Westen von der Sögestraße und nach Osten von Unser Lieben Frauen Kirchhof begrenzt. Im Norden trennte es ein Durchgang von der später hinzugefügten Ratsschreiberei, dem *scriptorium*. Damit lag das Gebäude »an der Schnittstelle zwischen Kaufleutesiedlung und Handwerkerviertel«, am Kreuzungspunkt

65 Albrecht, (wie Anm. 61), S. 23 und ders. (wie Anm. 64), S. 25 f. In vielen Städten gingen die Rathäuser direkt aus den Tuchhallen oder den Gildehäusern der Tuchmacher und Wandschneider hervor. Vgl. ebenda.

66 Stadtarchiv Stralsund, Sign NB 27. Vgl. Begriff Rathus, in: D. Möhn, Hrsg., Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, Band 2, Neumünster 2004.

67 BUB I Nr. 249, 1251 April 28. Unter diesem Begriff auch in späteren Quellen, so BUB IV Nr. 13, 1382 März 29.

der beiden wichtigsten innerstädtischen Verkehrswege, die vom Herdentor zur Obernstraße (Nord-Süd) bzw. vom Ostertor entlang der Obernstraße (Ost-West) verliefen und zugleich am Zentrum des kommerziellen Geschehens, dem großräumigen Gelände des alten Marktes.[68] Gegenüber der Ratsschreiberei diente der fest gemauerte und feuersichere Nordturm der in frühen Quellen als Marktkirche (*ecclesia forensis*) bezeichneten, späteren Ratskirche Unser Lieben Frauen als feste Kammer (*trese*) für die wichtigsten Urkunden der Stadt.

Das Gelände des Marktes ging im frühen 13. Jahrhundert in Form und Umfang erheblich über das heute als Markt bezeichnete Areal hinaus, wobei es den heutigen Markt voll einschloss. Das Marktgelände, bereits im frühen Mittelalter aus der Funktion des Dünenhangs nördlich des Balgehafens als Treffpunkt von Fernhändlern hervorgegangen, geht auf die Ursprünge der Kaufmannssiedlung in Bremen zurück. Im Osten wurde es durch den schon in der Frühzeit befestigten Grenzverlauf der Domimmunität begrenzt; im Süden, am Fuß der Weserdüne, auf der sich der Dom erhob, durch den Verlauf der Balge, der schon auf Braun-Hogenbergs Plan nur noch in einem kurzen Teilstück hinter dem Schütting oberirdisch erkennbar ist.[69] Die nördliche Grenze bildeten die Grundstücke zwischen Querenstrasse und Unser Lieben Frauen Kirchhof, die westliche Begrenzung folgte oberhalb der Obernstraße den Grundstücken zwischen Unser Lieben Frauen Kirchhof und Sögestraße, unterhalb der Obernstraße bildete der daran anschließende heutige Verlauf der Hakenstraße bis zur Langenstraße die Grenze des Markbezirks. Damit bildete der Markt ein riesiges, weitgehend unbebautes Areal im Herzen der mittelalterlichen Stadt, auf dem sich nur im Norden Kirche und Friedhof von Unser Lieben Frauen erhoben sowie im Nordosten und Süden einige Buden und feste Bauwerke.[70] Das im Osten und Süden durch Domimmunität und Balge begrenzte Gebiet war vor allem im Norden und Westen mit Häusern und Buden bestanden, die auf Markt und Handel orientiert waren. Der Name der Hakenstraße, die nach der Anlage eines neuen, der Marktbegrenzung östlich vorgelagerten Gebäudeblocks entstand, geht auf die dortigen Häuser

68 »Auf die räumlichen Marktverhältnisse jener Zeit bezogen konnte die Lage des alten Rathauses kaum günstiger gewählt sein«, so Ulrich Weidinger, Mit Koggen zum Marktplatz. Bremens Hafenstrukturen vom frühen Mittelalter bis zum Beginn der Industrialisierung, Bremen 1997, S. 168.

69 Der Plan gibt hier nicht immer den genauen Zustand wieder, denn um 1590 verlief die Balge noch nicht weitgehend unterirdisch. Dass der Stecher an einigen Stellen vergaß, den Fluss wiederzugeben, zeigt sich an der Ecke Hinter dem Schütting / Hakenstraße / Bredenstraße, wo zwar die kleine Stintbrücke, nicht aber der Fluss zu sehen ist.

70 Stein wies darauf hin, dass sich die durch Querenstraße sowie durch Sögestraße / Hakenstraße definierte Bauflucht dieses Areals nicht an der Ausrichtung der Kirche Unser Lieben Frauen orientiert, sie also wohl noch vor diesem Bau des frühen 11. Jahrhunderts (erbaut als Kirche St. Veit unter Erzbischof Unwan (1013 – 1029), angelegt wurde. Rudolf Stein, Das vergangene Bremen. Der Stadtplan und die Stadtansicht im Wechsel der Jahrhunderte, Bremen 1961, S. 32.

und Geschäfte der Händler (Höker) zurück und erinnert noch heute an diese Nutzung. Bevor diese Straße entstand, war das erste Gildehaus der Bremer Kaufmannschaft, der alte Schütting, an der Ecke Langenstraße / Hakenstraße noch unmittelbarer Marktanlieger gewesen und hatte damit traufständig zum Markt, zwischen Balge und Stadtwaage das wichtigste Grundstück innerhalb der Kaufleutesiedlung belegt. Das alte Rathaus belegte in der gleichen Bauflucht an der Ecke Obernstraße / Sögestraße das zentralste Grundstück zwischen Kaufleute- und Handwerkersiedlung – ebenfalls traufständig zum Markt. Als nach dem Bau des neuen Rathauses das Marktareal erheblich verkleinert und nach Süden konzentriert wurde, folgte die Kaufmannschaft, die schon seit Anlage der Hakenstraße kein direkter Marktanrainer mehr war, auf das noch heute benutzte Grundstück des Schütting in einer östlichen Bewegung den neuen Gegebenheiten und belegte wiederum gegenüber dem Rathaus einen prominenten Platz am Markt.[71]

Weidinger hat in seiner grundlegenden Studie zur Frühgeschichte der Bremer Hafenentwicklung darauf hingewiesen, dass die Verkleinerung und Verlegung des Marktes auch in Zusammenhang mit geänderten Notwendigkeiten des Schiffsverkehrs und Handelsgeschehens stand. Die vom Balgeufer ausgehende große Fläche für den Fernhändlermarkt war mit der Verlagerung des Schiffsverkehrs von der schmalen Balge an das Weserufer (Schlachte) ab dem 13. Jahrhundert obsolet geworden. Die Fernhandelswaren gingen nun weniger vom Schiff direkt auf dem Markt als vielmehr vom Hafen an der Schlachte in die Häuser der Kaufleute. Der Markt diente nun vornehmlich dem regionalen Warenaustausch und der Versorgung der Stadt, wofür er weniger Raum in Anspruch nahm.[72] Von mehreren Seiten eroberten vor allem ab dem Ende des 13. Jahrhunderts verschiedene öffentliche und private Gebäude das Gelände,[73] ohne dass dies immer wie in der Hakenstraße in eine systematische Bebauung mit einer Straßenanlage mündete. Der neue Rathausbau schloss diesen Prozess 1405 ab.

71 Bei Braun-Hogenberg liegt der heutige Schütting als großes Gebäude am südlichen Rand des »Forum«. Ihm vorgelagert zeichnete der Stecher die Fleischbuden auf dem Markt als (zu) großes hallenartiges Gebäude. Dem westlich daran anschließenden Gebäudeblock zwischen Hakenstraße und Markt – heute die Westzeile am Markt – schließen sich zwischen Obernstraße und Unser Lieben Frauen die ebenfalls als (zu) großes hallenartiges Gebäude wiedergegebenen Schumacherbuden an. Ohne diese relativ späte Bebauung lag vor dem alten Schütting – erkennbar als Eckhaus Hakenstraße-Langenstraße unweit der Stadtwaage – das große Areal des alten Marktes mit einer durchgehenden Bauflucht bis zum Nordende des Liebfrauenkirchhofs. Karten mit Rekonstruktionsversuchen dieser Situation bei Weidinger (wie Anm. 68), S. 167 und bei Herbert Schwarzwälder, Entstehung und Anfänge der Stadt Bremen. Ein Beitrag zur Geschichte des norddeutschen Städtewesens (VStHB 24), Bremen 1955, S. 236.

72 Weidinger, (wie Anm. 68), S. 166 ff.

73 Hierzu gehören Palatium und Praetorium, Wohnhäuser wie der 1405 abgebrochene Wohnturm der Familie Frese, sowie gewerbliche Buden.

5. Form und Gestalt des alten Rathauses

Über Umfang, funktionale Aufteilung und äußere Gestalt des alten Rathauses lassen sich kaum sichere Feststellungen machen. Der Bau stand auf dem langgestreckten Grundstück giebelständig zur Obernstraße und traufständig zur Sögestraße sowie zum Markt. Er belegte eine Grundfläche, die sich bei aller Vorsicht auf ca. 200 qm berechnen lässt.[74] Ob er wie viele andere Rathäuser und wie auch sein Nachfolgerbau von 1405 bereits im Erdgeschoss über eine in den Bau eingezogene Laube verfügte; die zum wichtigsten Bestandteil mittelalterlicher Rathäuser gehörte und zumeist Zwecken der öffentlichen Rechtspflege diente,[75] geht aus den Quellen nicht hervor. Da eine solche Laube nirgendwo erwähnt wird und auch das ursprüngliche Kaufhaus nicht notwenig eine solche besessen haben muss, spricht alles dafür, dass sie auch nicht vorhanden war. Nicht weniger bedeutend für Verkündigungen von Urteilen sowie hoheitliche und repräsentative Akte waren die Freitreppen der Rathäuser, die bei Saalgeschossbauten meist zum ersten Stock führten. Eine Freitreppe wird bei der Schilderung der Ereignisse von 1366 in der Bremer Chronik für das Bremer Rathaus auch tatsächlich als vorhanden erwähnt: an ihr musste sich die Ratspartei um Georg Gröning den Eindringlingen gefangen geben.[76] Dass die Kämpfe hier zu Ende gingen, war wohl kaum ein Zufall: hier verweigerten die Anhänger des Rats bis zuletzt den Eindringlingen den Zugang zum oberen Stockwerk des Rathauses. Der spätere Klagebrief des Rats gegen den Erzbischof lässt bei der Aufzählung der Verluste aus dem Rathaus erkennen, dass dort eine ausgebildete städtische Verwaltungsstruktur vorhanden war, die nicht ohne funktionale Raumaufteilungen ausgekommen sein kann: die erbrochenen Schlösser und die geraubten Urkunden, Siegel, Rechtsbücher, Waffen, Stadtkasse und Kleinodien weisen neben der Schreibstube auch auf andere Gemächer wie eine Stadtschatz- und Rüstkammer hin. Über die Ausmaße und Ausstattung des wohl wichtigsten Bauteils aber, nämlich eines sicher im Obergeschoss gelegenen repräsentativen Ratssaals – unverzichtbar für alle Rathäuser[77] – geben die Quellen keinerlei Hinweis.[78] Es erübrigt sich zu erwähnen, dass auch Hinweise auf künstlerische Gestaltungselemente sowohl innen wie außen fehlen. Wahrscheinlich war der obere, dem Rat vorbehalten Stock des Saalgeschossbaus nur von außen erreichbar und im Innern nicht durch Treppen mit der ebenerdigen Kaufhalle verbunden –

74 Rudolf Stein, Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen, Bremen 1962, S. 240, hat anhand der modernen Grundgrenzen für das Grundstück eine giebelseitige Breite von 13,00 m und eine traufseitige Tiefe von 15,50 m vermutet.

75 Albrecht (wie Anm. 61), S. 33.

76 S. o.

77 Albrecht (wie Anm. 64), S. 32.

78 Nach von Bippen soll in der Bremer Chronik eine Bemerkung des Grafen Moritz von Oldenburg von 1350 betr. Festlichkeiten in der Stadt auf das Vorhandenseins eines Tanzsaals im alten Rathaus hinweisen. Vgl. Wilhelm von Bippen, Die bremischen Gewandschneider, in: Brem. Jb. 27, 1919, S. 62-84, hier S. 73.

eine Bauaufteilung wie sie in vielen Rathäusern üblich war und auch 1405 in den Bremer Rathausneubau übernommen wurde.

Auch ist nicht bekannt, ob der Bau unterkellert war, wobei dies wahrscheinlich ist, da dies vor allem bei aus Tuchhallen hervorgegangenen Rathäusern oft der Fall war. Man weiß auch nicht, ob er im Dachboden als Warenlager genutzt wurde und – besonders bedauerlich – wie das für den Warenhandel und die alltägliche Nutzung wichtige Erdgeschoss gestaltet und von welchen Seiten es zugänglich war.

Wenn der Treppenzugang zum Obergeschoss an der Marktseite lag, muss dies nicht heißen, dass auch zum Erdgeschoss dort der Haupteingang lag. Dieser könnte sowohl zur Söge- wie zur Obernstraße gelegen haben, denn zahlreiche Rathäuser mit Freitreppe weisen den Hauptzugang zum Erdgeschoss an anderer Stelle auf.[79] Allerdings waren sowohl die zur Obern- wie zur Sögestraße weisenden Seiten des Baus später mit Buden belegt und die nördliche Giebelseite zur Ratsschreiberei gelegen,[80] so dass der Haupteingang wohl doch zum Markt an der östlichen Traufseite lag. Die ursprüngliche Funktion als Kaufhaus lässt auch mehrere Eingänge im Erdgeschoss möglich erscheinen. Dass das Erdgeschoss leicht zugänglich gewesen sein muss, ist aus dem Rechnungsbuch des Rathausneubaus zu erschließen. 1405 wurden zu Beginn der Arbeiten am neuen Rathaus die Werkstätten der Bauhütte in den umliegenden Bauten eingerichtet. Dies waren v. a. die östlich und westlich der Baustelle gelegenen Großbauten des Bischofshofs (*biscopes hus* = *palatium*) und des alten Rathauses. Während der Bischofshof die Kalkbrennerei aufnahm, schaffte man Holz und Grausteine in das Rathaus und richtete dort die Werkstätten der Handwerker für die Holz- und Steinmetzarbeiten ein. Eine besonders abgetrennte *kameren, dar dat vensterwerk yn gehouwen ward up deme rathuse* diente offenbar der Anfertigung von Fensterrahmungen, weitere Rechnungsposten lassen erkennen, dass auch schwere Hausteine (Grauwerk) zur Lagerung und weiteren Bearbeitung in das alte Rathaus geschafft wurden.[81] Man wird annehmen müssen, dass sich die zentrale Bauhütte im Erdgeschoss des alten Rathauses befand, das mit Arbeitsstätten für Profilierungen aus Holz sowie für schwere Steinarbeiten ebenerdig für ausreichenden und leichten Zugang eingerichtet gewesen sein muss. Andernfalls hätte man die Bauhütte dort nicht einrichten können.[82] Ob und wie daneben die übliche Nutzung des Baus weiterging, geht aus dem Rechnungsbuch nicht hervor. In den Jahren des Baubetriebs konnte das Rathaus natürlich nicht völlig aus seiner eigentlichen Nutzung herausgenommen werden, im

79 Auch das neue Bremer Rathaus hatte den heute nicht mehr erhaltenen äußeren Treppenzugang zur Oberen Halle im Norden, vgl. Gramatzki, (wie Anm. 7), die Laube im Süden und die Zugänge zur Unteren Halle giebelseitig im Osten und Westen.

80 S. u.

81 Ehmck / Schumacher (wie Anm. 4), S. 274, 275. Rechnungsbuch fol. 7 und 8: Item twen dregheren 8 sware vor grawen steen tho dreghene uppe dat rathus.

82 Vgl. ebd., S. 413.

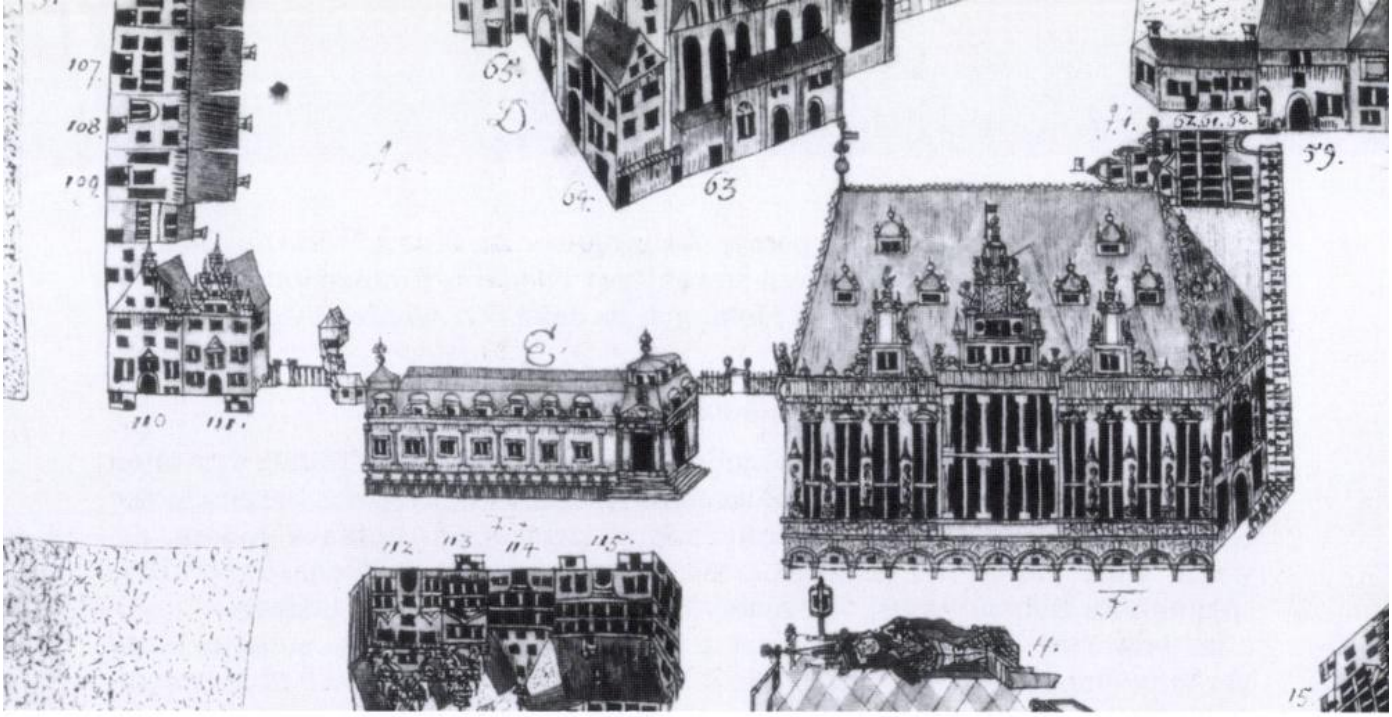


Abb. 1: Bürgerkompanie-Karte von Daniel Heinbach, 1731. Ausschnitt des Gebiets um den Liebfrauenkirchhof: Nr. 110, 111 Altes Rathaus; Nr. 107-109 Sögestraße; Nr. 112-115 Obernstraße zwischen Hakenstraße und Markt; D Unser Lieben Frauen; E Börse; F Neues Rathaus; H Roland

gesamten Baukomplex mit An- und Beibauten versuchte man so gut es ging, Räume für die Werkstätten nutzbar zu machen: so schaffte man sogar Holzwerk in die nördlich angebaute Schreiberei.[83]

Dies führt zu einer weiteren Beobachtung. Anders als das neue Rathaus, das als Monumentalbau aus einem Guss ein für ein mittelalterliches Rathaus ungewöhnlich einheitliches Bauwerk ist, bestand das alte Rathaus aus sehr viel kleinteiligeren Baustrukturen, die nach und nach an dieser Stelle entstanden waren.[84] Im Jahr 1300 erteilte der Rat den Schumachern ein Privileg, das er mit dem Vermerk »*Datum et statutum (...) in magna domo consulum Bremensium*« ausstellte.[85] Da es sich hier um die feierliche Übergabe eines Schriftstücks handelte, das nach ausdrücklicher Aussage der Urkunde im (großen) Rathaus ausgestellt und vollzogen wurde, wurde dies von Donandt als Gegensatz zum nördlich anschließenden kleineren Gebäude der Ratsschreiberei aufgefasst, in der ansonsten üblicherweise die Schriftsätze des Rats ausgefertigt wurden.[86] Wahrscheinlicher ist jedoch, dass das Rathaus aus zwei zusammengelegten Gebäuden bestand, von denen eines größer und das zweite kleiner gewesen ist. Dies erklärt auch, warum es nach dem Verkauf des Rathauses an einen Privatmann im Jahr 1598 so einfach möglich

83 Ebd. und S. 275: vor dat holt to vorende (...) in de scryverie.
84 Dies ist zudem die übliche Baugenese zahlreicher Rathäuser. Vgl. Albrecht (wie Anm. 64), S. 13 ff.
85 BUB I Nr. 542, 1300 August 10.
86 So Ferdinandt Donandt, Der bremische Civilprocess im XIV. Jahrhundert, in: Brem. Jb. 5, 1869, S. 13. Auch, dass es sich bei der major domus consulum um einen vergrößerten Umbau des Rathauses handelt, so Ehmck / Schumacher (wie Anm. 4), S. 409, ist keineswegs zwingend.

war, den Komplex in zwei separate Wohnhäuser zu teilen.[87] Diesen Bauzustand eines Doppelhauses geben sowohl der Plan von Braun-Hogenberg als auch eine letzte Abbildung von Heinbach im Jahr 1731 wieder (Abb. 1).

6. Der Schwibbogen am alten Rathaus

Angesichts der sehr dürftigen Quellenlage zur konkreten Gestalt des alten Rathauses verdient ein Bauteil besondere Aufmerksamkeit, das bereits in der ersten Erwähnung 1229 als ausdrücklich zu dem (Kauf-)Rathaus gehörig erwähnt wird: ein an der Ecke Obernstraße/Sögestraße die Sögestraße überspannender Bogen (*arcus*), der einen öffentlichen Durchgang bildete.

Im Jahr 1382 begegnet der *arcus* in einer Urkunde des Rats anlässlich der Vergabe einer Wandschneiderbude, die als *prope swiboghen sub domo nostro consulari* gelegen beschrieben wird, schon als mittelniederdeutscher *swibogen*.[88] Auch über 150 Jahre nach seiner Ersterwähnung war der Bogen also an der gleichen Stelle noch vorhanden und tauchte wiederum als mit dem Rathaus verbunden auf. Auch im ältesten Lassungsbuch der Stadt wird er als Schwibbogen (*swybogen*, 1443) beim Verkauf von an der Obernstraße gelegenen Immobilien erwähnt.[89] Als Schwibbogen (Schwebebogen von ahb. *swibogo*)[90] bezeichnete man architektonisches Strebewerk, das in mittelalterlichen Städten oftmals auch zwischen Häusern und Gassen gegenüberliegendes Mauerwerk abstützte. Dabei konnte es bisweilen als Brücke zwischen den Obergeschossen ausgebildet, also baulich durchaus flächig und massiv gestaltet sein.[91]

Allen Quellenbelegen zu diesem merkwürdigen Bauteil ist gemeinsam, das sie es nur beiläufig nennen und es mit dem Rathaus verbunden bzw. benachbart beschreiben, ohne jedoch auf die eigentliche Funktion dieses Bogens einzugehen. So hat der Schwibbogen auch gelegentlich die ältere Forschung interessiert, ohne dass man wusste, wie er aussah und wofür er überhaupt diente. Dass es sich um mehr als ein einfaches Strebewerk handelte, das reine Stützfunktion für gegenüberliegendes Mauerwerk hatte, ist sicher. Der Bogen war schon 1229 die Sögestraße überspannend vorhanden, die Urkunde nennt ihn als allgemein bekanntes und zum Rathaus gehöriges (*per arcum ipsius domus*) Bauwerk. Auch in allen späteren Quellenbelegen begegnet er als Bauwerk, das groß und markant genug war, um bei Immobiliengeschäften als topographischer Richtpunkt zu dienen. Das es sich tatsächlich um ein massives

87 So auch schon auf dem Stadtplan von Gerhard Meier von 1664, Herbert Schwarzwälder, Blick auf Bremen, Bremen 1985, S. 19, Nr. 43. S. u.

88 BUB IV Nr. 17, 1382 Dezember 20.

89 Alwin Lonke, Das älteste Lassungsbuch von 1434 – 1558 als Quelle für die Topographie Bremens (VStHB 6), Bremen 1931, S. 116.

90 Swiboghen = gemauertes Gewölbe. Heinrich von Spreckelsen, Verschollener Wortschatz aus Bremer Vorzeit (Schriftenreihe der »Maus«), Clausthal-Zellerfeld 1997, S. 230; so auch August Lübben, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, Hamburg 1888: swibbogen = Mauerbogen.

91 P. W. Hartmann, Kunstlexikon, Salzburg 1996.

Bauwerk gehandelt hat, zeigt auch die Stadtansicht von Braun und Hogenberg. Sie zeigt am Eingang zur Sögestraße von der Obernstraße ein torartiges Gebäude, das die Straße überspannt und mit einem Giebeldach versehen war. Es handelt sich hierbei um die einzige Abbildung des Schwibbogens, der später in den Quellen nicht mehr auftaucht, weil er bald danach abgebrochen wurde. Das Bild macht deutlich, was nach den Schriftquellen vermutet werden durfte: dass es sich nicht um einen an einer Mauer angesetzten einfachen Stützbogen, sondern um ein wohl aus (Natur-)Stein vom Boden auf gesetztes eigenständiges Bauwerk handelte. Seine Bogenmaße entsprechen denen der Schlachtpforten und der kleineren Stadttore.[92] Mit dem markanten Dachaufsatz entspricht seine Größe der umgebenden Bebauung aus Buden und Häusern mittlerer Größe. Wenn der Bogen keine Stützfunktion hatte, wozu diente er aber dann?

Seine Lage ist bemerkenswert. Im frühen 13. Jahrhundert markierte der Bogen an der Kreuzung von Söge- und Obernstraße sowie dem Markt das Zentrum der bürgerlichen Stadt. Mit dem benachbarten Kauf- und Rathaus war er verbunden, ohne dass seine Funktion erkennbar wird. Der Bogen lag in einer Zone intensiver kommerzieller Nutzung, die vor allem durch die komplizierte und teils sehr kleinteilige Bebauung mit Amtsbauten, Wohn- und Geschäftshäusern sowie den weiter unten noch näher zu betrachtenden minderen Gebäuden, sog. Buden, geprägt war. Welchen Sinn machte dort die Überbauung einer wichtigen Straße? Auch, ob die Überbauung der Sögestraße zwischen Rathaus und gegenüberliegendem Gebäude als Bogengang diente, der im Obergeschoss begehbar war, lässt sich anhand des Bildes nicht sicher sagen. Die Bedachung lässt dies durchaus möglich erscheinen.[93]

Diente er als Versammlungs- oder Gerichtsort? Das aus einem Kaufhaus hervorgegangene alte Bremer Rathaus war als ursprünglich wirtschaftlicher Zweckbau den Bedürfnissen des Rats allmählich dienstbar gemacht und um Anbauten erweitert worden. Es verfügte noch über keine (Gerichts-)Laube, wie sie vor allem im Ostseeraum, Niedersachsen und Westfalen für spätere Rathausbauten typisch war und wie sie noch heute die Fassade des Bremer Rathauses als Bauelement prägt. Das alte Bremer Rathaus hat eine solche Laube auch später nicht erhalten. Für eine Laube als Sitz öffentlicher (Gerichts-)Verhandlungen war aber durchaus auch in Bremen am Ende des 12.

92 Von Ernst Dünzelmann, Die topographische Entwicklung der Stadt Bremen, in: Brem. Jb. 14, 1888, S. 27-51, hier S. 37f. ist der Schwibbogen dann auch tatsächlich mit der ältesten Stadtmauer Bremens als porta civitatis (BUB I Nr. 155) in Verbindung gebracht worden. Diese irrrige Annahme wurde bereits von Franz Buchenau, Die Entwicklung der Stadt Bremen bis zum Abschlusse der Altstadt im Jahre 1305, in: Brem. Jb. 18, 1896, S. 1-32, hier S. 22 widerlegt.

93 Die von Stein (wie Anm. 74), S. 240, geäußerte Vermutung, dass durch den begehbaren Schwibbogen eine beträchtliche Erweiterung der Grundfläche des Rathaus im Obergeschoss erreicht wurde, ist nicht belegbar. Er spricht von einer Straßenüberbauung von 7 m Tiefe, ohne eine Angabe zu der ebenso wichtigen, aber aus den Quellen nicht zu ersehenden Breite zu machen. Bei Braun-Hogenberg geht die Breite nicht über die der östlich anschließenden Buden hinaus.

und zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein Bedürfnis vorhanden. Dies jedoch nicht so sehr – wie in spätmittelalterlichen Rathausbauten – als baulicher Ausdruck der voll ausgebildeten Rechtskompetenz des Rates, sondern vielmehr als frei zugänglicher Ort, in dem der erzbischöfliche Vogt unter allmählicher Beteiligung des Rats dem Gericht und den öffentlichen Verhandlungen vorsaß. Wo genau dieser Ort im frühen Bremen lag, ist nicht bekannt, als sicher darf man aber annehmen, dass er sich im Umfeld des Marktes und des alten Rathauses befand,[94] zumal hier nicht nur strafrechtliche Dinge, sondern auch Fragen des Handels- und Marktrechts zur Verhandlung kamen. So ist in der älteren Literatur darauf hingewiesen worden, dass das Gericht des erzbischöflichen Vogtes »unter der nach dem Lieben-Frauen-Kirchhof zu liegenden Laube des ältesten Rathauses gehalten« worden sei.[95] Allein, eine solche Laube hat es an dieser Stelle am Rathaus nicht gegeben. Auch Ferdinand Donandt hat in seinen Untersuchungen zum bremischen Prozesswesen im Mittelalter vermutet, dass das erste Rathaus als Gerichtssitz »nicht blos an der schmäleren Südseite und vor der nördlich angrenzenden scriptoria Bogengänge oder säulengetragene Vorbauten gehabt habe, sondern auch an der längeren Kirchhofseite« und die Bezeichnung Schwibbogen auf das gesamte Gebäude bezogen.[96] Das »Die Vier Bänke« bzw. in anderen Quellen ausdrücklich *praetorium* genannte erzbischöfliche Vogteigericht fand nach dem Bau des neuen Rathauses ab 1405 dort an der Marktfassade unter dem zweiten westlichen Bogen der Rathauslaube seinen Platz.[97] Für die Zeit unmittelbar zuvor wird es im 14. Jahrhundert an einer Stelle des Liebfrauenkirchhofs lokalisiert, die ungefähr zwischen dem Standort des alten und des neuen Rathauses lag und mit Wandschneider- und Schumacherbuden sowie einem zeitweise als Gefängnis genutzten Gebäude bebaut war, das später »Botenkeller« genannt wurde.[98] Bevor hier diese spätmittelalterliche Bebauung angelegt wurde, kann es jedoch durchaus in Verbindung mit der *domus theatralis* gestanden haben, die als Kauf- und Versammlungshaus an zentralem Ort noch keineswegs ein reines Rathaus war.[99]

94 Vgl. u. a. Herbert Schwarzwälder, Das große Bremen-Lexikon, Bremen 2004, Artikel Gerichtsbarkeit, S. 249: »vermutlich zunächst vor dem ersten Rathaus auf dem Liebfrauenkirchhof«.

95 Buchenau (wie Anm. 62), S. 269 f.

96 Donandt (wie Anm. 86), S. 13 f.

97 Konrad Elmshäuser, Die Vogtei- und Kriminalgerichtsbarkeit in Bremen, in: Elmshäuser / Hofmeister (wie Anm. 23), S. 212 - 222, hier S. 216 f.

98 Vgl. hierzu u. a. Donandt (wie Anm. 86), S. 10 ff.

99 In der allgemeinen Entwicklung des Bautyps tauchen nördlich der Alpen Lauben, die noch nicht in die späteren Rathausbauten einbezogen waren, zunächst in Süddeutschland auf. So in Basel, Bern, Rottweil und Freiburg im Breisgau, wo sie als »offene Bauten in der Mitte der Marktstraße angelegt« waren und dem Warenverkauf oder der Rechtsprechung dienten. Albrecht (wie Anm. 61), S. 33 f., hier v. a. zu Freiburg im Breisgau, S. 250 f. Auch in Goslar gab es am Ende des 12. Jahrhunderts noch vor dem Rathausbau eine zwischen Markt und Friedhof gelegene Gerichtslaube, die mit einer offenen Halle verbunden war. Vgl. ebd., S. 33 und 92; Urkundenbuch der Stadt Goslar, Band 1, Halle 1893, Nr. 306 (1186)

Die topographische Nähe zu Kaufhaus und Markt lässt eine Zweckbestimmung der später Schwibbogen genannten Straßenüberbauung an der Ecke Sögestraße / Obernstraße als öffentlicher Ort für rechtliche Regelungen, wie in der älteren Literatur angedeutet,[100] zumindest möglich erscheinen. Dennoch: Wahrscheinlich ist dies nicht. Wenn zur Zeit Erzbischof Gerhards II. die *domus theatralis* und ihr *arcus* mit einer markt- oder vogteigerichtlichen Funktion verbunden gewesen wären, hätte der Erzbischof als Gerichtsherr ihn wohl kaum in einer Urkunde als einfachen »öffentlichen Durchgang« bezeichnet.

Es sind zudem weitere Quellen zum Umfeld der kommerziellen Nutzung des alten Rathauses zu beachten.

8. Die Wandschneiderbuden am alten Rathaus

Das alte Rathaus nahm zur Zeit seiner Errichtung als Kaufhaus den zentralen Platz im kommerziellen Zentrum der Stadt ein. Hierbei hat sich in Bremen bald wie auch in anderen Städten, die schon früh über ein Kauf- und Rathaus sowie über einen nennenswerten Tuchhandel verfügten, eine Vorrangstellung der Tuchhändler in der Benutzung des Kaufhauses herausgebildet. Diese Vorrangstellung gründete sich zunächst auf rein praktische Erwägungen, wie die Notwendigkeit, größere Tuchballen wettersicher lagern und anbieten zu können sowie auf die für Tuchlagerung günstigen klimatischen Bedingungen in den Kellerräumen der Kaufhäuser. Entscheidende Bedeutung kam jedoch in den meisten Städten der hervorgehobenen sozialen Stellung der Tuchhändler zu. Sie gehörten nicht selten dem Rat an und stellten mit den Tuchmachergilden, in denen sie organisiert waren, oft die mächtigste wirtschaftliche Korporation der Stadt, so dass in einigen Städten das Rathaus auf das Gildehaus der Tuchmacher zurückgeht.[101]

Auch in Bremen hat die hervorragende Position der Gewandschneider genannten Tuchhändler dazu geführt, dass die kommerzielle Nutzung des ersten Rathauses als Kaufhaus vor allem mit dem Wandschnitt in Verbindung steht. Die Wandschneider waren die »älteste und vornehmste kaufmännische Genossenschaft in Bremen«.[102] Sie wurden im Jahr 1263 als *societas* vom Rat privilegiert, doch gehen die Ursprünge ihrer Genossenschaft in sehr viel ältere Zeit

und Nr. 351 (1199): halle etiam, que continentur inter lobium fori et cimiterium forensis ecclesie.

100 Donandt (wie Anm. 86), S. 13.

101 Vgl. hierzu Albrecht (wie Anm. 61), S. 23 und ders., (wie Anm. 64), S. 26: »Bei den meisten Rathäusern Norddeutschlands handelt es sich entweder um frühe Tuchhallen, die später zu Rathäusern umgebaut wurden, oder von vornherein um Rathäuser mit Kaufhausfunktionen.« Beispiele für dies enge Nebeneinander von Rathaus und Gewandhaus in einem Bau bieten u. a. Magdeburg, Lübeck und Stralsund. Albrecht (wie Anm. 61), 41 ff., 59 ff. und 218 ff.

102 Ruth Prange, Die bremische Kaufmannschaft des 16. und 17. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Betrachtung (VStHB 31), Bremen 1963, S. 23.

zurück.[103] Während in Bremen den Bürgern die Einfuhr und der Handel mit Tuchen en gros und in Ballen freistand, war der Handel en detail, also der wichtige und profitable Schnitt der Tuche nur den Mitgliedern der Wandschneider-Sozietät vorbehalten. Bereits der ersten urkundlich erhaltenen Privilegierung der Bremer Wandschneider vom Jahr 1263 lässt sich der angesprochene Konnex von hervorgehobener sozialer Position und privilegierter Nutzung städtischer Örtlichkeiten entnehmen.[104] Bremer Bürger durften von Tuchen, die über See eingeführt worden waren, maximal vier gefärbte Tücher bei geschlossener Tür in ihrem Hause verkaufen; der eigentliche Tuchhandel fand öffentlich an anderem Ort statt. Er oblag den Wandschneidern, die wie auch in anderen Städten als den besseren Schichten (*de melioribus*) zugehörig angesprochen werden.[105] Der Rat regelte 1263 detailliert die Nutzung ihrer Verkaufsbuden (*tabernas*), die halbjährlich gewechselt werden mussten, so dass jeweils jeder in die nächstgelegene Bude zog. Dabei durften zwei oder drei Wandschneider (*pannicide*) nur dann gemeinsam eine Bude besetzten, wenn sie ihre Tuche auch gemeinsam verkauften (*nisi sint socii in panno ipsorum*). Eine solche Regelung war nur bei direkt aneinander gereihten Gebäuden durchführbar. Diese müssen unterschiedlich groß gewesen sein und auch bessere und schlechtere Geschäftslagen aufgewiesen haben, zudem müssen sie so rar und begehrt gewesen sein, dass es zu Mehrfachbelegungen kam.[106] All dies erklärt, warum eine kompliziert anmutende Regelung in Gebrauch kommen konnte, die offenbar Streitigkeiten vermeiden sollte.[107] Dass die von mehreren Ratsmitgliedern bezeugte Urkunde nicht ausdrücklich die genaue Örtlichkeit der Wandschneiderbunden nennt, weist zudem darauf hin, dass diese als selbstverständlich bekannt angesehen wurde. Es handelte sich dabei – wie aus weiteren Quellen ersichtlich – um das Areal um das Rathaus. In dem Privileg angesprochene Abgrenzungen der Wandschneider gegen andere Gewerbe wie die Hosenschneider lassen zudem erkennen, dass in Bremen die wohlhabenden Wandschneider das Textilgewerbe völlig dominierten.[108]

Einer knapp einhundert Jahre später ausgestellten Urkunde des Rats, in der er im Jahr 1357 dem Bremer Bürger Johann von Dreie eine Rente von einer Mark aus einer Wandschneiderbude verkaufte, lässt erkennen, dass mittlerweile die halbjährige Rotation zugunsten längerfristiger Vermietung aufgegeben worden war.[109] Diese Rente sollte nämlich alljährlich aus einer bestimmten Wandschneiderbude eingehen, und zwar aus der fünften *taberna pannicidarum* in der Sögestraße, unter dem Haus des (Stadt-)Schreibers gegen Westen gelegen.

103 Zu den Bremer Wandschneidern vgl. von Bippen (wie Anm. 78), S. 62-84.
104 Das Privileg in BUB I Nr. 314, 1236 Mai 1.
105 Ebd.: Et quia pannicide in hac civitate et in aliis civitatibus sunt de melioribus.
106 Zum Bautyp der Bude in Bremen vgl. Lonke (wie Anm. 89), S. 56 ff., 62.
107 Derartige Regelungen sind auch aus anderen Städten bekannt, wo Wandschneiderstände in und an den Rathäusern nicht nur wechselten, sondern auch jährlich neu verlost wurden. Albrecht (wie Anm. 61), S. 23.
108 Von Bippen (wie Anm. 78), S. 63 f.
109 BUB III Nr. 107, 1357 Juni 30.

Die wenige Jahre später vom Rat ausgestellte zweite Bestätigung der Privilegien der Wandschneidersozietät regelte im März 1382 den Vergabemodus für die Bremer *pannicide civitatais nostre sub domo consulum et sub scriptoria civitatis nostre*, also der Wandschneider unter dem Rathaus und der Stadtschreiberei, neu:[110] Wandschneider, die zu jener Zeit die unter dem Rathaus gegen die Obernstraße gelegenen Buden inne hatten, sollten diese gegen eine Miete von jährlich einer Mark ohne Wechsel zwanzig Jahre lang behalten dürfen. Sollte ein Besitzer eine Bude aufgeben wollen, sei dies dem Rat anzuzeigen, der sie neu vergeben könne. Zudem könnten die Bürger mit Erlaubnis des Rats für den genannten Zins von einer Mark jährlich pro Bude in den unter der Stadtschreiberei erbauten oder noch zu erbauenden Buden und auch in den unter dem Rathaus (*sub domo nostro consulari*) nach der Seite der Schreiberei gelegenen Buden Gewand schneiden. Nach Ablauf von zwanzig Jahren sollten die Wandschneider ihre Buden wieder wechseln und für jedes Jahr der Nutzung den Mietzins von einer Mark zahlen, wie es seit alters Gebrauch sei.

Die hier zu beobachtende Unterscheidung von am Rathaus zur Obernstraße hin und im Bereich der Sögestraße zwischen Rathaus und Stadtschreiberei gelegenen Wandschneiderbuden lässt die bereits vermutete Existenz von Toplagen im kommerziellen Zentrum und von weniger begehrten und wohl auch beengteren Lagen erkennen. Erstere waren den *pannicide* reserviert und wurden vom Rat weitervergeben, bei letzteren rechnete der Rat offenbar noch mit zusätzlichen Bauten, die mit Ratserlaubnis gegen die gleichen Bedingungen an Bürger vergeben werden konnten.

Die Neuregelung von 1382 erfolgte nicht ohne Grund. Mit ihr wurde vom Rat zugleich ein Jahrmarkt (*jarmarkede*) ausgeschrieben, auf dem jedermann an zwei achttägigen Terminen im Jahr Wolltuch schneiden dürfe. Dieser Einbruch in das Wandschneiderprivileg war letzteren abgehandelt worden (*in recompensam*) gegen die Zusicherung von Strafzahlungen von zwei Mark an die Wandschneidersozietät bei allen Verstößen außerhalb der genannten Marktzeiten. Die bereits 1263 erlaubte Ausnahme für vier überseeische Tuche wurde nun sogar neben dem Verkauf auch auf das Ausschneiden dieser Tuche ausgeweitet. All dies zeigt, dass das strenge Monopol der Wandschneider in ihren Buden am Rathaus den Bürgern ein Dorn im Auge und wohl auch schon vielfach unterlaufen worden war und dass der Rat zumindest einen Teil des Tuchgeschäfts temporär (an zwei Marktterminen), quantitativ (bis zu vier Tuche zu Hause) oder örtlich begrenzt (in die Buden an der Schreiberei) auch für andere Bürger öffnen musste. Die später in Quellen des 16. Jahrhunderts nachweisbare enge Verbindung der ratsfähigen Familien mit der Wandschneidersozietät und dem auf die Buden am Rathaus beschränkten Wandschnittmonopol, die zu teils heftigem Unmut der Bürger führte, wirft schon bei diesen Vorgängen des 14. Jahrhunderts ihre Schatten voraus.

Dass 1382 Bewegung in die seit alters geregelten Verhältnisse der Bremer Wandschneider und ihrer Verkaufsbuden am Rathaus kam, ist wohl auch einem

110 BUB IV Nr. 13, 1382 März 29.

äußeren Anlass zuzuschreiben. Am Ende des gleichen Jahres bekam der Ratsherr Albert von Dreie vom Rat die Rente aus der Wandschneiderbude (*taberna*) an der Stadtschreiberei, die sein oben erwähnter Vater Johann von Dreie 1357 erworben hatte, auf eine andere Bude überschrieben.[111] Als Grund für diese Transaktion gibt die Urkunde an, dass die Stadtschreiberei zusammen mit der Bude des Albert von Dreie aus altersbedingter Baufälligkeit zusammengebrochen sei (*ex eo quod dicta scriptoria cum dicta taberna ex vetustate corruisset*)! Der im März des gleichen Jahres im Wandschneider- und Marktprivileg gegebene Hinweis auf noch zu errichtende Buden an der Stadtschreiberei hatte also einen plausiblen Hintergrund: man musste sie und die Stadtschreiberei neu errichten lassen. Da Albert von Dreie durch Vorlage der väterlichen Urkunde von 1357 für sich eine neue Verkaufsbude fordern konnte, wird man davon ausgehen können, dass er an dem schlechten Bauzustand unschuldig war und die Stadtschreiberei seine angebaute Bude mitgerissen hatte.[112]

Die dem Ratsherrn Albert von Dreie und seinen Erben zugewiesene neue Bude bringt nun erstmals wieder den Schwibbogen am Rathaus ins Spiel. Sie war nämlich die nächstgelegene Bude nahe dem Schwibbogen unter dem Rathaus, dem Brandenhagen zugewandt (*proxima taberna prope Swiboghen sub domo nostro consulari, versa ad Brandenhaghen*).[113] Die Ausrichtung zum Brandenhagen lässt erkennen, dass es sich um eine der Buden zur Obernstraße und nicht zur Sögestraße handelt.[114]

Nachdem die Buden nun auch über längerfristige Verträge in den Händen ihrer Nutzer waren, wurden sie auch Gegenstand von Immobiliengeschäften. So tauchen die Wandschneiderbuden am alten Rathaus im 15. Jahrhundert auch in den ältesten Lassungsbüchern auf, die seit 1434 Vergaben von Immobilien festhielten.[115] Für das Jahr 1443 sind hier gleich mehrere Transaktionen zu beobachten. Zunächst hatte ein Gerd von Dettenhusen seinen Besitz an der Hälfte von drei »*boden ghelegen up der overen strate thegen den swyboghen*« an Merten Glissing verkauft, dem bereits die anderen Hälften gehörten. Merten Glissing, nun im vollständigen Besitz dieser drei Buden »*gelegen thegen den swybogen by Ghercken Hergensen hus int westen*« (d. i. das Eckhaus Sögestraße / Obernstraße), verkaufte noch im gleichen Jahr am

111 BUB IV Nr. 17, 1382 Dezember 20.

112 Von Bippen (wie Anm. 78), S. 73, mutmaßte, dass der Zusammenbruch der Schreiberei eine Spätfolge der Brandstiftungen von 1366 gewesen sei. Allerdings gibt die Urkunde Altersgründe – also Baufälligkeit – an.

113 BUB IV Nr. 17, 1382 Dezember 20.

114 Von Bippen (wie Anm. 78), S. 72, nennt den Brandenhagen eine städtische Immobilie auf dem Liebfrauenkirchhof. Das quellenmäßig nur selten belegte Toponym scheint auf den Bereich zwischen Liebfrauenkirchhof und Obernstraße zu verweisen. Am 30. 9. 1460 wird an einen »Johan van Dunsen de Hoker« (den Höker) ein Haus »up unser lewen vrouwen hove by dem Brandenhagen int norden« verkauft. Der Eintrag findet sich im ältesten Lassungsbuch, 2-P.2.n.3.d.2.a., S. 122 a3. Für wertvolle Hinweise zum städtischen Rechnungsschriftgut danke ich Frau Karolin Bubke und Herrn Ernst Schütze.

115 Zum Lassungsbuch vgl. Lonke (wie Anm. 89).

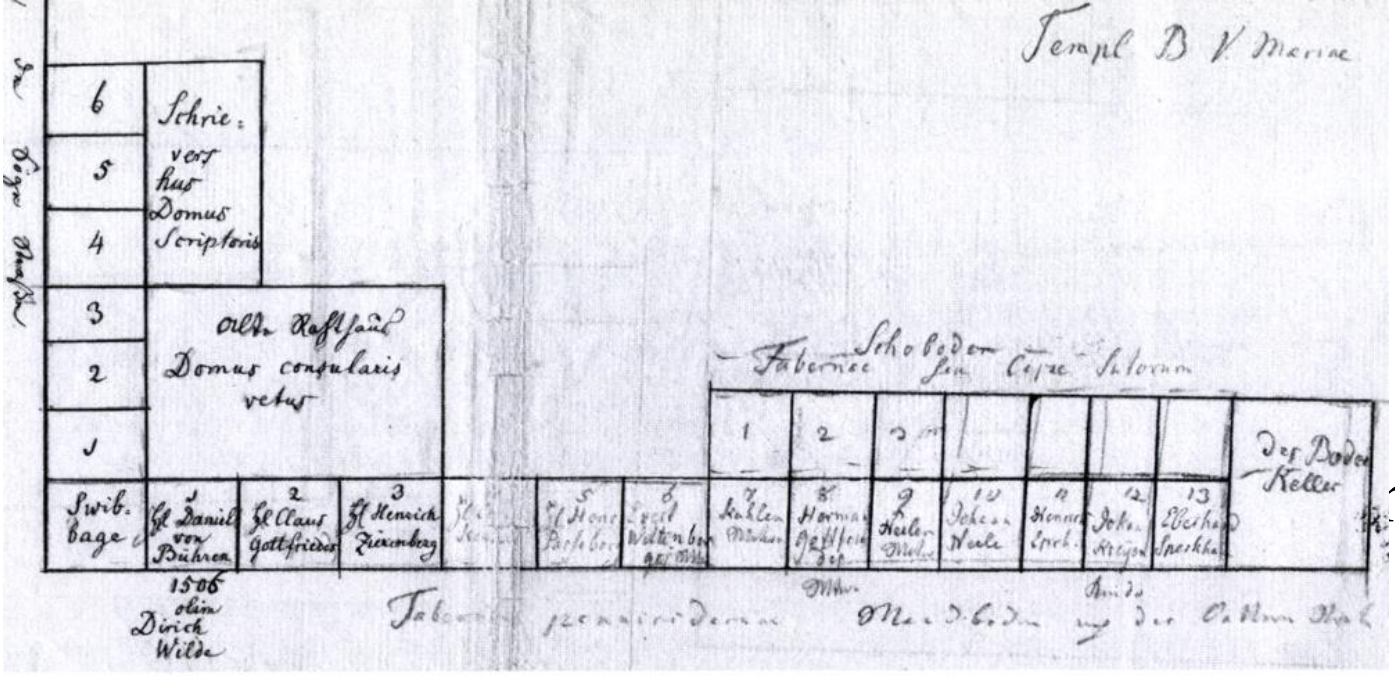


Abb. 2: Situationsskizze zur Lage des alten Rathauses mit dem Schwibbogen, den Wandschneiderbuden und der Schreiberei.

Donnerstag vor Palmen alle drei Buden an Lubber de Wittenborge. Dieser wiederum teilte sich seinen neuen Besitz mit Johann Kote, dem er bald darauf »*de helfte an drey boden gelegen thegen den swyboghen*« verkaufte.[116]

Der nunmehr erkennbare Komplex mit dem Rathaus in der Mitte, dem Schwibbogen über der Sögestraße und den Wandschneiderbuden vor dem Rathaus entlang der Obern- und Sögestraße muss eine sehr enge, kleinteilige Bebauung gebildet haben, in der durch Handel und Stadtverwaltung reges städtischen Leben herrschte.

Wie hat man sich diese Gemengelage im Einzelnen vorzustellen? Sie war zumindest so kompliziert, dass sich noch 1588/89 bei der Wiedergabe von Details im Braun-Hogenbergschen Stadtplan Fehler einschlichen. So ist die Lage des Schwibbogen an der Sögestraße exakt angegeben. Die drei an ihn östlich anschließenden kleinen Häuser – alte Wandschneiderbuden – lagen jedoch tatsächlich vor dem Rathaus, an das der Bogen direkt angebaut war, so wie auch die drei kleinen Häuser – ebenfalls alte Buden – westlich vom Doppelhaus des alten Rathauses tatsächlich längs der Sögestraße lagen. Sehr viel besser lässt sich die Lage der Buden um das Rathaus in einigen Planskizzen erkennen, die sich im Ratsarchiv in der Akte zum Rathaus erhalten haben.[117] Die Situationsskizzen zum alten und neuen Rathaus und zum Liebfrauenkirchhof sind frühestens im 18. Jahrhundert entstanden, sie wollen jedoch Zustände des 16. Jahrhunderts wiedergeben.[118] Der Anlass ihrer Anfertigung und ihr Entstehungszusammenhang sind unklar. Deutlich ist jedoch, dass sie weniger die maßstäblich genauen Abmessungen des alten Rathauses wiedergeben wollen, als dass hier vielmehr die Wandschneiderbuden interessierten. Der ausführlichste Plan (Abb. 2) deutet im Norden die Lage der

116 Lassungsbuch 2-P.2.n.3.d.2.a., 1443 Einträge 32 a4, 32 b1, 32 b2..

117 StAB 2-P.2.n.6.b.Aa. Die Pläne wurden im Jahr 1827 von Senator Heineken aus seinem Hause an das Archiv abgegeben, wo sie in die Rathausakte gelegt wurden.

118 Von Bippen (wie Anm. 78), S. 73 f., weist ihre Entstehung der Hand von Archivar Hermann Post zu, der auf ältere, heute verlorene Vorlagen zurückgegriffen habe.

Liebfrauenkirche an »*Templ(um) B(eatae) V(irginis) Mariae*«, im Westen den Verlauf der Sögestraße »*Platea porcorum die Söge Straße*« und im Süden die Obernstraße »*Wandboden up der Oevern State*«. Das »*Alte Rathaus Domus consularis vetus*« wird mit dem Schwibbogen »*Swibbage*« an der Ecke Sögestraße / Obernstraße wiedergegeben, wobei die Zeichnung den Bogen in der Bauflucht der Buden enden lässt, anstatt ihn richtig nach Westen über die Sögestraße zu ziehen. Nördlich schließt an das Rathaus die Schreiberei, das »*Schrievershus Domus Scriptoris*« an, die zur Sögestraße hin von den Wandschneiderbuden 4 - 6 flankiert wird. Als Quelle der Zeichnung hat u. a. die Urkunde von 1382 über den Wechsel Johann von Dreies von der fünften Bude neben der Schreiberei zur ersten neben dem Schwibbogen gedient.[119] Von den 13 Wandschneiderbuden entlang der Obernstraße standen nur drei direkt vor dem Rathaus, zehn weitere Buden bildeten zusammen mit den nördlich an sie anschließenden Schuhmacherbuden »*Schoboden*« einen Block, der im Osten vom Budenkeller (sog. Boten-Keller) »*Der Boden Keller*« begrenzt wurde.[120]

Besonderen Wert erhält die Situationsskizze durch die Namen der Budenbesitzer, die zumindest für die 13 Wandbuden an der Obernstraße eingezeichnet sind. Es sind dies in der ersten bis zur fünften Bude fünf Ratsherren, die in den Jahren zwischen 1512 und 1524 gemeinsam im Rat saßen: Daniel von Büren d. Ä. (1486 – 1538), Claus Gotfriedes = Nicolaus von Rheden (1488 – 1524), Hinrich Zierenberg (1512 – 1544), Cord Kenckel (1495 – 1530) und Hinrich Pascheborg (1512 – 1539).[121] Die Buden sechs bis 13 waren zumindest nicht in der Hand von Personen, die um jene Zeit im Rat saßen. Auffallend ist, dass gerade die am nächsten zum Rathaus gelegenen Wandschneiderbuden der Obernstraße, die schon im 14. Jahrhundert als die besten Geschäftslagen auffielen, noch am Anfang des 16. Jahrhunderts in der Hand von Ratsmitgliedern sind.

Für den 1229 *arcus* und später Schwibbogen genannten Bauteil des Kauf- und Rathauses wird nun noch deutlicher, dass er kein architektonisch notwendiger, sondern ein funktional mit dem Kaufhaus verbundener Bestandteil war. Er überbaute tor- bzw. hallenartig die Einmündung der Sögestraße in die Obernstraße und bildetet mit dem Kaufhaus und den Wandschneiderbuden eine funktionale Einheit. Zugleich trennte er die Wandschneiderbuden in Geschäftslagen in der Obernstraße und der Sögestraße. Für seinen in den Quellen nicht genannten Nutzungszweck wird damit derjenige als frei zugänglicher, öffentlicher, überdachter Ort an der zentralsten Stelle der Stadt

119 Ihr Text befindet sich kurz zusammengefasst links neben der Zeichnung.

120 Die hier durchgehend gezeichnete Budenreihe war aber zwischen der dritten und vierten Bude mit einem Durchbruch versehen, wie auch in einer zweiten Zeichnung dieses Konvoluts und bei Braun-Hogenberg richtig dargestellt. Andernfalls wäre das Rathaus von der Obernstraße getrennt worden. Von Bippens Folgerung aus einer der Zeichnungen auf den Standort von Rathaustreppe und erstem Roland sind relativ spekulativ. Vgl. von Bippen (wie Anm. 78), S. 73

121 Von Bippens nahm an, dass die Eintragung der Namen um 1520 erfolgt sein muss. Vgl. ebd.

deutlich. Da nichts für eine Nutzung als Gerichtsort spricht, diente auch er wahrscheinlich kommerzieller Nutzung, auch wenn die von ihm überspannte Fläche für eine eigentliche Markthalle wohl zu gering war. Wie das Kaufhaus und die Buden mag auch er zunächst in der Verfügung der Wandschneider gestanden haben.[122] Doch anders als die umgebenden Buden unterlag er keiner nachweisbaren privaten Nutzung oder kommerziellen Vermietung an Einzelne. Er hat in jedem Fall zum ältesten profanen Baubestand der Stadt gehört und ist vielleicht sogar zugleich mit dem Kaufhaus entstanden.

Auch wenn dies durch die Situationsskizze unterstrichen wird, so bleibt doch die Frage, warum gerade für 1520er Jahre die Vermietungsverhältnisse der Wandschneiderbuden am alten Rathaus von Interesse waren? Eine Erklärung hierzu findet sich in Johann Renners Chronika der Stadt Bremen.[123] Renner berichtet für das Jahr 1524 von einem tumultarischen Ereignis, in dessen Zentrum die Wandschneider und ihre Buden am alten Rathaus standen. Anfang März 1524 kamen im neuen Rathaus die »*gemeinheit to Bremen*«, also die Gemeinde, mit den Elterleuten des Kaufmanns, den Sorten und Amtmeistern wegen der Wandschneider zusammen, damit sie ihre »*wantboden voer up der Overstrate under dem olden rathuse, unde ohre privilegien avergeven scholden*«.[124] Die Wandschneider wehrten sich mit ihren gültigen Siegeln und Urkunden gegen diese Forderung und auch der Rat sprang ihnen eilfertig mit der Warnung an die Adresse der Gemeinde bei, dass aus einem solchen Vorgehen viel Böses in späterer Zeit folgen könne, wenn man die Wandschneider nun ihrer Privilegien und Freiheit beraubte. Jedoch es wollte alles nichts helfen (*averst id wolde nicht helpen*), die Gemeinde rang den Wandschneidern die Buden mit Gewalt ab und wandelte – im besten Interesse der Gemeinheit (*im guden schine des gemeinen besten*) – die Geschäftsbuden in Wohnungen um. Bei dieser Enteignung und Wohnraumumwandlung blieb es jedoch nicht. Zusätzlich wurde dem über Jahrhunderte aufrecht erhaltenen Wandschneiderprivileg ein heftiger Stoß versetzt: So sollte ein jeder, der Wandschnitt ausführen wollte, lediglich einen Pfennig zum Einstieg und dann folgend einen weiteren jährlich an den Rat zahlen. Dies wurde von einem Gremium von je vier Ratmännern, Elterleuten, Sorten und Amtmeistern beschlossen und von Renner mit der treffenden Bemerkung kommentiert, dass dies den Wandschneidern geschah wegen des Hasses einiger Bürger, die keine Wandbuden besaßen (*dit geschach den wantsnidern van hates wegen etlicher borger, de nene wantboden hadden*).

Der Vorgang belegt den Unmut, den das Wandschneiderprivileg hervorgerufen hatte und er lässt auch erkennen, warum der Rat, dessen Mitglieder ja selbst die besten Wandschneiderbuden besaßen, versuchte, beschwichtigend einzugreifen. Auch wenn die Wandschneidersozietät es verstand, schon ab 1533 wieder Restriktionen im Wandschnitt und neue Exklusivitätsregeln einzu-

122 Die Vermutung von Ehmck / Schumacher (wie Anm. 5), S. 4, dass unter dem Schwibbogen »besonders die Gewandschneider oder Tuchhändel mit ihren Waren« gestanden hätten, lässt sich aus den Quellen nicht belegen.

123 Renner (wie Anm. 42), Bd. 2, S. 25 f.

124 Ebd.

führen, konnte sie nie wieder an ihre alte Bedeutung anknüpfen.[125] Für die Wandschneiderbuden am Rathaus bedeutete der Protest der Gemeinde das Ende.

Die bei Braun-Hogenberg um 1590 zu kleinen Häusern ausgestalteten Buden waren zu jener Zeit denn auch schon tatsächlich überwiegend in Wohnnutzung übergegangen. Einen zeitnahen interessanten Einblick in die vielfältige Nutzung der ehemaligen Wandschneiderbuden bietet ein im Jahr 1594 erstelltes Register von Einkünften, die an die Liebfrauenkirche aus Handfesten (Immobilienübertragungen) eingingen.[126] Das Register verzeichnet

1. eine Frau (*de Wildesche*), die als Mieterin jährlich wegen »*der Bodenn unnder dem Oldenn Rathuse*« Mietzahlungen leistete, es nennt zudem
2. »*eyne Badesbodenn ock unnder dem Oldenn Radthuse so by de Kerckenn gehort*«, also eine Bude, die zu einer Badestube umgebaut worden war und die zu Liebfrauen gehörte, und
3. »*eyne bodenn ock under dem Oldenn Radthuse der Kerckenn gehörig, dar de Belgentreter inne wanet unnd vor sinn arbeidt darinne frigs wanet*«, also eine mietfreie Dienstwohnung für den Bälgetreter der Orgel von Unser Lieben Frauen.

Die hieraus erkennbare zwar vielfältige, aber im Vergleich zur ehemaligen hochprofitablen kommerziellen Nutzung der Wandschneiderbuden doch minderwertige Umnutzung als einfacher Wohn- und Nutzraum für kleine Leute wird nicht wenig dazu beigetragen haben, dass die ehemaligen Wandschneiderbuden in den folgenden Jahrzehnten verfielen und allmählich verschwanden.

9. Das alte Rathaus nach 1405

Die ursprünglich hervorragende Lage des ersten Bremer Rathauses als Kauf- und Gewandhaus auf einem der zentralsten Grundstücke der Stadt, war dem Bau 1405 zum Verhängnis geworden. Dem in zahlreichen anderen Städten zu beobachtenden Wachstum der Rathäuser um Anbauten und Erweiterungen zu komplexen Anlagen, waren in Bremen auf dem schmalen Grundstück zwischen Sögestraße, Obernstraße und Liebfrauenkirchhof sehr enge Grenzen gesetzt. Dies führte zu dem höchst ungewöhnlichen Beschluss, ein neues Rathaus an völlig anderer Stelle zu errichten. Als in Bremen auf einem Höhepunkt der städtischen Machtentfaltung der Entschluss zu einem repräsentativen Neubau gefällt wurde, gab man daher den alten Standort völlig auf und erbaute das im Kern noch heute erhaltene gotische Rathaus.[127] Rathaus und Roland definierten nun das neue Zentrum der Stadt und erst 1913 musste mit Gabriel von

125 Prange (wie Anm. 102), S. 23.

126 StAB 2-P.2.n.2.a.1.a. Verzeichnis der Einkünfte der Stadtkirchen aus Handfesten. Zu Unser Lieben Frauen werden Handfesten der Jahre 1417–1592 erwähnt. Zur Umnutzung der einzelnen Buden wird anders als bei Häusern keine Datierung angegeben und auch nicht auf Handfesten verwiesen, sie ist also u.U. lange vor 1594 und wohl ohne Ausfertigung einzelner Urkunden geschehen.

127 Zum Rathausbau vgl. Stephan Albrecht, Das Bremer Rathaus im Zeichen städtischer Selbstdarstellung vor dem 30jährigen Krieg, Marburg 1993.

Seidls nicht weniger gelungenem Neubau für maßgebliche Erweiterung gesorgt werden.

Es mag im Übrigen um 1405 den Entschluss der Ratsherren vereinfacht haben, dass mit der Weiternutzung des alten Rathauses als städtische Immobile auch die sehr profitablen Wandschneiderbuden erhalten blieben, die ja zum guten Teil in der Hand dieser Familien lagen. Einem Neubau an alter Stelle wären sie wohl unweigerlich zum Opfer gefallen. Der kommerziellen Nutzung des Komplexes tat der Auszug des Rats somit zunächst keinen Abbruch. Das Gebäude verblieb in der Nutzung durch den Rat und wurde von ihm auch unterhalten. So wurde 1426 ein Maurermeister Everde von Rat und Bürgermeistern beauftragt, Bauarbeiten am »*Radhus, dat nye unde dat olde Radhus*« durchzuführen.[128] Doch erlahmte mit der abnehmenden Nutzung auch der Wille zur Unterhaltung. So war die nach 1382 neu errichtete »alte Schreiberei« bereits im Jahr 1489 nicht mehr erhalten. Eine Urkunde bezeugt in jenem Jahr, dass der Rat den Mauerherren befohlen hatte, die wüste Stätte und den ungenutzten Raum, gelegen beim Schwibbogen und genannt die alte Schreiberei, mit drei Steinhäusern zu bebauen, die forthin frommen Leuten zur dauernden Wohnung zu vermieten seien.[129] Mit dem erneuten Abgang des Schreibereigebäudes war nun also auch die Nutzung des Areals von Verwaltungs- auf Wohnungszwecke übergegangen.

1483 vermietete der Rat das alte Rathaus an das Krameramt, das es für einige Jahre als Amtshaus nutzte.[130] Danach hat es der Stadt als Hopfenlager gedient, was zu seiner Bezeichnung als Hopfenhaus führte. Am Hopfenhaus vermerken städtische Rechnungsbücher im Jahr 1560 Gelder, die als »*bagen hure*« also als Bogenmiete vereinnahmt wurden.[131] Im Jahr 1598 tritt das alte Rathaus neben der bildlichen Darstellung im Stadtplan von Braun und Hogenberg nochmals auch in den Schriftquellen in Erscheinung. Das Stättegeldregister erwähnt zum Jahr 1598, dass ein Albert van Bummelen auf dem Hopfenhaus etliche *bargenn* (Bögen) in Besitz gehabt habe, wovon er Mietzahlungen schuldig gewesen sei. Er habe diese 1598 beglichen und bis auf eine alle Bogenmieten gekündigt.[132] Die vereinbarte Zahlung von 1 ½ Mark

128 StAB 2-P.2.h.6.b.Aa.3.a. Bauten und Reparaturen am Rathaus.

129 StAB 1-Bh 1489 Dezember 20. (...) Dat wy up sodann woeyste stede unde unnutte rum, gelegen by dem swighbogen, geheten de olde scriverye (...) dree steynhuß hebben leggen, tymmeren unnd muren laten. Welcke dree steynhuße de sulven murheren (...) wyllen unnd schullen (...) to ewigen tiden erbaren vramen luden vorhuren.

130 Stein, Romanische (wie Anm. 74), S. 240.

131 StAB 2-P.2.e.1.b.2.a. Rechnungsbuch der Mauerkasse, 1560–1562. Diese »bagen hure uppe dem hoppenhuse«, für die von 10 Männern zum 6.7.1560 je 1 ½ Mark kassiert wurden, kann sich nicht auf die Vermietung des Schwibbogens beziehen. Ob sie für Lagerräume im Innern (je Mauerbogen) oder für Verkaufsstände erhoben wurde, geht nicht aus den Belegen hervor. Zu bagen – bogen vgl. Bremisch-niedersächsisches Wörterbuch, Bd. 1, Bremen 1767, S. 36.

132 StAB 2-P.2.e.10.c.2. Stättegeldregister, S. 212: »Alberth von Bummelenn hefft up deme hoppenn huse gehat ithlick bargenn und dar was he vann tho donde schuldig dat ich anno 98 up osterenn myth eme gereckent hebbe und he (...)

ging aber 1598 und auch in den Folgejahren nicht ein, so dass der Eintrag gestrichen wurde. Die Notiz weist zudem auf kürzlich vorgenommene Umbauten hin, denn sie erwähnt eine neue Kammer. Dies mag damit in Zusammenhang stehen, dass das alte Rathaus im gleichen Jahr aus städtischem Besitz in Privathand überging, die Stadt also gar nicht mehr als Vermieter auftreten konnte. Für 1400 Mark kauften es zwei Bürger, die nun den Komplex (wieder) in zwei Häuser trennten, die nun ebenfalls Wohnzwecken dienten.[133] Diese beiden Häuser waren zu jener Zeit noch umgeben von den ehemaligen Buden, während die letzte Ansicht des alten Rathauses von Daniel Heinbach aus dem Jahr 1731 bereits die zwei Häuser völlig freistehend zeigt (Abb. 1).[134] Sie lassen allerdings noch immer eine gewisse hervorgehobene Form und Qualität erkennen, die sie von der anschließenden minderen Bebauung entlang der Sögestraße abhebt. Jedoch konnte dies, wie auch die Tatsache, dass das alte Rathaus immerhin über 500 Jahre im Herzen der Stadt gestanden hatte, nicht seinen späteren Abriss verhindern. In den Grundstücksgrenzen der Häuser Sögestraße 1 und Obernstraße 1 - 3 haben sich aber die alten Abmessungen dieses stadthistorisch höchst wichtigen Grundstückes bis heute erhalten.

betalde alles was he schuldig was luth mynem bock und des hefft he my de bargenn up secht uth genamenn denn eynen bargenn nagest der neyen kamernn heft he behalden und zahlet dar vor alle jar 1 1/2 Mark.« Auch hier scheint es sich um 1 1/2 Mark für Raummiete im Innern zu handeln.

133 Stein, Romanische (wie Anm. 74), S. 240; Denkmale (wie Anm. 5), S. 4.

134 StAB 7, 138 - Mappe 1, Bürgerkompanie A. Kopie, Original im Focke-Museum Bremen.

Roland und Karl der Große aus hispanischer Perspektive

Von Antonio Cid

1. Roland in Europa

Der besondere symbolische Charakter, den Roland in vielen deutschen Städten – und besonders in Bremen – genießt, überrascht aus der spanischen Perspektive. Roland wird in Deutschland nicht nur als christlicher Held, der wie ein Heiliger im Kampf für seine Religion stirbt, verehrt, sondern die Figur erhält darüber hinaus noch die Bedeutung, Repräsentant der Gesetze und des Rechts, der zivilen und gewerblichen Freiheiten einer Stadt zu sein. Man sieht in ihm den Beschützer des urbanen Raumes, in dem die wichtigsten bürgerlichen Aktivitäten stattfinden.

Diese Funktion des Rolands als säkularer und sakraler Schutzheiliger einer Stadt, eine Funktion, die uns in Spanien sehr erstaunt, besitzt ihre Ursache sicherlich im »Französischen Stoff«, welcher sich um die Taten Karls des Großen und die seiner Paladine dreht und der so große Verbreitung in ganz Europa erfuhr. Roland ist wahrscheinlich der universalste mittelalterliche Held des Alten Kontinents. Wenn nicht schon vorher so vom 11. bis ins 21. Jahrhundert ist der Roland von der skandinavischen Karlamangussaga bis zu den Marionettentheatern Siziliens sowie der spanischen und portugiesischen Romanzendichtung im kollektiven europäischen Imaginarium präsent. Sein einziger Rivale, der es ihm an Ruhm gleichtun könnte, wäre Tristan, aber diese Figur repräsentiert einen eindimensionalen Archetypen der absoluten und tragischen Liebe. Roland aber ist nicht nur der militärische Held schlechthin, der christliche Ritter, der sein Leben für eine edle Sache opfert, er erhält in der Renaissance auch noch die Attribute eines verliebten Ritters, eines caballero enamorado. Dem maßlosen Heldentum Rolands fügt der Orlando die maßlose Liebe hinzu, und Ariost charakterisiert diese wiederum neu.

Kurzum, wenn Roland nicht nur der perfekte Held und große Verliebte, sondern auch ein Symbol der bürgerlichen Freiheiten ist, dann gestatten Sie mir bitte, dass ich Ihnen gestehe, sehr eifersüchtig auf die Stadt Bremen zu sein, die sich in die Schutzbefohlenheit eines solchen Helden begeben hat. Die Schutzherren spanischer Städte pflegen ein weniger interessantes Profil zu haben.

* Um Nachweise und Quellenbelege erweiterter Vortragstext. Gehalten am 5. Oktober 2004 im Bremer Rathaus in der Vortragsreihe »Der Roland – ein alter Europäer«, veranstaltet von der Historischen Gesellschaft Bremen, dem Institut Français Bremen, dem Instituto Cervantes Bremen und dem Staatsarchiv Bremen. Übersetzung aus dem Spanischen: Manfred Bös.

Die durch Roland vermittelten Verbindungen zwischen Spanien und Deutschland sind enger, als man auf den ersten Blick annehmen könnte. Wir wissen historisch, dass Karl der Große seinen Feldzug nach Spanien unmittelbar nach der Niederschlagung einer Rebellion in Sachsen unternahm und dass er die Belagerung Zaragozas aufheben musste, da ihm die Nachricht einer erneuten Rebellion der sächsischen Gebiete erreichte. Über Karls Sachsenfeldzug schrieb man ein Heldenepos »Chanson des Saisnes«, von dem es auch eine spanische Version gab. Darin – in der französischen wie in der spanischen Version – war der sächsische Feldherr, Widukind oder Geteclin, ein Maure, ein Musulman. Aber in der spanischen Version verwandelt sich Sachsen in »Sansueña«, die maurische Prinzessin, Tochter Geteclins verliebt sich in den Bruder Rolands und ändert ihren Namen »Sebile« in »Sevilla«, der Fluss, den Baudoin (»Baldovinus«) überquert, um zu seiner Geliebten zu kommen, ist nicht mehr der Rhein, sondern der Guadalquivir.[1] Dieser sonderbare Synkretismus zwischen sächsischen und andalusischen Elementen erhält besondere Bedeutung, wenn wir uns daran erinnern, dass der Name »Sansueña«, also »Sachsen«, in der Romanzendichtung und für Cervantes der Name für Zaragoza war und dass »Sansueña« für den spanischen Dichter Luis Cernuda der poetische Name Spaniens war. Dank der rolandinischen Tradition sind Spanien und Sachsen dasselbe ideale Land.

Doch kehren wir zum Roland des Roncesvalles zurück.

2. *Roland in Spanien*

Im spanischen Mittelalter ist die Figur des Roland ambivalent und konfliktbeladen. Um die Gründe dieser Zweideutigkeit zu verstehen, muss man sich daran erinnern, dass die karolingische Epik nicht nur von der Niederlage in Roncesvalles handelt, sondern Karl dem Großen und den Franken viele Eroberungen in Spanien zuschreibt. Karl der Große und seine Paladine seien bis nach Córdoba gekommen und haben damit ganz Spanien von den Mauren befreit. Außerdem sei es Karl der Große gewesen, der den Pilgern den Weg nach Santiago eröffnet habe. Die Idee einer Hispania als Protektorat des karolingischen Frankreichs fand seinen höchsten Ausdruck in einer berühmten Fälschung des 12. Jahrhunderts, der »Historia Karoli Magni et Rotholandi«, die dem Erzbischof Turpin zugeschrieben wird. Man möchte glauben machen, dass Turpin, Begleiter Kaiser Karls, nicht in Roncesvalles gestorben sei und er nun als Zeuge eine ausführliche Beschreibung liefere, um damit zu beweisen, dass man sowohl die Reconquista-Rückeroberung des Nordens Spaniens wie auch die Öffnung des Pilgerwegs nach Santiago de Compostela Karl dem Großen schulde.

Diese retrospektiven hegemonialen Bestrebungen der Franken waren für einen zumindest in den gebildeten Schichten Kastiliens und Leons schon

1 Vgl. R Menéndez Pidal, La Chanson des Saisnes en España, Mélanges M. Roques, Bd. 1, 1950, S. 229-244, und D. Catalán, Los romances basados en la gesta de Sansueña, in: La épica española. Nueva documentación y nueva evaluación, Madrid 2000, S. 715-750, und vorher, S. 214-236.

damals existierenden hispanischen Nationalismus inakzeptabel. Es war sogar beleidigend, Heldendichtungen oder Chroniken Karls des Großen zu vernehmen, in denen man den Franken den gesamten Verdienst des Widerstands gegen die Sarazenen zuschrieb, wenn sich in Wirklichkeit noch immer mehr als die Hälfte der Halbinsel weiterhin unter muslimischer Herrschaft befand, und die christlichen Königreiche nur unter großen Schwierigkeiten überlebten.

In einer lateinischen Chronik von einem leonesischen Mönch zu Beginn des 12. Jahrhunderts verfasst, weist man offen die karolingische Version zurück und stellt eine nur sehr wenig heroische Fassung des Feldzugs von Karl in Spanien vor.

> »Man weiß von keinem Fremden, der Spanien je geholfen hätte. Auch Karl nicht, von dem die Franken fälschlicherweise behaupten, er habe einige Städte südlich der Pyrenäen den Händen der Heiden entrissen.«

> »Als er nach Zaragoza kam, verdorben von Gold, wie es der Brauch war bei den Franken, ohne jegliches Bemühen die heilige Kirche aus der Sklaverei der Barbaren zu befreien, kehrte Karl in seine Heimat zurück. Denn er wollte sich sobald wie möglich in den Thermen Aachens, die er hat erbauen lassen, baden.«[2]

Der Chronist beendet seinen Bericht mit der Schilderung des Hinterhalts, den das sich zurückziehende Heer erlitt. Hier stirbt, neben vielen anderen, Roland, Herrscher der Bretagne, und diese Niederlage – sagt man uns – »blieb ungestraft bis auf den heutigen Tag«.

Dies bestätigen viele andere Historiker, welche die vorgeblichen Eroberungen Karls des Großen in Spanien in das Reich der Fabel – von Geschichtsfälschern und Bänkelsängern vorgetragen – verweisen. Ihnen war besonders jene Idee zuwider, dass es Karl der Große und die Franken gewesen seien, die den Pilgerweg Santiagos, den großen heiligen Schirmherrn im Kampf der spanischen Christen gegen die Sarazenen, geöffnet hätten. In seiner »Historia de España«, welche für mehrere Jahrhunderte die offizielle Geschichtsversion darstellen sollte, wendet sich König Alfonso der Weise mit vielen Argumenten ausgiebig gegen eine französische Intervention in den Kriegen gegen die Mauren Spaniens:

> »Manche sagen, in ihren Liedern und Sprüchen, dass Karl in Spanien viele Städte und Burgen erobert habe und dass er viele Schlachten gegen die Mauren hatte und den Weg von Deutschland nach Santiago

2 »... Nemo exterarum gentium Ispaniam sublevase cognoscitur. Sed neque Carolus, quem infra Pireneos montes quasdam ciuitas a manibus paganorum eripuisse Franci falso asserunt«. »Cum Cesaraugustam ciuitatem accessisset, more Francorum auro corruptus, absque ullo sudore pro eripienda a barbarorum dominatione sancta ecclesia, ad propria revertitur [...] Anelabat etenim Carolus in termis illi citius lauari, quas Grani ad hoc opus delitiose construxerat«. Historia Silense, § 18, ed. J. Pérez de Urbel & A. G. Ruiz Zorilla, Madrid 1959, S. 129-130. Trotz des Namens »Silense«, unter der man diese Chronik kennt, ist heute allgemein akzeptiert, dass sie im Westen der Halbinsel zwischen 1110–1120 verfasst wurde und nicht in Silos (Rioja), und dass der Autor voll und ganz aus »leonesischer« Sicht schreibt.

öffnete. Doch in Wahrheit kann dies nicht sein, außer in Katalonien, das Weitere, was man erzählt, verdient keine Glaubwürdigkeit.«

Nach einer detallierten Darstellung, wann und wer welche Stadt des christlichen Spaniens eroberte, schließt der König folgendermaßen:

> »Weder sahen wir noch fanden wir, dass Karl in Spanien irgendetwas erobert hat, und man muss glauben, was wahrscheinlich ist und geschrieben steht, und nicht die Geschichten derer, die etwas erzählen, ohne es zu kennen. Denn wenn es sicher ist, dass Karl mit seinem Heer in Roncesvalles besiegt wurde und in seine Heimat zurückkehrte, mit großem Verlust unter seinen Leuten, dann ist es nicht möglich, dass er den Jakobsweg geöffnet hat, da er doch über den Pass Roncesvalles nicht hinauskam.«[3]

Dieser antifränkische Blickwinkel brachte bald einen Antiroland hervor. Man erfindet einen eigenen spanischen Helden, einen Bastardenkel des Königs, der den Widerstand gegen die karolingische Invasion anführt. Dieser erdichtete Held, Bernardo del Carpio, Führer eines christlichen und sarazenischen Heeres, vereint im Kampf gegen die Franken, vernichtet die fränkische Nachhut, und Bernardo persönlich tötet Roland im Kampf Mann gegen Mann. Der Wille Bernardo in einen nationalen Paladin zu verwandeln ist um so offensichtlicher, wenn man bedenkt, dass in der älteren Version der Sage Bernardo nicht nur nie in Roncesvalles gegen die Franken kämpfte, sondern sich sogar zum Sohn der Schwester Karls des Großen erklärte, Berta oder »Doña Timbor«, die von einem leonischen Grafen auf der Rückreise ihrer Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela verführt worden war. In dieser Version handelt Bernardo als Unterstützer Karls des Großen, in einer Rolle ähnlich der des Roland selbst. Die Verwandlung des »karolingischen« Bernardo, Neffe des Kaisers, in einen antifränkischen Helden schuf die merkwürdige Koexistenz sich widersprechender Sagen, deren Vermittlung schon Alfonso dem Weisen Schwierigkeiten bereitete, und diese Probleme bestehen auch noch heute selbst für die besten Kenner der spanischen Epik.[4]

3 Primera Crónica General de España que mandó componer Alfonso el Sabio, ed. R. Menéndez Pidal, Madrid 1955, S. 355-356.

4 Vgl. ohne Absicht auf Vollständigkeit Th. Heinermann, Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Bernardo del Carpio, Halle 1927; W. J. Entwistle, The ›Cantar de Gesta‹ of Bernardo del Carpio, in: MLR XXIII 1928, S. 307-322, und 432-452; A. Franklin, A Study of the Origins of the Legend of Bernardo del Carpio, in: HR V, 1937, S. 286-303; M. Dfourneaux, L' Espagne et les légendes épiques françaises. La légende de Bernardo del Carpio, in: BHI XLV, 1943, S. 117-138; R. Menéndez Pidal, La historiografía medieval sobre Alfonso II el Casto [1949], in: Miscelánea histórico-literaria, Buenos Aires 1952, S. 41-78; idem., introd. a Romanceros del Rey Rodrigo y de Bernardo del Carpio, Madrid 1957, S. 143-175; J. Horrent, La »Chanson de Roland« dans les littératures française et espagnole au moyen âge, Paris 1951, S. 427-436, und 462-502; R. D' Abadal i de Vinyals, El comte Bernat de Ribagorça i la llegenda de Bernardo del Carpio, in: EDMP III, 1952, S. 463-487. Der letzte Erklärungsversuch über die Verbindungen der ver-

Seit der Geschichtsdeutung Alfonso des Weisen triumphiert in der hohen Dichtung die nationalistische Version, und diese wird auch im »Siglo de Oro« der spanischen Literatur, in der Renaissance und im Barock aufgenommen und verwandt. Viele Theaterwerke von Juan de la Cueva bis hin zu den Imitatoren Lope de Vegas erklären Bernardo zum siegreichen Verteidiger Spaniens gegen den aggressiven Einfall Karls des Großen und seines Paladins Roland. Juan de la Cueva eröffnet 1579 die Reihe mit der *Comedia de la libertad de España por Bernardo del Carpio*[5], an deren Ausgang Bernardo selbst ausführlich von allen zwölf Paladinen berichtet. Auch Cervantes macht Bernardo del Carpio in einem seiner Stücke, *La casa de los celos*, das man nicht gerade zu seinen besten zählt, zur zentralen Figur. Tatsächlich zeigt dieses »Ritter-Schäfer-Schauspiel«, eine merkwürdige Mischung von Themen und Personen à la Ariost und dem legendären Spanier, die finale Auseinandersetzung zwischen Bernardo und Roland in der Schlacht von Roncesvalles nicht. Es scheint, dass Cervantes diese Szene für einen zweiten Teil aufgespart hatte, den er dann nie schrieb. Dennoch wird das Schicksal Bernardos als Befreier Spaniens, in einer Landschaft, in der ihn der Geist Merlins dazu auffordert unnütze Abenteuer auszuschlagen und zu seinem Vaterland zurückzukehren, vorbedeutet. Nur er allein wird die verderbliche Entscheidung seines Onkels, des Königs Alfonso des Keuschen, sein Königreich in die Hände Karls des Großen zu geben, ändern können:

> »Die Zeit wird kommen, dass vor dem tapferen Franzosen,
> am Rande der Berge der Pyrenäen,
> du neigst die edle und stolze Stirn
> und du genießt höchst ehrenvolle Trophäen [...]
> Durch dich wird sehen sich in Ruh' dein Vaterland,
> frei von fremder Herrschaft und Befehl;
> du wirst sein Wasser auf das entzündete Feuer,
> welches in der Brust lodert, die vor Keuschheit kalt.«

Als ob das nicht schon genug wäre, erscheint Bernardo das in einer Frau personifizierte »Kastilien« mit – einer eindeutigen Didaskalie – »einem Löwen in einer und einem Kastell in der anderen Hand«. Sie erinnert ihn an seine Pflicht und prophezeit ihm eine ruhmreiche Zukunft:

> »Schläfst du, Freund Bernardo? [...]
> Fliehst du der Zeugenschaft,
> dass ein fremder Herr
> dein geliebtes Vaterland ohne Grund erbe?
> Dies kannst du ertragen?

schiedenen alten Sagenkreisen zu Bernardo, über deren Entstehung und Entwicklung, den ich kenne und der wohl der zufriedenstellendste ist, auch wenn noch weitere, unbekannte existieren, stammt von D. Catalán, 2000, S. 22-26, 67-75, 98-105 ff.

5 Das Drama Juan de la Cuevas, Comedia de la libertad de España por Bernardo del Carpio, wurde 1579 in Sevilla aufgeführt, 1588 gedruckt. Es existiert eine moderne Ausgabe von A. Watson, Exeter 1974.

Merke, dass dein Onkel
gegen jedes Recht [...]
mich Frankreich übergeben möchte [...]
Komm, dass der gütige Himmel
sich neige zu deinem Vorteil ...«[6]

Das Interesse Cervantes' an der Figur des Bernardo del Carpio beschränkt sich allein nicht auf dieses wohl nicht sehr gelungene Stück. In der berühmten Prüfung der Bibliothek des Don Quixote werden ein »*Bernardo del Carpio*« und ein weiteres Buch, »*Roncesvalles*« genannt, »unwiderruflich« dem Feuer übergeben (*Quijote*, I, vi). Es sind dies zwei epische Dichtungen, die versuchten auf ihre, die hispanische Weise, den *Orlando* von Ariost[7] fortzuführen, genau so, wie es Cervantes auf seine Weise auch in seinem Theaterstück getan hatte. Das letzte literarische Projekt Cervantes' scheint gerade, zusammen mit den *Semanas del jardín* und der zweiten *Galatea*, ein *Bernardo* gewesen zu sein, ein »famoso Bernardo – berühmter Bernardo«, den er in der Widmung des Persiles ankündigt[8]. Mir scheint Daniel Eisenbergs Hypothese plausibel, dass dieser cervantinische *Bernardo* weder ein Theaterstück, noch eine heroische Dichtung und noch weniger ein Geschichtsbuch war, sondern ein »echter« Ritterroman.[9] Das heißt, Cervantes hätte in seinem verlorenen *Bernardo* die Fassung eines Werkes verwirklicht, dessen Genre er ausgezeichnet kannte, das leicht an die Epik hätte angeglichen werden können

6 M. de Cervantes, La casa de los celos y selvas de Ardenia, in: Ocho comedias y ocho entremeses nuevos, Madrid 1615. Nach der Ausgabe, Obras completas von Cervantes, von F. Sevilla, Madrid 1999, S. 916 und 936.

7 Beide Bücher wurden von Alters her identifiziert als die Historia de las hazañas y hechos del invencible caballero Bernardo del Carpio, Toledo 1585, von Agustín Alonso, und El verdadero suceso de la famosa batalla de Roncesvalles, con la muerte de los doce pares de Francia, Valencia 1555 von Francisco Garrido de Villena, oder besser, La segunda parte del Orlando con el verdadero suceso de la famosa batalla de Roncesvalles, Zaragoza 1555 von Nicolás de Espinosa. Soweit ich weiß, hat seitdem niemand das Urteil Cervantes' über die abscheuliche literarische Qualität dieser Werke in Frage gestellt.

8 »Noch immer finden sich in meiner Seele einige Fragmente und Hinweise der Semanas del jardín und des berühmten Bernardo. Wenn nun zu meinem Glücke, und dies wäre nicht nur abenteuerlich, sondern ein Wunder, mir der Himmel noch Lebenzeit zugestände, so soll man sie sehen und mit ihnen den Abschluss der Galatea, die Ihre Exzelenz so gerne mögen«. Widmung für den Graf von Lemos, geschrieben am 19. April 1616.

9 D. Eisenberg, El Bernardo de Cervantes fue su libro de caballerías, Anales Cervantinos XXI, 1983, S. 103-117. Eisenberg vervollständigt seine Hypothese mit einer weiteren, die er selbst als »imaginär« qualifiziert: im verlorenen Roman von Cervantes, wären der weise Zauberer und gleichzeitig der »Geschichtsschreiber« des Ritters Bernardo, sein Cide Hamete Benengeli, niemand anderer als der Apostel Jakobus der Ältere, und die kanonischen Schriften, die seine Geschichte rechtfertigten, hätte man im Sacromonte von Granada gefunden, dem berühmten Ort des Fundes der »libros plúmbeos – der Bleibücher«, über die man zu Zeiten des Cervantes und während des gesamten XVII. Jahrhunderts in Spanien so viel sprach und schrieb.

und dessen Wirkung, Ethik und Ästhetik er durch den Mund desselben Priesters ausgiebig rühmen lässt, der gar manche Bücher, die eine Art der in sich selbst rettenswerten und tüchtigen *ecriture* pervertiert hatten, dem Scheiterhaufen überantwortet hatte. Es ist unzweifelhaft, dass Cervantes selbst davon überzeugt ist, dass die Ritterromane »doch etwas Gutes an sich hätten, nämlich den Gegenstand, den sie bearbeiteten. Denn ein guter Kopf könne sich in ihnen in seinem ganzen Vermögen zeigen« und dass immer, wenn der Autor »so nahe als möglich an die Wahrheit grenzt, würde [er] gewiß ein Gewebe von buntfarbigen und schön verschlungenen Fäden darstellen«. Für Cervantes wie für alle Spanier seiner Generation waren Bernardos Heldentaten »so nahe als möglich an der Wahrheit«, und ermöglichten eben auch, den »manigfaltigen Inhalt«, der »dem Verfasser Gelegenheit [gäbe], sich bald als epischen, lyrischen, tragischen oder komischen Dichter zu zeigen, in Verbindung aller jener Dinge, aus denen die höchst lieblichen und anmutigen Künste der Poesie und der Rede bestehen; denn die epische Dichtkunst darf ebensowohl in Prosa wie in Versen vorgetragen werden.« (*Quijote*, I, xlvii). Der auf immer verlorene *Bernardo* des Cervantes würde auf jeden Fall die Vorstellung eines spanischen Helden darstellen, der seinen höchsten Ruhm in der siegreichen Schlacht gegen Roland und die Franzosen errungen hätte.

Doch zurück zum Theater. Lope de Vega feiert Bernardo in einigen seiner Werke als siegreichen Verteidiger Spaniens gegen die Invasion Karls und Rolands. Man hat Lope bis zu drei Theaterstücke zu den Heldentaten des Bernardo del Carpio zugeschrieben, doch heute betrachtet man nur den *Fénix* als authentisch: *El casamiento en la muerte* y *los hechos de Bernardo del Carpio*. Es handelt sich dabei um ein ausgezeichnetes Drama, in dem Lope ein vollständiges und komprimiertes Bild des antifranzösischen Bernardo zeichnet. Er bedient sich dabei aller Elemente, die er in der Chronik des Alfonso X. sowie den künstlerischen Romanzen als hauptsächliche Quellen hat finden können. Von der Entsendung Bernardos gegen Karl den Großen bis hin zum Erdrosselungstot Rolands fehlt hier nichts, was der hispanische Nationalismus in langer Genese gegen die karolingischen Ansprüche an der Rückeroberung der Halbinsel hat ausarbeiten können. Mehr noch, Bernardo, der sich mit dem Muselmanen Marsilio verbündet und mit Bravonel von Zaragoza zusammengetan hat, stachelt seine Mannen, nur oberflächlich beschrieben als »stolze Spanier«, auf eindeutige Weise an:

> »Wohlan, Spanier, frisch gegen sie,
> ob ihr Mauren oder Christen seid!«

In einer Neubearbeitung von Cubillo de Aragón, besteht der Burgvogt Aben Yussef auf der Idee:

> »Auch die Mauren Spaniens
> sind, Bernardo, Spanier.«

Gegen Frankreich ist alles erlaubt. Vom Geist der karolingischen Kreuzzüge des *Chanson de Roland* und des Pseudo-Turpin sind wir zum jüngeren Gedächtnisbestand der Feldzüge des Ferdinand V. von Kastilien und Leon

und Karl V. gegen Luis XII. und Franz I. gelangt oder gar zum Kampfesgetümmel der Schlacht von St. Quentin und dem Bau des Escorial. Diese Geisteshaltung wird auch den anderen Bearbeitungen des Bernardo auf den Theatern bis ins 19. Jahrhundert hinein zuteil.[10]

Interessanterweise bietet der Romanzero ein weniger eindimensionales Bild. Die wenigen »primitiven« oder »alten« Romanzen zu Bernardo konzentrieren sich auf das familiäre Drama des Helden und arbeiten seine antifranzösischen Großtaten nicht aus.[11] Auch in den »historischen Romanzen«, mit denen die alfonsinische Chronik in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Verse gesetzt wurde, besitzen die Vorgänge in Roncesvalles kaum Gewicht. In einem der zehn Texte, die man Burguillos zuschreibt, wird mit Missbilligung auf das Angebot Alfonso des Keuschen Karl dem Großen das Reich zu übergeben angespielt, aber – vielleicht aus Respekt vor der Quelle – benutzte man nicht die »las hazañas de Bernardo en el Imperio y en los Pirineos, tachadas por la *Crónica* [*General*, in der gedruckten Fassung von Ocampo] de poco fidedignas«.[12] In seinen sehr einfachen *Romances nuevamente sacados*

10 Einem Lope de Liaño oder de Llano schreibt man ein Schauspiel mit dem Titel Bernardo del Carpio en Francia, gedruckt im 17. Jahrhundert, zu. Von Álvaro Cubillo de Aragón sind El Conde de Saldaña und Los hechos de Bernardo, Bearbeitungen von Las mocedades de Bernardo und El casamiento en la muerte. Vgl. für weiteren Nachhall des Bernardo-Themas bis hin zur Romantik die heute noch unersätzlichen Arbeiten von M. Menéndez Pelayo in seinem Vorwort der Akademieausgabe Obras de Lope de Vega, Bd. VII (wiederveröffentlicht in B.A.E., Bd. CXCV, S. 81-143); zusammengefasst einschließlich Neuerungen in: Tratado de los Romances viejos I, Antología de poetas líricos castellanos XI; Madrid 1908, S. 176-216. Vgl. auch R. Mitterer, Die Sage von Bernardo del Carpio im spanischen Drama des 16. und 17. Jahrhunderts, Würzburg 1930, und D. G. Burton, The Legend of Bernardo del Carpio from Chronicle to Drama, Potomac 1988.

11 Ich betrachte »Desafío de Don Urgel« nicht als eine alte Romanze, auch wenn sie als solche in Romanceros del Rey Rodrigo y de Bernardo del Carpio, Madrid 1975, S. 191-194, aufgenommen ist. Man tat dies, nehme ich an, da diese Romanze in einem losen gotischen Blatt abgedruckt war. Das lose Blatt, von um 1560–1565, taucht später als die Mode der historischen Romanzen auf, die schon im Cancionero de romances von Antwerpen stehen, ohne Jahresangabe [c. 1547]. Die darin erzählte Episode sei, wie die Herausgeber anzeigen, »reine Erfindung«, doch ihre Machart, mit den überaus zudringlichen Reimen auf –ado ist der Arbeitsweise der Chronisten äußerst ähnlich. Der antifranzösische Anteil ist auffällig: Don Urgel, »einer der zwölf Paladine«, fordert die Leoner und die Kastilier heraus, indem er sich als »der beste Vasall der Königs« darstellt. Auf Bitten des Königs nimmt Bernardo schließlich die Herausforderung »des so verwegenen Franzosen« an, und der Schluss dieses Kampfes Mann gegen Mann kündigt schon den »Sieg« in Roncesvalles an: Don Bernardo trieb ihn heraus / aus der Linie bei der sie kämpften; // und blieb so Sieger / und der Franzose entehrt, // und danach in Roncesvalles / ließ er ihn entgültig zahlen, // in einer heiß umkämpften Schlacht / hieb er ihm den Kopf herunter.

12 Romancero del Rey Rodrigo y de Bernardo del Carpio, ed. cit., S. 215.



Abb. 1: Codex Calixtinus (1130 – 1140), Kathedrale von Santiago de Compostela, älteste Handschrift des Pseudo-Turpin, der Erzbischof Turpin zugeschriebenen Geschichte Karls des Großen und Rolands.
Obere Bildleiste: Karl der Große mit seinem Heer. *Karoli magni exercitus*. Linke Bildmitte: Die Stadt Aachen. *Aquisgrani oppidum*.

de historias antiguas... (1551) läßt Lorenzo de Sepúlveda Bernardo nur in einer Romanze (»No tiene heredero alguno...«) als Bezwinger der Franzosen auftreten und stützt sich dabei ebenfalls auf die Geschichte Alfonsos des Keuschen.

Mit den Romanzendichtern des *Romancero General* (1600–1604) und seinen Quellen (1589–1597), d. h. bei den Liebhabern der »künstlerischen«, künstlichen oder »neuen« Romanzen der Generation des Lope de Vega, ändert sich das Panorama gründlich. Bernardos Sage wird in ihrer Gänze behandelt. Zwar fügt man einiges hinzu, doch die antikarolingische Komponente bleibt zweifelsohne ihr zentrales Element. Der patriotische Held, Verteidiger der hispanischen Freiheit, wird in den militant antigallischen Romanzen des Gabriel Lobo Lasso de la Vega besungen (»El valeroso Bernardo...«, »No os llamo canalla vil...«, »Con crespa y dorada crin...«, »Las varias flores despoja...«) sowie bei nicht weniger eifernden Autoren (»Retirado en su palacio...«, »Con tres mil y más leoneses...«, »Con los mejores de Asturias...«, »Blasonando está el francés...«, etc.). Hier nur einige wenige Beispiele:

> »... mit einer großen Anzahl Leute zieht er wild aus von León,
> auf den Franzosen fluchend und sein schmachvolles Joch«
> *(No os llamo canalla vil)*

> »Hoch lebe der vortreffliche Bernardo, Befreier der Menschen,
> der das schmachvolle Joch niederreißt und die fremde Unterdrückung«
> *(Retirado en su palacio)*

> »... Hat der Franzose vielleicht diese Erde erobert?
> Möchte er Sieg ohne Blut? Nein, nicht solange wir noch Hände haben.«
> *(Con tres mil y más leoneses)*

> »Mit den Besten von Asturias zieht Bernardo aus León
> Kriegsentschlossen, um den Weg aus Frankreich zu versperren [...]
> Gebt nicht zu, dass dieses Königreich, das euch die Vorfahren gewannen
> wegen einer kurzen Schwäche Fremde regieren [...]
> Lasst nicht zu die Freiheit, die sie euch gewannen, so zu verlieren,
> und dass eure Kinder von morgen einen Teil Frankreichs besitzen;
> und in euren königlichen Armen werden sie in wenigen Jahren hier
> Lilien gesät sehen anstatt tapferer Löwen.
> Jeder, der sich nicht mit drei Franzosen auf dem Felde traut,
> bleibe, und sind wir auch weniger, werden wir uns dennoch behaupten,
> da ich und meine Gefolgsmänner auch viere nehmen im Feld,
> und wenn auch mehr ich hätte, für ganz Frankreich zähle ich ...«
> *(Con los mejores de Asturias)*, etc.

Im neuen Romanzero wie im Theater verschwindet alle Zurückhaltung gegenüber dem Bündnis *contra natura* von spanischen Christen und Muselmanen gegen Karl den Großen, das den mittelalterlichen Autoren der antikarolingischen Sage des Bernardo noch eigen war. Lucas de Tuy (1236) glossiert das Verhalten Bernards in Roncesvalles mit einem »postposito Dei timore« beim Bericht des Überfalls auf die Franzosen »cum Sarracenis acerrime incursante«; und das Gedicht des Priesters Fernán González (ca. 1250) klagt darüber, dass

die Kriegsvorbereitungen Bernardos nicht gegen die Ungläubigen gerichtet seien:[13]

»Bernardo del Carpio stritt mit allen seinen Mannen
wenn gegen die Mauren [es ginge] wäre es wohl gesehen«

Auch wenn man weiter unten lesen kann, dass das Bündnis Bernardos mit dem König Marsilio und der gemeinsame Schlachtplan als selbstverständlich betrachtet wurde:

»Sie zogen nach Zaragoza zu den Völkern der Heiden
Bernardo küsste die Hände des König Marsilio,
dass er die Kastilier voran lassen solle
Gegen die zwölf Paladine, die frischen Völkern.
Er gewährte es ihm später und gab es ihm bereitwillig
Niemals hatte Marsilio einen ähnlichen Befehl gehört,
Zog Bernald del Carpio mit seinen gefürchteten Männern
aus Kastilien, er war gut geschützt.
Hielt Bernaldo dieses Mal
mit Spaniern die Front, Männer mit großem Ruhm
besiegten die Franzosen zu dieser Zeit ohne Mühe ...«[14]

Für die Romanzendichter in der Folge von 1600 verdient das Bündnis schon nur noch Lob:

»... und dass Bernardo in der ganzen Welt berühmt bleibe,
und mit zahlreichen Heldentaten verschloss er den Franzosen den Durchgang
von Marsilio geholfen ...«
(Con crespa y dorada crin, Version b)

»So viel taten Bernardo und Bravonel, mit den Lanzen,
dass in kurzer Zeit sie sangen, ›Sieg, Sieg, Spanien!
Hoch Alfonso und Marsilio‹ klang durch die Flur.
Es starben Roland und Oliver zusammen mit der Blüte Frankreichs«
(Con crespa y dorada crin, Version a)

Bravonel, der Militärführer Marsilios, bildet gar mit Bernardo ein ungewöhnliches »episches Paar« und da er außerdem ein unersetzlicher Mitstreiter beim Sieg in Roncesvalles ist, wird er in einigen Romanzen zum alleinigen Protagonisten (»Las varias flores despoja«, »Bravonel de Zaragoza«).[15]

13 Vgl. schon M. Milá i Fontanals, De la poesía heroico-populae castellana, Barcelona 1874, S. 146.

14 R. Menéndez Pidal, Ed., Reliquias de la Poesía épica española, Madrid 1951, S. 52. Der Text scheint nicht immer sinnvoll, die Wiederholung »Völkern« ist wahrscheinlich einem schlechten Kopisten zu schulden...

15 Cf. *Romancero del Rey Rodrigo y de Bernardo del Carpio*, cit., S. 233-244. Auch die vorhergehenden Zitate entstammen dieser Ausgabe. Dieser erste Band der ehrgeizigen und verstümmelten Reihe des »Romancero Tradicional de las

In der hohen Dichtung finden wir neben vielen anderen Werken ein Epos mit 40 000 Versen von Balbuena. Es trägt den Titel: *El Bernardo del Carpio, o la victoria de Roncesvalles – Bernardo del Carpio oder der Sieg von Roncesvalles.* Dort wird Roland bewundert und mit Respekt dargestellt, hört aber damit noch nicht auf, ein Feind Spaniens zu sein, und die letzten Zeilen demonstrieren klar, wer wen besiegt:

»Tot fiel Roland, sein Name
bleibt ewig lebendig, seine Seele entrissen
flog wild zu den Sphären, und sein stolzer
Körper zu den Füßen fiel des großen Bernardo.«

Für einen der intelligentesten Bewunderer dieses Werkes, den Dichter Quintana (1772 – 1857), den Freiheitssänger Spaniens schlechthin, war nichts natürlicher, als Karl den Großen in Napoleon übergehen zu lassen, eine archetypische Situation. Menéndez Pelayo erinnert sich: »1808 wurde der Bernardo von Balbuena wieder gedruckt, was Quintana als ein den Umständen gegenüber sehr passendes Werk im *Semanario Patriótico* empfohlen hatte.«

3. *Roland, ein christlicher Held*

Aber die antifränkische, nationalistische Version ist nicht die Einzige, die sich in Spanien etablierte. Im gesamten Norden der Halbinsel gab es viele fränkische Siedlungen, die verständlicherweise kein Misstrauen gegen die eigenen Landsleute hegten. Zudem konnten auch alle christlichen Hispanos die Vorstellungen des »Chanson de Roland« voll und ganz teilen, denn es handelt sich ja schließlich um die Christenheit, fränkisch oder nicht, die den Islam bekämpft. Das Volk, das die Lieder hörte, in denen Karl der Große und Roland als Helden gefeiert wurden, sah in ihnen verwandte Helden und identifizierte sich mit deren Idealen.

Seit jeher gibt es Beweise, dass in Spanien ganz ähnliche Geschichten und Epen zirkulierten, die auch in Frankreich sowie im Rest Europas im Umlauf waren.

Aus dem ausgehenden 11. Jahrhundert existiert ein berühmtes Dokument, die »Nota emilianense«, im Kloster San Millán in La Rioja, in Mittellatein ver-

Lenguas Hispánicas« ist leider ganz besonders fehlerhaft und unvollständig in der Textausgabe des neuen Romanzeros und bedürfte heute der vollständigen Überarbeitung. Man hat die »Quellen« des *Romancero General* von 1600 nicht herangezogen; man lies manchmal die glossierten Verse unbeachtet, und man scheint sich auch ungehöriger Weise einige Texte für einen zukünftigen Band über »Roncesvalles« vorbehalten zu haben. Ich glaube nicht, dass man das Weglassen von Romanzen wie »Por muchas partes herido / sale el viejo Carlomagno« (schon Lope hat sie in seinen Stücken benutzt) oder »Apartado del camino...«, (aus Romancero historiado von Lucas Rodríguez, hier wird Bernardo explizit genannt und sie gehört natürlich zu diesem »ethos«) rechtfertigen könnte.

fasst, bringt sie eine kurze Zusammenfassung von Karls Feldzug. Die Einzelheiten zeigen klar epischen Ursprung und man ist heute davon überzeugt, dass der Verfasser einem verwandten Text des »Chanson de Roland«, so wie wir es kennen, folgte.

> »Im Jahre 778 kam König Karl nach Zaragoza. Er hatte zwölf Neffen. Jeder hatte dreitausend Ritter mit Rüstungen. Ihre Namen waren: Roland, Beltran, Ogier mit dem kurzen Schwert, Wilhelm mit der gekrümmten Nase, und der Bischof Turpin [...] Es geschah, dass der König mit seinem Heer Zaragoza belagerte. Nach langer Zeit erhielt er den Rat, dass er große Schätze annehmen solle und in sein Land zurückkehren sollte. Und so tat er es.
> Es war der Wille des Königs, dass zur Sicherheit seiner Männer, Roland, ein starker Krieger, mit den seinen in der Nachhut kommen sollte. Und als das Heer den Pass von Sicera hinter sich gelassen hatte, wurde Roland in Rozaballes durch die Hände der Leute der Sarazenen getötet.«

Wie in der französischen Version sind es hier weder die historischen Basken noch Bernardo del Carpio, welche Roland überraschen, sondern die Muselmanen. Die Figuren erhalten epische Epiteta, was auf eine ausgereifte Tradition hindeutet, und ein Teil der Kritik ist der Meinung, dass es sich hierbei um einen Text handelt, der auf ein Gedicht hindeutet, welches dem »Chanson de Roland« des Turoldus vorausgeht.

In jedem Fall lässt uns die Existenz spanischer Epen über die Schlacht in Roncesvalles und den Tod Rolands mit Zweifeln zurück. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts fand man in Pamplona das Fragment eines Heldengedichts, zwei Blätter mit insgesamt 100 Versen, das Gesamtepos, so schätzt man, enthielt etwa 4 000 Verse. Glücklicherweise enthält das Fragment die Schlüsselszene des Epos: Den Augenblick, in dem Karl der Große zum Schlachtfeld in Roncesvalles zurückkehrt und die Leichen Rolands und seiner Begleiter findet. Kaiser Karl hält eine panegyrische Grabrede auf die Paladine: den Bischof Turpin, Oliver und Roland. Die Rolandsklage ist natürlich die schmerzerfüllteste und längste:

> »Er sah Roland an einem Pfahl liegen,
> Als ob er sich zum Ende hinbettete.
> Als der König dies sah, hört, was er sagte:
> Er erhob die Hände und am Bart riss er,
> Durch den blühenden Bart, rot floss das Blut.
> Hier sehe ich eine Sache, so groß, nie gesehen:
> Mir war bestimmt zu sterben und Euch zu entkommen.
> So viele Freunde pflegtet Ihr mir zu gewinnen,
> Dank Eurer Liebe liebten mich viele:
> Doch Ihr seid tot, Neffe, mich trifft großes Elend [...]«

und weiter:

> »Doch Ihr seid tot, Frankreich wiegt wenig«

und man beschwört die gemeinsamen Feldzüge herauf:

»Mit Euch eroberte ich die Türkei [...]
Dank Eures Mutes fielen wir in Spanien ein.
Du tötestest die Mauren und Länder gewannst Du,
Und ich öffnete den Weg des Apostels Santiago.«

Und dies bedeutet, dass dieser »Cantar de Roncesvalles – Lied des Roncesvalles«, in Spanisch verfasst, die karolingische Version der großen fränkischen Eroberungen in Spanien akzeptiert, und es nicht ungebührlich findet, die Öffnung des Jakobswegs Karl dem Großen zuzuschreiben, einen Anspruch, der die Chronisten so sehr empörte. Wie man sieht, kann die volkstümliche Vorstellungskraft ohne nationalistische Vorurteile freier sein als die offizielle Geschichtsschreibung.

4. Rolands Fortleben. Die Romanzen der mündlichen Tradition

Der große Gelehrte der französischen Epik, Gaston Paris, bestätigte, dass die Dichtung zu Karl dem Großen und Roland in Frankreich beim Übergang vom Mittelalter zur Renaissance vollständig in Vergessenheit geraten war und dass Kaiser Karl und die Zwölf Paires paradoxerweise nur im Gedächtnis der brasilianischen Bauern, Analphabeten, fortlebten.

Wir wissen, dass dieses Vergessen nicht überall in Europa so absolut war, aber sicher ist, dass sich die Erinnerung an Roland und Roncesvalles in der spanischen und portugiesischen Welt einer ganz besonderen literarischen und folkloristischen Lebendigkeit erfreute. Die spanische mittelalterliche epische Dichtung hat sich teilweise in den volkstümlichen mündlichen Romanzen oder Balladen erhalten. Die nationalen oder karolingischen Heldengedichte wurden in diesen Romanzen oder kurzen Gedichten, zum großen Teil schon im 16. Jahrhundert gedruckt, weitergegeben und sind bis heute lebendig geblieben.

Über Roland und Roncesvalles existieren noch einige Romanzen unzweifelhaft mittelalterlicher Herkunft. In einer von diesen, »La fuga del rey Marsín«, wird ausführlich und mit Reimwechsel eine Schlacht geschildert, die vor der Niederlage in Roncesvalles stattfand. Bei der großen Zahl der Mauren bitten die Paladine Roland, das Horn zu blasen und die Hilfe Karls herbeizurufen. Roland lehnt dies ab, da er den Tadel Reinaldos und Montalbans fürchtet. Reinaldo selbst tadelt die geringe Kampfeslust der seinen und zwingt die Mauren zum Rückzug. Diese stellen sich wieder auf und nur dank des Mutes von Bischof Turpin gelingt es den Franken den Maurenkönig aus Zaragoza in die Flucht zu schlagen, der, noch auf der Flucht, seiner Religion abschwört:

»Ich schwöre dir ab, Mohammed, und allem, was ich in deinem Namen tat!
Ich schuf dir einen Körper aus Silber, Füße und Hände aus Elfenbein:
Und zur größeren Ehre, Mohammed, schuf ich dir einen Kopf aus Gold.«

Der Maurenkönig, enttäuscht, dass er von Mohammed keine Hilfe erhalten hat, droht ihm Christ zu werden, auch wenn er dies danach bereut. In dieser Romanze überraschen die Rollen Reinaldos und Montalbans, Figuren, die sich nicht im »Chanson de Roland« finden, doch wohl schon im spanischen »Cantar de Roncesvalles«, und dort auch schon als Widersacher Rolands.



Abb. 2: Codex Calixtinus (1130 – 1140), Kathedrale von Santiago de Compostela, älteste Handschrift des Pseudo-Turpin, der Erzbischof Turpin zugeschriebenen Geschichte Rolands.
HISTORIA TURPINI mit einem Bild des Reimser Erzbischofs Turpin: *Turpinus Domini gratia archiepiscopus.*

Dies zeigt, dass die spanische rolandinische Tradition schon eine reiche Eigenentwicklung genommen hatte und vom französischen Vorbild abwich.

Die schon von Jakob Grimm und Friedrich Diez gerühmte Dichtung »El sueño de Doña Alda« ist wohl die berühmteste rolandinische Romanze. Im »Chanson de Roland« war Doña Alda, die Schwester Oliviers, dem Roland versprochen. Karl berichtet ihr vom Tod ihres Bräutigams und versprach – nicht sehr feinfühlig – sie mit einem anderen zu verheiraten. In der spanischen Romanze wird die Szene ausgebaut. Doña Alda hat einen ahnungsvollen Traum mit hohem symbolischem Gehalt: Ein Adler verfolgt einen Hühnerhabicht, der sich unter die Kleider Aldas flüchtet, dennoch zerreist der Adler sein Opfer. Doña Alda bittet ihre Zofen den Traum zu interpretieren, und diese finden eine glückliche Bedeutung: Habicht und Adler symbolisieren Roland und Alda, und der Traum kündigt die bevorstehende Hochzeit an. Diese Interpretation erweist sich umgehend als falsch, als ein Page eintritt und den Tod Rolands in Roncesvalles verkündet. Doña Alda stirbt auf der Stelle. Die gereimten Versionen des *Chanson de Roland* enthielten schon das Motiv des Unheil verkündenden Traumes, andere Elemente erscheinen im provenzalischen *Ronsasvals*, und es scheint wohl richtig anzunehmen, dass es eines langen Prozesses bedurfte vom *Roncesvalles* aus Navarra bis zur bewundernswürdigenden Formalisierung der Geschichte in den Romanzen.[16]

Diese Romanze hat sich in der mündlichen Tradition bei den sefardischen Juden Marokkos und Griechenlands erhalten. Man kennt mehr als dreißig unterschiedliche Versionen, die in Saloniki, Lárissa, Tanger, Tetuán und Alcazarquivir gesammelt wurden. Einigen dieser Texte stehen weitere Verse zum Roncesvallesstoff voran. Durch einen glücklichen Umstand konnte ich diese Romanze vor wenigen Jahren auf der Halbinsel in einem Dorf der Extremadura in einer völlig anderen Version als die der spanischen Juden in Marokko oder dem östlichen Mittelmeer aufnehmen.

5. *Schluss*

Abschließend sei auf eine andere Romanze hingewiesen, deren Inhalt uns sowohl aus alten Texten wie auch in mündlicher Tradition überliefert ist. Es handelt sich dabei um »La pérdida de Don Beltrán«. Sie war im Norden Portugals sehr verbreitet und man fand von ihr auch kürzlich (1979 und 1985) Versionen (von Fornela und Burbia) in León. Hier erscheint zum ersten Mal eine mündliche Ableitung des Namens *don Beltrán* (unter den Formen: ›Peltrán‹ und ›Coltrán‹).[17] Meiner Ansicht nach geht es in dieser Romanze nicht

16 Cf. R. Menéndez Pidal, Roncesvalles. Un nuevo cantar de gesta del siglo XIII, ed. cit. in: Textos hispánicos medievales, Madrid 1976, S. 99, 79-85; D. Catalán, La épica española..., 2000, cit., S. 689-699.

17 In der tatsächlichen portugiesischen Tradition heißt der Held immer »Valdevinos« oder seine Varianten (Valdevino, Valdivinos, Valdavino, Valdemiro, Aldevino, etc.), außer in einem Fall, »Oliveiros«. »Beltrão« (oder »Brandão«) erscheint nur in den Ausgaben für Gebildete, die aus Garretts Text stammen. In der leonischen Version bezeichnet der Name den Vater des Helden.

um die Schlacht in Roncesvalles, sondern es handelt sich eher um die Feldzüge, die Karl der Große im Westen der Halbinsel mit dem Ziel unternahm, das Grab und den Weg des Apostels Santiago zu befreien, worauf in der Chronik des Pseudo-Turpin und in einigen weiteren französischen Heldenliedern verwiesen wird. Die ersten Zeilen der 1980 gefundenen leonesischen Version heißen:

> »Schon ziehen sie, schon gehen sie, die Kinder von Don Roland;
> sie ziehen über Molinaseca, und zum Rabanal werden sie gehen ...«[18]

Molinaseca und Rabanal sind die Orte, die den Auf- bzw. Abstieg des gefährlichsten und ungastlichsten Pass des Jakobswegs in León bezeichnen, vor dem Eintritt nach Galicien.

Die Romanze erzählt uns die Niederlage des christlichen Heeres, aber der heroische Ton der mittelalterlichen französischen oder spanischen Epik ist vollständig verschwunden. Die überlebenden Soldaten haben ihre heilige Pflicht, die Leichen ihrer in der Schlacht gefallenen Kameraden zu bergen, nicht erfüllt. Sie losen falsch und zwingen so einen alten Vater, sich allein auf den Weg zurück zum Schlachtfeld zu machen, um den Leichnam seines Sohnes zu finden. Einheit und Solidarität unter den Paladinen sind schon lange geschwunden. Merkwürdigerweise ist es ein Maure, ein »Freund«, der sich des Alten erbarmt und ihm hilft, die Stelle zu finden, an der sein Sohn liegt, und er erzählt ihm, wie eine heroische Unbesonnenheit die Ursache für den Fall seines Sohnes war.

Dieses letzte Dokument der Anwesenheit Rolands in Spanien zeigt uns die vollständige Umkehrung aller Werte, wie sie sich in den Erzählungen und Gedichten zu Roncesvalles darstellen. Wir erleben das Ende des mittelalterlichen Rittertums. Dessen ungeachtet wird der gehasste Muselmane nun als mitfühlende Persönlichkeit und Nachbar dargestellt, der den Schmerz des Christen sehr wohl versteht. Die in der älteren Epik noch unüberwindbaren Grenzen zwischen Christenheit und Islam können aufgegeben werden, wenn sich Christ und Maure auf ihre einfache Qualität des Menschseins zurückgeworfen sehen.

Ich glaube, dass dies kein schlechtes Ende der langen karolingischen und rolandinischen Geschichte und Tradition in Spanien ist. In der hispanischen Welt ist Roland der arrogante Eindringling und doch zugleich der große Heerführer sowie Held und christlicher Märtyrer im Kampf gegen die Ungläubigen. Aber er war auch Repräsentant grundlegender menschlicher Werte. Mehr noch, im Roland finden sich bürgerliche Werte symbolisiert, wie diese, welche die Rolandstatuen in Städten wie Bremen darstellen.

18 Version von Chano (ay. Peranzanes, León), von Joaquina García Álvarez, 81 Jahre, und ihrem Sohn, Felipe Cerecedo García, 56 Jahre, rezitiert und aufgenommen von J. A. Cid und Bárbara Fernández, am 23. 09. 1979. Diese Version wurde in mehreren Sitzungen aufgezeichnet, bei denen Mutter und Sohn einige Male, auch deutlich, voneinander abwichen. Im Anhang finden sie den von mir herausgegebenen Text: [Versiones leonesas, rec. 1985].

Die Chanson de geste und die Chanson de Roland als Ausdruck und verbindendes Element einer Gemeinschaft*

Von Dominique Boutet

Als das Rolandslied im Verlauf des 11. Jahrhunderts, wahrscheinlich kurz nach dem Jahr Tausend, entwickelt wurde, ist die französische Sprache als Vulgärsprache, zumindest was die Schriftsprache betrifft, noch in einem gleichsam embryonalen Zustand: Sie beschränkt sich auf einige religiöse Gedichte wie die *Passion de Clermont* oder hagiographische Dichtungen wie die *Séquence de la sainte Eulalie* (Eulalia-Sequenz), *La Vie de Saint Léger* (Leodegardlied) und, insbesondere, *La vie du saint Alexis* (Alexiuslied), das durchaus richtig mit der *Chanson de geste* verglichen wurde.

All diese Werke dienen der Zelebration eines Lebens – oder einzelner Episoden eines solchen Lebens –, das der »Überwindung«, dem Übertreffen des Selbst gewidmet ist. Diese Tatsache verdient Beachtung. Ende des 13. Jahrhunderts bringt Jean de Grouchy in seiner Abhandlung »De Musica« die *Chanson de geste* mit den erwähnten Dichtungen über die Leben der Heiligen in Verbindung. Denn die *Chansons de geste*, die anscheinend ihre erste Entwicklungsphase (in wohl überwiegend mündlicher Überlieferung) zu jener Zeit durchliefen, zelebrieren auch eine Art der Überwindung des Selbst, der Transzendenz, die mehr in der Geschichte verankert ist und die christliche mit kriegerischen Werten verbindet. Man muss sich diese ursprüngliche Verwandtschaft, das Nebeneinanderbestehen dieser beiden Kunstformen vergegenwärtigen.

Die Tatsache der mündlichen Überlieferung spielt in dieser Entwicklung eine wesentliche Rolle. In der mittelalterlichen Kultur jedoch, die sich auf das Erbe der Antike stützt, war die Schriftlichkeit bereits präsent, rein mündliche Werke sind unbekannt, es existieren nur teilweise mündliche Dichtungen. Die meisten mittelalterlichen Dichtungen wurden schriftlich niedergelegt. Die Frage der Schöpfung mündlicher Dichtungen stellt sich nur für die frühesten *Chansons de geste*, die mündlich komponiert wurden und, in einem Stadium, das ihrer schriftlichen Niederlegung vorausging, nur auf einer Art »Leinwand« festgehalten wurden, deren Handlung die Jongleure und fahrenden Spielleute je nach Talent ausschmückten.

Die Kommunikation und Rezeption sind oral-auditiv und definieren so die Situation der Vorführung, deren hauptsächlicher Akteur der Jongleur oder

* Um Nachweise und Quellenbelege erweiterter Vortragstext. Gehalten am 2. November 2004 im Bremer Rathaus in der Vortragsreihe »Der Roland – ein alter Europäer«, veranstaltet von der Historischen Gesellschaft Bremen, dem Institut Français Bremen, dem Instituto Cervantes Bremen und dem Staatsarchiv Bremen. Übersetzung aus dem Französischen: Katharina Müller.

Spielmann (Menestrel) ist. Im 12. Jahrhundert dagegen werden solche Werke als Handschriften weitergegeben, was den Begriff der Tradition selbst verändert. Jede mündlich überlieferte Kunst, etwa das afrikanische Epos, ist eine traditionelle Kunst, die bestimmte Charakteristika aufweist: ein formelhafter Stil, hoher Stellenwert der Rhythmen, einfache Syntax, die Beteiligung des Publikums ist eher erwünscht als Distanziertheit. Die *Chanson de geste*, ebenso wie das Minnelied, ist stark durch ihre Funktion der mündlichen Zelebration geprägt und dem Ritual verwandt.

Diese Oralität verstärkt auch die Tendenz zur Modellisierung, dabei stützt sich die Intertextualität auf die Tradition, also auf semi-abstrakte Schemata (narrative oder rhetorische Motive): Die *Chansons de geste* pflegen die Kunst der Variation innerhalb der Wiederholung. Sie entwickeln eine Ästhetik der Oralität, denn diese stellt ihre *raison d'être*, ihre Daseinsberechtigung dar. Diese Ästhetik ist untrennbar mit der Energie der Stimme, der Vokalität verbunden[1]; daher der Stellenwert der Rhythmus-Effekte, der durch die Reime und Zäsuren gesetzten Impulse, der Wiederholungen und Verlangsamungen, die durch das Wiedereinsetzen am Anfang jeder *Laisse* entstehen: Das Erzählen ist weniger wichtig als die Effekte des Rhythmus, der Atmung, durch die die Werte des Leidens und der heroischen Freude gepriesen werden. Denn die *Chansons de geste* bedienen sich verschiedenster Mittel der Wiederholung: Formelhafter Stil, stereotype Motive, Übergang zwischen den Strophen mit Wiederaufgreifen ganzer Verse, erzählerische Sequenzen mit Spiegeleffekt.

Wie bei aller mündlichen Dichtung ist der eigentlich verbale (semantische) Effekt der Prosodie untergeordnet, denn die Funktion dieser Dichtung entspricht der der Musik; die Wiederholung hat einen musikalischen, und nicht nur rhetorischen Charakter, sie ist der Wiederholung der Rhythmen in der Musik verwandt; so kann der Text »enger als etwa die Erzählung, das Märchen, dem verhaftet sein, was die kollektive Existenz, bei vertiefter Analyse, an Repetitivität aufweist«.[2]

Ein großer Teil der Poetik der *Chanson de geste* erklärt sich hierdurch. Durch den formelhaften Stil verankert sich das in volkstümlicher Sprache vorgetragene Epos im Gefühlsleben der Zuhörer, also der zur Verehrung der Helden der Vergangenheit und den von ihnen verkörperten Werten versammelten Gruppe. Indem man die Originalität der Erzählung reduziert, verdeutlicht man, was über die eigentliche Erzählung hinausgeht und was der Funktion, die eine solche Darbietung in der damaligen Zeit innehatte, am nächsten kommt. Die wesentlichen Aspekte dieser Funktion beschrieb Jean de Grouchy (Ende 13. Jahrhundert) in seiner Abhandlung »De Musica«.

Sein zentraler Gedanke: Die *Chanson de geste* hat die Funktion, den Zusammenhalt der Gesellschaft zu sichern: »Unter *Chanson de geste* verstehen wir einen Gesang, in dem von den Handlungen der Helden und den Werken unserer Vorfahren berichtet wird (...), von den Leiden großer Persönlichkeiten

1 Paul Zumthor, Introduction à la poésie orale, Paris 1987, S. 143 ff.
2 Ebd., S. 46.

aus der Geschichte, die für Glauben und Wahrheit kämpften (...). Diese Art des Liedes muss alten Menschen, Arbeitern und Menschen aus bescheidenen Verhältnissen vorgetragen werden, während sie sich von ihrem Tagwerk erholen, damit sie ihre eigenen Leiden besser ertragen, indem sie vom Elend und der Unbill der anderen hören, und ihre Arbeit um so eifriger wiederaufnehmen.

So dient der Gesang der Bewahrung, dem Überdauern der ganzen Stadt« *(»ad conservationem totius civitatis«)*.[3] Die *Chanson de geste* ist nicht einfach eine literarische Zerstreuung. Stephen Nichols zeigte, dass Gesang und Text nicht jeweils den Kategorien des Angenehmen und Nützlichen, des *placere* und des *monere*, zugeordnet werden können.[4]

Das Heldengedicht befindet sich an einem Punkt, an dem eine ereignisspezifische (narrative) Linie auf eine höhere Linie (die Welt der Werte und der Transzendenz), die der untrennbar mit dem Gesang und der lyrischen Dimension verbundenenen Zelebration, aufeinandertreffen.

Die *Chanson de geste* vereint so auf ursprüngliche Art und Weise (basierend auf der Stimme und dem Gesang) eine syntagmatische Dimension mit einer paradigmatischen, im Wesentlichen durch den Gesang charakterisierten Dimension. Letzterer ist also keineswegs nur eine Pause, die den Fortgang der Erzählung verzögert, wie J. Rychner vermutete.[5] Es gibt einen sehr stark ausgeprägten formalen Zusammenhalt, den man bei der Interpretation nie außer Acht lassen darf. Und diese Kohärenz ist untrennbar mit der Funktion der *Chanson de geste* verbunden, wie es für das Heldenepos im Allgemeinen in der Gesellschaft gilt, die es produziert und es mit einem Sinn, einer Funktion ausstattet.

Nach Jean-Marcel Paquette »leitet jedes Heldenepos eine Zeit der Entwicklung einer Gemeinschaft ein, die ihre Vollendung in der Entstehung einer Nation findet«.[6] Das Heldenepos entspricht, in der Geschichte jeder kulturellen Gemeinschaft, dem Stadium der »Territorialisierung«, »einem langen Prozess, der [für diese Gemeinschaft] darin besteht, zunächst ein Territorium einzunehmen, zu besetzen, und es sodann einzugrenzen und zu verteidigen.«

»Die Funktion des Heldenepos läge demnach darin, den Prozess der Territorialisierung im Hinblick auf die Ebene des Imaginären zu vollenden«.[7] Das Heldenepos behauptet also, dass dieser Gemeinschaft ein Territorium gehört, das einen »absoluten Wert besitzt«, und dass jede Missachtung durch eine aus-

3 Johannes Wolf, Die Musiklehre des Johannes de Grecheo, in: Sammelbände der internationale Musikgesellschaft 1/1, 1901, S. 90.
4 Stephen Nichols, The Generative Function of Chant and Récit in Old French Epic, Olifant, 1979, S. 305-325.
5 Jean Rychner, La Chanson de geste, Genève 1955.
6 Jean-Marcel Paquette, Einleitung zum Band L'Epopée zur Typologie des sources du Moyen Âge occidental, Turnhout 1988, Band 49, S. 22.
7 Ebd., S. 22.

wärtige Gruppe eine einzige Strafe nach sich zieht: Die Vernichtung. Dieser grundlegende, »ursprüngliche« Wert erklärt die Suche nach einem »primitiven« Stil, der auf dem Kult des verbalen Archaismus beruht. Das Niveau der Sprache muss dabei diesem Stadium der Territorialisierung entsprechen.

Um das geschilderte Ziel zu erreichen, bedient sich das Heldenepos der wirklichen Geschichte der Gemeinschaft (hier Roncevaux), der »wesentlichen Matrix seines Sujets«, doch will es diese Ebene auch überwinden: durch die Fiktion, die allein imstande ist, »die Geschichte in ihrer dramatischen Form sichtbar werden zu lassen«.[8]

Der Zweck epischer Kunst ist es also »die Geschichte im Sinne des Dramas zu lenken.« Goldmann zufolge ist das Heldenepos eine »Lösung des Problems einer Trennung auf der Ebene des Bewusstseins zwischen dem Realen und dem Imaginären.«[9] Das Heldenepos ist ein grundlegender Text für die Kultur einer Gemeinschaft, es ist also »die symbolisch-literarische Form, die der Phase der Territorialisierung einer linguistischen Gemeinschaft entspricht. Sie manifestiert sich durch eine Sprachebene, die die wesentlichen Male der Geburt, des Neubeginns trägt«.[10] Eine solche Umsetzung erfordert die Verbindung mehrerer Konfliktebenen, von denen jede zum Ziel hat, einen Spannungszustand sichtbar zu machen, der jeweils die nächste Ebene erzeugt. Zunächst gibt es den Konflikt zweier Prinzipien, die als »absolute und unbezwingbare Kräfte gelten« (religiöser Art, zum Beispiel).[11] Dieser Konflikt dient als Rahmen für eine zweite Ebene. Diese befindet sich im Inneren eines der beiden einander entgegengesetzten Prinzipien, und tritt im Fall einer Krise zwischen den Individuen oder Gruppen auf (Verrat, Hass etc.). Die dritte Ebene spielt sich gleichsam im Helden selbst ab (und oft durch eine Verdoppelung dieses Helden in Form des epischen Paars: hier Roland / Olivier): Er durchleidet eine Vertrauenskrise. Dies ist einer der Aspekte (zusammen mit der vorhergehenden Ebene) der dramatischen Umsetzung des »historischen« Stoffes. Die Vertrauenskrise führt zum Scheitern. Dieser Misserfolg ist oft von der Wiederherstellung der Ordnung gefolgt, zusammen mit der Vernichtung des antagonistischen »Prinzips« der ersten Ebene.

Das Heldenepos zeichnet sich also durch das Zusammentreffen dreier Ebenen aus:

der globalen – diese Polarisierung ist direkt mit dem Prozess der Territorialisierung und der dazugehörigen Ideologie verbunden;

der sozialen – die innere Krise, Reflex der jeder Gesellschaft innewohnenden Gewalt;

und der existentiellen – Verherrlichung der heroischen Individualität und innere Krise dieser Individualität.

8 Ebd., S. 27.
9 Ebd., S. 28.
10 Ebd., S. 25.
11 Ebd., S. 30.

Die *Chanson de geste* als spezifisch mittelalterliches Heldenepos hat mithin die Funktion, die grundlegenden Werte der mittelalterlichen Zivilisation zu preisen, also kriegerische, feudale und christliche Werte. Der erste dieser Werte besteht in der Verteidigung eines Territoriums, das als dynamischer Sitz der Zivilisation erlebt wird, konfrontiert mit einem inakzeptablen Anderssein, dem Islam. Das Thema des Kampfes gegen die Sarazenen prägt die meisten *Chansons de geste* des 12. und 13. Jahrhunderts, selbst wenn die Werke sich mit den Themen des Individualismus der Feudalherren und deren schwierigem Verhältnis zur Krone beschäftigen. So auch im Rolandslied, mit der ambivalenten Haltung Ganelons. Ein Teil des künstlerischen Reichtums des Rolandslieds ist der Kunstfertigkeit geschuldet, mit der sich die vier Konfliktebenen überlagern:

individuell: Die Rache Ganelons, aber auch das Thema des christlichen Kriegers vor Gott und dem Tod;

das Lehnswesen aus der Sicht des Vasallen betreffend: das Problem der Verantwortung Ganelons, die Rolle des Vasallenverhältnisses und des Vasallendienstes, insbesondere in der Episode des Todes Rolands;

kollektiv: die einander gegenüberstehenden Armeen, das kollektive Ideal, das über die individuellen Interessen hinausgeht, in Verbindung mit der kaiserlichen Ideologie;

moralisch und religiös: Der Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Gott und den falschen Göttern; die Sarazenen, Abbilder des Bösen.

Indem es diese vier Ebenen vermischt, trägt das Rolandslied dazu bei, eine Norm, eine Reihe von Werten zu definieren oder neu zu definieren, die in Handlungen übergehen sollen, und gleichzeitig gewisse Verhaltensweisen zu verbieten (etwa die Ganelons), die dazu tendieren, das Individuum von der Gesamtheit des sozialen Gefüges zu isolieren. Das Problem der individuellen Verantwortung wird so in den einzigen akzeptablen Kontext für die Gesellschaft des 12. Jahrhunderts gestellt: Den Kontext einer unter den »Blick« und in den Dienst Gottes und seines irdischen Stellvertreters, Karls des Großen, gestellten Gemeinschaft.

Doch kann man den Sinn des Werks darauf reduzieren? Die Interpretation des gesamten »Roland« fluktuiert zwischen den beiden Polen des Profanen und des Sakralen: Einerseits ist es ein religiös inspiriertes Werk, durchdrungen vom Geist des Kreuzzugs oder zumindest vom Geist des heiligen Krieges, der *Reconquista*, andererseits ein von der Feudalherrschaft inspiriertes Werk, für das die religiöse Ebene nur ein Hintergrundmotiv darstellt. Betrachtet man den Aufbau des Lieds, zeigt sich, dass sein Gegenstand im Wesentlichen die Feudalherrschaft betrifft. Es ist die Geschichte eines Verrats, in der den Sarazenen die Rolle eines zusätzlichen Elements zukommt. Der Konflikt zwischen Roland und Ganelon scheint auf einem Ereignis außerhalb des Textes, in Aachen, zu beruhen, und nicht auf einer Begebenheit auf dem Territorium der Sarazenen. Als Marsilie einen Kompromiss vorschlägt, scheinen weder

Karl der Große noch die Mehrheit seiner Barone zu erwägen, dass das Ziel der Expedition die Vernichtung oder die Zurückdrängung der Sarazenen weiter südlich in Spanien sein könnte. Ihre Unterwerfung genügt. Zu keinem Zeitpunkt empfindet Ganelon Skrupel, mit dem Islam zu paktieren: alles wirkt, als spiele die Frage der Religion überhaupt keine Rolle.

Und bis zum Ende glaubt er sich ganz im Recht. Er denkt nur in Begriffen feudalen Rechts, also in außerkirchlichen Begriffen. Karl der Große beabsichtigt dann, den Tod der Pairs zu rächen und insbesondere den Tod seines »Neffen« Roland. Baligant erscheint sodann, um seinem Vasallen Marsilie die Hilfe zu geben, um die dieser seinen Lehnsherrn gebeten hatte. Der letzte Teil des Werks beschäftigt sich ausschließlich mit einer rein weltlichen Frage, der Frage des Feudalrechts: Hat Ganelon wirklich Verrat verübt oder blieb er im Rahmen der legitimen privaten Rache (der »faide«, germanisch »Fehde«)? Das Rolandslied, so zusammengefasst, ist weit entfernt von der Ideologie des »heiligen Krieges« und sogar von der *Reconquista*. Der Todeskampf Rolands selbst entspricht nicht der Geisteshaltung eines Märtyrers: der Held denkt an die Eroberungen, die er für seinen Herrn, Karl den Großen, unternommen hat, bevor er sich an die Brust schlägt, um sich das ewige Leben zu sichern, wie es jeder einfache Christ getan hätte. Die groben Linien, der Aufbau des Rolandslieds offenbart weltliche Einflüsse, die nichts mit der Ideologie des Kreuzzugs gemeinsam haben.

Doch der Text selbst, in seiner Struktur, verwischt diese Spuren. Vom Beginn der ersten *Laisse* an (Vers 7–9), wird der Feind als Feind Gottes definiert. Das Werk endet nicht mit dem Tod Ganelons, sondern mit der Konvertierung Bramimondes und dem Erscheinen des heiligen Gabriels, der Karl dem Großen befiehlt, zu den Waffen zu greifen, um einen christlichen König zu befreien, Vivien, der von »Heiden« belagert ist. In *Laisse* CX werden die letzten Kämpfe Rolands in Frankreich von Wirbelstürmen begleitet, die seinen Tod ankündigen. Karl der Große, wie die biblischen Könige, hat vorausschauende Träume, die ihm von Gott und Engelserscheinungen gesandt werden. Eine ursprünglich und grundsätzlich säkulare Handlung wird durch Elemente verändert, die der Geisteshaltung des heiligen Krieges entspringen. Einige Forscher sahen in der religiösen Dimension sogar den grundlegenden Sinn des Liedes. Raymond Ruetten vertritt eine »figurale« und eschatologische Interpretation: Für ihn sind die wesentlichen Personen Figuren, religiöse Allegorien, Personen aus der Bibel.[12] Nach dieser Deutung wäre Roland die »Figura«« des Judas Maccabäus und gleichzeitig identisch mit Christus aus der Passionsgeschichte. Judas Maccabäus hatte eine Revolte der Juden gegen den seleukidischen König Antiochos IV Epiphanus geleitet, der den Tempel von Jerusalem der Plünderung preisgegeben hatte. Seine Vollendung erreicht Roland erst nach seinem Tod, als Karl der Große endgültig über Baligant siegt. Dieser Kampf und dieser Sieg spielen auf das Ende der Welt und das Jüngste Gericht an. Für Ruetten bestätigt diese Analogie der Episode über Baligant mit archetypischen und mythischen Strukturen ihre Authenzität. Die Verbindung dieser Mythen mit dem Mythos des Kreuzzugs und

12 Raimund Ruetten, Symbol und Mythos im altfranzösischen Rolandslied, 1970.

dem politischen und nationalen Mythos bezeichnet auf einer zweiten Ebene den Entwurf einer historischen Vision, die das Reich Karls des Großen glorifiziert, um die Capetinger zu legitimieren. Aus dieser Perspektive wirkt das Rolandslied wie eine politisch engagierte Dichtung, eine Aufforderung, in der die idealisierte Vergangenheit des karolingischen Reichs zum Programm einer Zukunft wird, die der Text in der Gegenwartsform der Fiktion beschreibt.

Für Christian Gellinek hat der Text, indem er den strukturellen Konflikt zwischen dem feudalrechtlichen Begriff der »Fehde« und dem kaiserlichen Machtsystem sowie dessen Fragilität sichtbar macht, einen religiösen Hintergrund. Ganelon wird mit Judas verglichen, der Kampf zwischen Thierry d'Ardenne und Pinabel gleicht dem zwischen David und Goliath, die Macht Gottes und Jesus' wird von den gemeinsamen Handlungen des Antichrist (Baligant und die Sarazenen) und von Judas bedroht.[13] Die Parallele mit der biblischen Geschichte wird in der Version des Pfaffen Konrads übrigens noch deutlicher. Andere Forscher, deren Thesen manchmal etwas fantastisch wirken, sind so weit gegangen, das Rolandslied als ein rein allegorisches Werk zu betrachten, das unter dem Deckmantel einer pseudo-historischen Fiktion die große eschatologische Linie aus der Bibel reproduziert. Das Fehlen der formalen Charakteristika des allegorischen Schreibens verbietet es jedenfalls, das Lied auf eine so exzessive und vereinfachende Sichtweise zu reduzieren.

Die Logik und die Theorie der Territorialisierung und der Konfliktebenen, wie sie J.-M. Paquette darlegt, erlaubt es, den Widerspruch weltlicher und sakraler Sichtweise dialektisch zu lösen – in diesem Lied, das auf uns wie eine Ursprungssaga der mittelalterlichen französischen Gesellschaft wirkt.[14]

Die »Territorialisierung« ist in diesem Text nicht nur die einer »nationalen« Gemeinschaft – die der »Franken Frankreichs«, das heißt, wahrscheinlich derer, die aus den dem Kaiserreich zugehörigen Regionen stammen, vor den Eroberungen, die Roland kurz vor seinem Tod aufzählt – oder, weiter gefasst, die Territorialisierung einer kaiserlichen Gemeinschaft innerhalb des geografischen Raums, der in der *Laisse* CX (Verse 1428-1429) definiert wird. Denn dieser Raum wird im Epos dem der Christenheit zugeordnet, für den es symbolisch steht. In dieser Perspektive sind alle Konflikte, die die weltliche Seite der Gemeinschaft betreffen – das Feudalrecht, die politische und soziale Organisation – ebenso mit der religiösen Seite befasst und untrennbar mit ihr verbunden. Das »Territorium« ist von absolutem Wert. Einerseits, weil es der geografische Bereich ist, in dem diese Gemeinschaft lebt und von dem aus sie dominiert, und andererseits, weil dies der Ort ist, an dem sich die christliche Idee verwirklicht. Die karolingischen Erinnerungen können hier in Bezug auf beide Aspekte eine Rolle spielen: im 9. Jahrhundert erhoben sich

13 Christian Gellinek, Le système de pouvoir dans la Chanson de Roland, in: Cahiers de civilisation médiévale, 1976, S. 39-46.

14 Paquette (wie Anm. 6), S. 22-24.

einige Stimmen im Gefolge Karl des Kahlen, um der »Befreiung« Spaniens vom muselmanischen Joch das Wort zu reden. Im Imaginären wie auch in der Realität des 9. Jahrhunderts gehört Spanien zum »Territorium«, der Gemeinschaft der Franken. Von den drei von Paquette definierten Ebenen (global, sozial, existentiell), sind die erste und dritte mit der religiösen Sphäre verbunden, während die zweite Ebene nur auf der weltlichen Ebene angesiedelt ist.[15] Die säkulare Seite wirkt wie ein Instrument der Realisierung des Dramas (Verhalten von Ganelon, Familienstreit, der Hochmut Rolands, moralische Regeln des Vasallentums), es handelt sich hierbei um die dramatische Orientierung der Historie, die, so Paquette, das Heldenepos definiert.[16]

Das ganze Problem der Erklärung und Interpretation des Rolandslieds besteht darin, den Grad relativer Autonomie zwischen den beiden Seiten zu messen, wenn man sich erst einmal über die grundlegende funktionale Verbundenheit der beiden Seiten – die religiöse und die weltliche – klar geworden ist. Doch wenn man die Idee des Dramas einführt, indem man sie direkt mit der Sichtweise verknüpft, die der Text in Bezug auf die »Territorialisierung« (im weiteren Sinne) einnimmt, schlussfolgert man gleichzeitig, dass die ideologische Orientierung des Liedes nicht von seiner Ästhetik getrennt behandelt werden kann. Der Sinn des Textes kann nur erklärt und kommentiert werden, wenn man diese Ästhetik mit in Betracht zieht, eine Ästhetik also, die die Definition spezifischer Personen notwendig macht.

Die epische Person des Mittelalters ist zunächst die Grundlage einer Handlung und eines Tones, die beide zur Zelebration oder Infragestellung gewisser Werte dienen. Hier werden Charaktere nicht als Selbstzweck entworfen. Anders als im Roman dienen sie als beispielhafter Fall oder als Mittel der Erzählung. Der epische Held ist also keine Romanfigur, kein Romanheld, mit Spielraum zwischen seiner eigenen Freiheit und externen Faktoren, auf die er reagiert. Er wirkt vielmehr wie eine Art Schnittstelle zwischen den Regeln und Gewohnheiten der Erzählung, mit einer spezifischen Ästhetik (Pathos, Inbrunst, Zelebrierung), und mit zu erstrebenden Werten: Werten, die eine Gesellschaft als die sie definierende historische Essenz betrachtet. Der Held wird wie ein Mittel zu einem Aufruf benutzt, der sich an die um den Jongleur herum versammelte Gemeinschaft wendet. Nun zeigt sich eine neue Ebene:

Es ist das Modell des feudalgesellschaftlichen Ritters. Nach M. de Combarieu muss der Held der *Chanson de geste* die physischen Eigenschaften der Stärke und Ausdauer aufweisen, muss schmerzunempfindlich sein, Mut zeigen, großzügig sein, Loyalität beweisen (von höchster Wichtigkeit in einem gesellschaftlichen System, das auf dem Ehrenwort basiert), Glaube und Frömmigkeit zeigen.[17] Sein Gefühlsleben beruht auf seinem aristokratischen Wesen: Hochmut oder Eigenliebe, Heftigkeit der Gefühle und die Fähigkeit,

15 Ebd., S. 29-31.
16 Ebd., S. 27.
17 Micheline de Combarieu du Grès, L'idéal humain et l'expérience morale chez les héros des chansons de geste, Aix-en-Provence 1979.

diese Heftigkeit zu bezähmen, Bedeutung des Instinkts, Verbundenheit mit den Vorfahren, (und Vorrang der Familie und der Vorfahren gegenüber anderen Bindungen), Sinn für bzw. Kenntnis der Beziehung zwischen Vasall und Lehnsherr. Doch die Definition des Helden durch das Modell des vollkommenen Vasallen ist unzureichend: sie muss durch das Ideal des Dienstes an Gott transzendiert werden. Dieses Ideal vollzieht sich im Inneren des vasallischen Modells und nicht gegen es, geht jedoch über dieses Modell hinaus. Die Spannung zwischen Weisheit und Maßlosigkeit ist es, die den Helden definiert, eine Spannung, die nur im Tod aufgelöst werden kann. Dies aber nicht in einem zufälligen und bedauerlichen Ende, sondern in einem zutiefst notwendigen Tod. Die Aufgabe des epischen Helden ist es nicht, komplexe psychologische Mechanismen zu untersuchen, um der Funktionsweise des Menschen auf die Spur zu kommen. Seine Funktion ist es, das Verhältnis zwischen dem menschlichen Mikrokosmos und der Ordnung des (gottgewollten) Universums darzustellen, Störungen in diesem Verhältnis zu analysieren, eine Lösung für sie zu finden und exemplarische Funktionsweisen zu definieren.

Die Figur, die Person im Heldenepos, ist nach F. Suard »der textuelle Ort, durch den sich die Botschaft in der *Chanson de geste* am sichtbarsten ausdrückt.«[18] Es handelt sich also im Wesentlichen um einen Typus, der mehr oder weniger komplex angelegt sein kann. Die Personen begeben sich in Beziehungsgeflechte, die diesem Typus entsprechen, auch wenn sie, wie im Rolandslied, diese Ebene rasch überwinden: etwa die Beziehungen Onkel – Neffe, Schwiegervater – Schwiegersohn, das »epische Paar«, Vasall – Lehnsherr und, natürlich, Christen – Heiden.

In Abwesenheit psychologischer Analysen, wie sie im späteren Roman auftreten, und ohne systematisches Ausloten der tiefsten Charakteranteile des Helden durch die Stimme des Erzählers oder die Introspektion der Romanfiguren zeigen sich die Charakterzüge der Figuren im Epos durch das Spiel der Kontraste, das gegenseitige Sich-Ergänzen (Roland – Olivier). Dazu müssen noch zwei »Figuren« gerechnet werden, deren unsichtbare Anwesenheit von fundamentaler Bedeutung ist: Gott und Christus, die erhabensten Bezugspunkte.

D. Madélant sieht in seinem allgemein gehaltenen, vergleichenden Werk über das Heldenepos die epischen Helden als Menschen, »die die Transzendenz des Schicksals anerkennen, die die individuelle Existenz zu metaphysischen und kosmischen Unwettern erhöhen, in denen das Heldenepos triumphiert.«[19] Die Funktion des Heldenepos ist es also nicht, zu erzählen, sondern Zeugnis abzulegen: Sein Gegenstand ist nicht die anekdotische Geschichte, die sich entwickelt. Diese Geschichte wird vom epischen Gedicht instrumentalisiert. Wir haben gesehen, dass die *Chanson de geste »ad conservationem totius civitatis«* beauftragt ist, also die Gemeinschaft um den Helden herum

18 François Suard, La chanson de geste, 2. Aufl., Paris 2003, S. 39 - 40.

19 Daniel Madélénat, Artikel »Epopée« im Dictionnaire des littératures de langue française, Bd. 1, Paris 1984, S. 760.

zusammenschweißen muss. Der epische Held ist weniger eine Person als ein Vermittler zwischen der menschlichen Welt und der Welt der Transzendenz. Der göttlichen Transzendenz, der Transzendenz der Werte. Roland ist also derjenige, durch den die Werte analysiert, in Spannung versetzt, anscheinend kritisiert werden, um später um so überzeugender anerkannt – da von Gott bestätigt – werden zu können. Als Held und Hauptfigur des Liedes ist Roland kein Zweck, sondern ein Mittel: sein Tod erlaubt ihm in gewisser Weise, das von ihm verkörperte Programm vollkommen zu realisieren.

Dieses Vorhaben ist, wie wir gesehen haben, nicht vom Begriff des Territoriums zu trennen. Der Raum spielt also eine wesentliche Rolle und ist nicht ein einfacher Rahmen, innerhalb dessen sich die Handlung vollzieht. Erinnern wir uns daran, dass die *Chansons de geste* im 12. Jahrhundert nicht wie fiktive Werke rezipiert werden, sondern als wahre Erzählungen, in denen die wirkliche Geschichte der Gemeinschaft geschildert wird.

Daher sind Effekte, die eine Erzählung »wirklich« erscheinen lassen, so wichtig. Insbesondere Effekte aus dem Bereich der Geografie, umso mehr, als durch die Diskrepanz zwischen der Epoche, in der sich diese Ereignisse abspielten – das 8. Jahrhundert – und der Zeit der Erzählung – das 11. bis 12. Jahrhundert – diese Wahrheit weit entfernt ist von der Realität des Zuhörenden.

Die geografische Präzision kann so den unvermeidbaren zeitlichen »Abgrund« überbrücken helfen. Roncevaux ist kein imaginärer Ort, sondern mit seiner Kapelle eine oft besuchte Etappe des Jakobswegs, ebenso wie Blaye, in dessen früherer Abteikirche Saint-Romain die sterblichen Überreste Rolands und Oliviers bestattet sind. Dies mindert nicht die Tatsache, dass die Geografie der Berglandschaft im Rolandslied sehr stark auf ästhetische Effekte (Pathos) und Effekte der Sinngebung ausgerichtet ist: Die Mimesis (Nachahmung) als solche spielt nur eine untergeordnete Rolle, auch wenn die beschriebenen Elemente zum großen Teil der Realität der Pyrenäenlandschaft entsprechen. Dieser Raum ist auch ein symbolischer.

Wie F. Suard anmerkt: »Der Raum im Heldenepos bietet nicht nur einen Ort für den Wunsch, mit der Waffe zu erobern, sondern auch ein Forum für das Ziel, durch Kenntnis, durch Verstehen zu ›erobern‹, sich etwas zu eröffnen, oder zumindest für den so elementaren wie grundlegenden Wunsch, etwas in Besitz zu nehmen, indem man es benennt.« So »vollzieht der Held des Epos ein *devisement* [Beschreibung, aber auch Teilung] der Welt, beschreibt und ›teilt‹ zwei Universen, die einander für immer gegenüber stehen«.[20] Im Roland können wir zwei Arten der politischen Geografie unterscheiden: Eine statische Geografie und eine dynamische Geografie, die beide zwischen dem Mythischen und dem Historischen anzusiedeln sind. An ihrer Schnittstelle benutzen wir den wichtigen Begriff der Grenze, im Sinne des

20 F. Suard, La chanson de geste comme système de représentation du monde, in: Memorias de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona, Band 22, Barcelona 1989, S. 246.

angelsächsischen Begriffs »frontier« (»*boundary*« – ein Bereich, nicht eine definierte Linie), in Verbindung mit dem Prozess der Territorialisierung. Alberto Varvaro betonte die Bedeutung einer »Verräumlichung«, die Innen und Außen gegenüberstellt, »unseren« Raum und den Raum der »Anderen«, darin drückt sich die Suche nach Identität aus.[21]

Diese beiden »Geografien« stellen zwei Territorien, »*dulce France*« und »*Espaigne*« einander frontal gegenüber, die aus einem strukturellen Gegensatz zwischen Christen und Heiden resultieren. So sehr, dass ein Chronist aus Toulouse, Raimond d'Aguilers, die Region von Antioche »Spanien« nennt, denn dort, wo die Sarazenen sind, dort ist Spanien. Diese beiden Territorien sind von, im Wortsinn, unbestimmtem Ausmaß insofern, als die grundlegende Konzeption des politischen Raums eine aus der Feudalgesellschaft stammende Definition ist, die sich aus dem individuellen Einflussbereich herleitet, nämlich der Bindung eines Menschen an einen anderen Menschen. Diese kann variieren und ein bestimmtes Territorium mit weit entfernten Lehensgütern verbinden. Die Provinzen Mitteleuropas etwa, für Karl den Großen, oder afrikanische oder nahöstliche Regionen für Marsilie.

Der Text des Rolandslieds erlaubt es nicht, das Territorium der »*douce France*« präzise einzugrenzen. Doch die präzise geografische Eingrenzung des Territoriums, aus dem die »französischen Franken« stammen, ist vielleicht weniger wichtig als die Bindung der Franken an dieses Gebiet, diese unauflösliche Verbindung *(»la lur terre«, »nostre terre«)*. Aufgrund dieser Verbindung wurde das Lied am Ende des 19. Jahrhunderts als erstes Zeugnis des Entstehens einer Nation analysiert. Die Ausweitung des Begriffs der »Franken« zeigt einen Prozess der Assimilierung von ursprünglich voneinander getrennten Völkern (etwa die Sachsen, die Bretonen oder Normannen). Hier manifestiert sich der Begriff der Territorialisierung am besten: Die Einheit der christlichen Welt wird letztendlich durch die Universalität des Christentums symbolisiert, die ihrerseits den Begriff des »Franken« umfasst. Diese Einheit des »Franken«, dessen sonderbarstes Symbol (in der Perspektive eines »französischen« Heldenepos) das Aufrechterhalten von Aachen als Hauptstadt dieses Gebiets ist, und dies mitten im 12. Jahrhundert, zu einer Zeit, in der die Könige Frankreichs äußerst schlechte Beziehungen zu den deutschen Kaisern unterhielten. Aachen wird viermal als Sitz der »*Capele*« des Königs bezeichnet. Die Stadt wird ständig als in Frankreich befindlich bezeichnet (»in Frankreich, in Aachen«: Vers 36, 135, 2556, etc.) Dreimal wird Aachen als *sied* (*le siét,* der Sitz) Karls des Großen bezeichnet (V. 425, 478, und 3706). Diese Bezeichnung ist die exakte Übertragung des lateinischen *sedes regni*. R. Folz präzisiert, dass Aachen seit der ottonischen Zeit als *sedes regni* bezeichnet wurde, also erst seit Mitte des 10. Jahrhunderts, und im deutschen Territorium, eindeutig nach der Teilung des Reichs zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen.[22] Otto III. hatte selbst von der »Kirche

21 Alberto Varvaro, L'Espagne et la géographie épique romane, in: Memorias de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona, Band 22, Barcelona 1989, S. 301.

Aachens, wo sich der Thron unseres Vorgängers, des Kaisers Karls des Großen, befand« gesprochen. Die Inthronisation des neuen Königs an diesem Ort ist also eine Handlung, deren Symbolkraft die Kontinuität des deutschen Königtums seit dem 9. Jahrhundert ausdrückte. Man erkennt deutlich, dass es im Rolandslied weniger darum geht, das zeitgenössische französische Königtum zu glorifizieren, als darum, eine zutiefst christliche Gemeinschaft im Gedenken an eine Zeit zusammenzuschweißen, in der die Einheit der westlichen Welt mit der Einheit der christlichen Welt gleichzusetzen war. Dieser von der Gemeinschaft geprägte Blickwinkel neigt dazu, das Andere mit dem absoluten Bösen gleichzusetzen. Die Feinde der Franken werden unterschiedslos als »Heiden« oder »Sarazenen« bezeichnet. Die Anthropologie der Sarazenen, ob orientalisch oder spanisch, wird vollkommen von ihrer religiösen Zugehörigkeit bestimmt, die dem Heidentum zugeordnet wird. Der Begriff der »Sarazenen« bezeichnet jedes nichtchristliche Volk: die Moslems Afrikas (die römische Provinz Africa) und des Nahen Ostens, die Sachsen oder Skandinavier vor ihrer Christianisierung, die slavischen Völker des südöstlichen und mittleren Europas. Im Rolandslied sind diese Völker unter einem Banner, dem des Marsilie, auf historisch unwahrscheinliche Art und Weise mit den nichtchristlichen Völkern des äußeren Europas vereint. Das heißt, dass die Sarazenen vor allem negativ definiert werden, durch das, was sie, durch einen nur durch das Übertreten zum christlichen Glauben auszugleichenden Mangel, *nicht* sind. Dieser Mangel wird konkret deutlich durch die Zugehörigkeit zu einer »Misch«-Religion, die vom Islam herkommt, doch polytheistisch ist: Zu Mahomet gehören Tervagant und Apollin (zweifellos eine Vermischung aus Apollo und Apollyôn, dem Engel des Abgrunds, Anführer der Heuschrecken des siebten Siegels der Apokalypse, 9, 11), manchmal Jupiter. Es ist das Universum der Bibel und der Kirchenväter, das diese Vorstellungen auslöst: Kampf gegen die Götzendienst leistenden Heiden. Der Islam wird den »Heiden« der Antike zugeordnet, die die ersten Christen verfolgt hatten und die ebenfalls das Mittelmeergebiet bewohnten. Die heidnischen Götter der Antike wurden von den Menschen des Mittelalters als »Teufel« betrachtet oder als Wesen mit skandalösen Sitten. Die *Chanson de sainte Foy d'Agen* vermischt zu Beginn des 11. Jahrhunderts Götzendienst und Teufelsanbetung. J.-P. Martin schreibt: »Sobald man vom Inneren des Christentums ausgeht und es wie etwas Absolutes ansieht, kann man keine moslemische Religion neben einigen heidnischen Kulten in Betracht ziehen, man kann sich in dem Fall nur die Anbetung Gottes und die des Teufels vorstellen.«[23] Es handelt sich also nicht um Konfusionismus, sondern um ein ideologisches System, das dieser seltsamen Vorstellung vom Islam zugrunde liegt. Die Beschreibungen der Sarazenen umfassen eine Spanne vom gewöhnlichen Ritter bis zum monströsen Wesen und dem »Wilden«. Manche

22 R. Folz, Le souvenir et la légende de Charlemagne dans l' Empire germanique médiéval, Paris 1950, S. 176-178.

23 J.-P. Martin, Les Sarrasins, l'idolâtrie et l'imaginaire de l'Antiquité, in: Littérature et religion au Moyen Âge et à la renaissance, dir. J.-Cl. Vallecalle, Lyon 1997, S. 34.

Völker oder gewisse Gebiete entspringen dem Fantastischen: Da gibt es unverhältnismäßig große Köpfe, der Rücken ist mit Wildschweinborsten bedeckt, die Haut ist so hart wie Eisen, man vernimmt tierische Laute,[24] es sind Geschöpfe aus einem Land, in dem man nie die Sonne sieht, in dem Regen und Weizen unbekannt sind und das mit schwarzen Steinen bedeckt ist: Ein Gebiet der Nicht-Zivilisation, das manche als von Teufeln besiedelt bezeichnen.[25]

Es gibt also sowohl »Animalisierung« als auch Diabolisierung: Das Fantastische entsteht aus diesem Zögern in Bezug auf die Art der Geschöpfe.[26] Ist der Feind mit einem Tier gleichgesetzt, wirkt er noch fürchterlicher, denn ihm scheint jeder Menschenverstand fremd zu sein: Seine zerstörerische Kraft wirkt mechanisch, gleichzeitig erscheint die natürliche Kraft, die er kanalisiert, unkontrollierbar. Der Sieg des Helden oder, allgemeiner, des christlichen Soldaten ist um so strahlender. Doch Animalisierung und Diabolisierung sind schwer zu unterscheiden: Für die Menschen im Mittelalter können Dämonen verschiedene Erscheinungsformen annehmen. Zusammen mit dem aufrechten Gang können tierische Merkmale auftreten. So erscheint die Diabolisierung des nichtchristlichen Feindes wie der Sinn seiner Animalisierung. Auf diese Weise kommt man zur grundlegenden ideologischen Struktur der *Chanson de geste* zurück sowie zu ihrer Suche nach einer Ästhetik, die auf dem Entsetzen beruht. Dieses Entsetzen wird von der Zelebration der christlichen Helden abgelöst, die diese diabolisierte Welt bewältigen müssen. Wie F. Dubost zu Recht bemerkte, haben diese Personen offenbar ein »obskures Bedürfnis der Rechtfertigung.«[27] Der Kreuzzug ist zulässig und notwendig, da er zum Ziel hat, die an den Grenzen unserer Welt befindlichen Kreaturen auszulöschen, deren wilde Verschiedenartigkeit ihre diabolische Herkunft verrät. Die Sarazenen zu besiegen, das heißt nicht nur, den christlichen Glauben zu glorifizieren und zu verbreiten oder zu beweisen, dass ihre Götter falsche Götter sind. Nein, der Kampf gegen die Sarazenen bedeutet, den Teufel selbst anzugreifen, um dessen Niederlage zu erzwingen. Daher der unklare theologische Status dieser seltsamen Kreaturen. Ihre grauenerregende Beschreibung verstärkt das epische Pathos. Dieser Effekt ist während der Darbietung des Jongleurs besonders eindrücklich: die Zuschauer empfinden Furcht um des Helden willen, und der epische Ruhm am Ende des Epos wird um so deutlicher. Die christlichen Helden ähneln nun Heiligen, denn hinter diesen Vorstellungen stehen (diskret im Fall des Roland, klarer in den späteren Liedern) die Versuchungen des heiligen Antonius und der Wüstenväter, die ebenfalls von vielgestaltigen Dämonen bedrängt werden. Doch diese seltsamen Völker, gegen die die Christen kämpfen, sind weder nur höchst unheimlich und in extremer Weise grauenerregend, noch sind es ausschließlich Inkarnationen der theologischen Anwesenheit des

24 Eselschreie und Pferdewiehern »braient e henissent«, Vers 3526.
25 Verse 975-983.
26 Vgl. Todorov, Introduction à la littérature fantastique, Paris 1970, S. 29.
27 F. Dubost, Aspects fantastiques de la littérature narrative médiévale (XIIe–XIIIe siècles), Band 1, Paris 1991, S. 581.

Satans auf der Welt: Es sind Fantastereien vom künstlichen Menschen, von Tötungsmaschinen; diese »Sarazenen« drohen, jene Grenze zu verwischen, die in theologischer und psychoanalytischer Hinsicht zwischen der Menschheit und der »Tierheit« besteht; sie illustrieren eine Wahnvorstellung von der nicht zu unterdrückenden Rückkehr wilder, ungeregelter, in jeder Bedeutung des Wortes primitiver Kräfte, die die feudale und christliche Zivilisation bedrohen. In einer Welt, in der die Wahrheit als etwas alleiniges und unbestreitbares verstanden wird, müssen sich die beiden Religionen nicht nur bekämpfen, der Hass zwischen ihren Anführern muss aufrechterhalten werden. Die Sarazenen befinden sich nicht nur im Irrtum, sie sind es auch, die als die eigentlich aggressive Kraft erlebt werden, deren Übergriffe man zurückweisen muss. Eine so manicheistische Sichtweise der Welt, in der man sich zwei einander bekämpfenden Gemeinschaften ausgeliefert glaubt, führt zwangsläufig zum Drama. Durch das Drama, im Drama, kann die Gemeinschaft, die der *Chanson de geste* zuhört, sich ganz und gar mit ihren spezifischen Charakteristika identifizieren und sich von ihrem absoluten Wert überzeugen.

Das Rolandslied wurde mit der Tragödie verglichen. Zunächst wegen seines stark visuellen Charakters, aber auch wegen seiner Neigung zum Spektakulären, sei es in den Waffenszenen, sei es bei der Beschreibung der Flotte des Baligant, des Lichts oder der Todesszene Rolands. Auch der hohe Stellenwert der Dialoge, der »Chor«-Effekte,[28] die Intensität der Szenen, in denen das Wort die wesentliche Rolle spielt (Botschaften und Bezeichnungen, Jagdhornszenen), der Aufbau in Form von nebeneinandergestellten Bildern (dies gilt auch für die Schlachten: Abfolge von einzelnen Kämpfen), die Dichte der Handlung, die auf einer straffen Chronologie aufbaut, ohne jede zufällig wirkende Episode; die Konzentration der Handlung ist der Tragödie näher als dem Heldenepos. Die Handlung wird von einer inneren Notwendigkeit vorangetrieben, die auf göttlichem Willen und menschlicher Fehlbarkeit beruht, jener Hamartia, die Aristoteles in seiner »Poetik« erwähnt.

Doch kann das Rolandslied nicht mit einer Tragödie gleichgesetzt werden. Es zielt nicht darauf ab, Furcht und Mitleid hervorzurufen, um Katharsis zu erzeugen: Furcht und Mitleid dienen als Hintergrund für eine »Grenzüberschreitung«, die zu tiefer Anhängerschaft zu einer in erster Linie ideologischen Dynamik führen soll. Das von ihr angestrebte Seelenbündnis hat die epische Zelebration von Werten zum Ziel, die die Gemeinschaft gegenüber dem Anderen zusammenschweißen und deren Kraft um so größer ist, als sie in einer identitätsstiftenden Vergangenheit durch das Drama von Roncevaux illustriert wurde.

28 Dient Franceis: »Deus, quel doel de ...«, Verse 1544, 1579.

Das ›Rolandslied‹ des Pfaffen Konrad *

Von Elisabeth Lienert

1. »in die diutische gekêret«: zur mittelhochdeutschen Bearbeitung der ›Chanson de Roland‹

Das deutsche ›Rolandslied‹ ist eine Übertragung der ›Chanson de Roland‹. Fast durchweg ist deutsche Literatur Bearbeitung zunächst lateinischer, dann französischer Vorlagen: Nicht Originalität verleiht Wert und Gültigkeit, sondern die Autorität der Tradition. Übertragung heißt dabei immer auch Veränderung, wenngleich das ›Rolandslied‹ mit Recht in erster Linie als wohl weitgehend getreue Bearbeitung seiner Vorlage beurteilt wird. Vor allem den Eigenarten der deutschen Fassung will ich heute nachspüren.

Über die Entstehung des ›Rolandslieds‹ wissen wir aus dem Epilog einiges mehr als vielfach sonst bei mittelalterlicher Literatur: *ich haize der phaffe Chunrât,* ›der Kleriker Konrad‹ (v. 9079)[1], nennt sich der Verfasser und ordnet sich damit der Welt lateinischer Bildung und Buchgelehrsamkeit zu (*phaffe, clericus,* heißt in erster Linie: klerikal, d. h. lateinisch, gebildeter Mann). Sein Werk und sein Schaffen charakterisiert er folgendermaßen:

> *alsô ez an dem buoche gescriben stât*
> *in franzischer zungen,*
> *sô hân ich ez in die latîne betwungen,*
> *danne in die diutische gekêret*
>
> (›wie es auf Französisch im Buch geschrieben steht, so habe ich es ins Lateinische übersetzt und von dort in die deutsche Sprache übertragen‹, v. 9080 - 9083).

Das heißt: Das ›Rolandslied‹ ist Bearbeitung einer schriftlichen französischen Quelle (*buoch*); der Bearbeiter hat zunächst ins Lateinische und erst von dort ins Deutsche übersetzt. Dem Epilog ist ferner zu entnehmen, dass diese Übersetzung im Auftrag und dank der Förderung eines Herzogs Heinrich

* Um Nachweise und Quellenbelege erweiterter Vortragstext. Gehalten am 23. November 2004 im Bremer Rathaus in der Vortragsreihe »Der Roland – ein alter Europäer«, veranstaltet von der Historischen Gesellschaft Bremen, dem Institut Français Bremen, dem Instituto Cervantes Bremen und dem Staatsarchiv Bremen.

1 Versangaben in Klammern beziehen sich auf die Ausgabe, nach der zitiert wird: Das Rolandslied des Pfaffen Konrad. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Dieter Kartschoke. Stuttgart 1993. Durchgesehene Ausgabe 1996; Übersetzungen in der Regel (gelegentlich mit geringfügigen Abweichungen) nach Kartschoke.

und dessen Gemahlin erfolgt ist; dass dieser Heinrich sich selbst in Heidenkämpfen hervorgetan hat. Dies bezieht sich, darin besteht heute Forschungskonsens, auf Herzog Heinrich den Löwen und seine Gemahlin Mathilde.[2] Der Pfaffe Konrad selbst hat sich nicht identifizieren lassen, meist wird er im Umfeld der Regensburger ›Kaiserchronik‹ situiert.[3] Freilich scheint mir das schon insofern nicht ganz plausibel, als die Karlsgeschichte der ›Kaiserchronik‹ keinerlei Bezug zum ›Rolandslied‹ aufweist. Literaturgeschichtlich steht das ›Rolandslied‹ mit am Anfang der neuen weltlichen Erzählliteratur des 12. Jahrhunderts: Als einer der ersten Texte vertritt es den neuen Typus »Bearbeitung einer französischen Vorlage«. Als Geschichtsdichtung eines Geistlichen (wenn auch für ein weltliches Publikum) und vor allem durch seine schlichte, archaische Sprache und Reimtechnik gehört es der vorhöfischen Periode an.

Konrads genaue Vorlage ist unbekannt[4] (insofern stehen alle meine Aussagen über die Bearbeitungstendenzen des ›Rolandslieds‹ unter Vorbehalt). Es handelt sich sicher um eine andere Version als die erhaltenen Fassungen der ›Chanson de Roland‹; die Abweichungen von der Version des Oxforder Codex, in der man heute die ›Chanson de Roland‹ in der Regel liest, sind beträchtlich. Doch spricht einiges dafür, dass Konrad zunächst einmal ernst zu nehmen ist, wenn er behauptet, sich getreulich an seine Vorlage zu halten. Allerdings weichen mittelalterliche Vorstellungen von werktreuer Übertragung von modernen ab: Gemeint ist meist in erster Linie die Beibehaltung des Handlungsgerüsts.

Dieses Handlungsgerüst – Feldzug Karls des Großen gegen die spanischen Sarazenen und Vernichtung eines fränkischen Heers in der Schlacht von Roncesvalles – deckt sich in der Tat weitgehend mit der ›Chanson de Roland‹. Allerdings springt das ›Rolandslied‹ nicht, wie die Oxforder ›Chanson‹, mitten in den erfolgreichen Spanienfeldzug, sondern deutet kurz die Vorgeschichte an: Karl der Große betet um Rettung der »Heiden« in Spanien. (Muslime erscheinen in volkssprachlichen Texten des Mittelalters vorzugsweise als *heiden*, altfranzösisch *paien*, und Rettung meint hier, euphemistisch, Rettung vor Unglaube und sicherer Verdammnis durch kriegerische Zwangsbekehrung.) Eine Engelserscheinung erteilt dem Kaiser den göttlichen Auftrag zum Kreuzzug nach Spanien. Karl seinerseits teilt dies in einer feierlichen Ansprache seinen zwölf Paladinen mit; diese beraten sich mit ihren Leuten, und der Kriegsplan findet einhellige Zustimmung. Ein riesiges Heer wird aufgeboten, und mit Ermunterungsreden des Kaisers und des Erzbischofs Turpin, wahren Kreuzzugspredigten, auf das militärische Unternehmen eingestimmt. Das Heer zieht nach Spanien und erringt große Erfolge: im Krieg wie mit Heidenbekehrungen und Zwangstaufen.

2 Vgl. z. B. Dieter Karschoke, Nachwort zur Ausgabe (wie Anm. 1), S. 789 - 792; Gisela Vollmann-Profe, Das Rolandslied, in: Horst Brunner (Hg.), Interpretationen. Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen. Stuttgart 1993. Bibliographisch ergänzte Ausgabe 2004, S. 43 - 58, hier S. 43.

3 Vgl. Dieter Kartschoke, Die Datierung des deutschen Rolandsliedes. Stuttgart 1965, S. 91 - 94.

4 Vgl. z. B. Kartschoke (wie Anm. 2), bes. S. 781 f., 793 f.

Lediglich Saragossa kann sich noch halten – was dem Beginn der Oxforder ›Chanson de Roland‹ entspricht. Saragossas Herrscher, König Marsilie, lässt Karl ein Scheinunterwerfungsangebot unterbreiten: Wenn Karl abziehe, werde er, Marsilie, Tribut zahlen, Geiseln stellen und ihm später nach Aachen folgen, um das Christentum anzunehmen und Karls Lehensmann zu werden. Bei der Beratung der Christen wittern alle, mit Ausnahme Geneluns, eine Hinterlist – anders als in der ›Chanson de Roland‹, wo Ganelon mit seinem Rat, das Angebot anzunehmen, nicht allein steht. Genelun gerät in heftigen Konflikt mit seinem Stiefsohn Roland. Vollends als Genelun auf Vorschlag Rolands für die gefährliche Aufgabe bestimmt wird, als Gesandter die wahren Absichten Marsilies auszukundschaften, packt ihn Todesangst (Marsilie hat schon einmal Gesandte Karls getötet), und er schwört Rache an Roland.

Genelun verständigt sich mit den Heiden: Er wird Karl überzeugen, das Angebot der Heiden anzunehmen, diese werden sich gegen die in Spanien verbleibenden fränkischen Truppen erheben und deren Befehlshaber Roland töten. Karl zieht in der Tat ab, Roland bleibt auf Geneluns Betreiben mit 20 000 Franken als Statthalter in Spanien zurück.

Während ein riesiges Heidenheer sich auf die Schlacht vorbereitet, bekunden die christlichen Gottesstreiter, die sich allmählich über ihre Lage klar werden, ihre Bereitschaft zum Martyrium. Beide Seiten stellen ihre Vorkämpfer und Heere auf. Roland weigert sich, Oliviers Bitte nachzukommen und durch ein Hornsignal das kaiserliche Heer zur Hilfe zurückzurufen. Diese Schlüsselszene der ›Chanson de Roland‹ wird in charakteristischer Weise umgestaltet, so dass Rolands Fehler, ja Schuld, kaum mehr zum Thema wird – ich komme darauf zurück. Turpin feuert die Christen zum gottgewollten Heidenkampf an und erteilt ihnen Absolution.

In der Schlacht von Roncesvalles erringen die Christen trotz der Übermacht der Heiden zunächst große Erfolge, vor allem dank der Heldentaten Rolands und der Anfeuerung der Christen durch Roland und Turpin. Heidnische Tempel werden zerstört, die Heiden fliehen. Doch bietet Marsilie neue Truppen auf. Der Abwehrkampf der Franken wird immer verlustreicher, fast alle Christen fallen. Rolands Reue wegen des versäumten Hornsignals kommt zu spät, der Kaiser wird jetzt durch das späte Hornsignal nicht mehr zur Rettung, aber zur Rache gerufen. Karl hört das Horn und setzt Genelun gefangen, das kaiserliche Heer kehrt um. In Roncesvalles fallen den letzten Kämpfen trotz tapferster Gegenwehr auch die Paladine, zuletzt Olivier, Rolands Vasall Walther und Turpin zum Opfer. Während das kaiserliche Heer naht und die Heiden fliehen, stirbt auch Roland. Sterbend reckt er seinen Handschuh gen Himmel. Ein Engel empfängt den Handschuh, Wunderzeichen begleiten Rolands Tod.

Kaiser Karl kehrt zurück, findet auf dem Schlachtfeld aber nur noch Tote vor. Er verfolgt die fliehenden Heiden, Gott wirkt ein Wunder und hält für Karl den Lauf der Sonne an (um den Heiden den Schutz der Dunkelheit zu verwehren). Massen von Heiden ertrinken im Ebro. Marsilie entkommt schwerverwundet, findet aber neue Bundesgenossen im Oberherrn aller Heiden, Paligan, und dessen unermesslichem Heer. Nach einer Engelserscheinung, die Karl warnt, lässt er die Toten bestatten. Beide Seiten bereiten eine neue Schlacht vor: eine große, quasi weltumspannende Auseinandersetzung

von Christenheit und Heidentum. In dieser Racheschlacht tötet Karl Paligan im Zweikampf, die Christen siegen. Marsilie stirbt vor Verzweiflung. Seine Witwe Brechmunda kapituliert und bekehrt sich.

Nach Aachen zurückgekehrt, beruft Karl einen Hoftag ein. Alda, Oliviers Schwester, stirbt ihrem Verlobten Roland nach. Bei der Gerichtsverhandlung gegen Genelun wird dieser von seinen Verwandten und den fränkischen Fürsten unterstützt, Karl steht mit seinem Verratsvorwurf fast allein. Schließlich erklärt sich ein Verwandter Rolands, Tirrich, zum Gerichtskampf mit Geneluns Vorkämpfer Binabel bereit und siegt trotz seiner Unterlegenheit dank Gottes Hilfe. Genelun und seine Bürgen werden zum Tod verurteilt und schmählich hingerichtet.

2. Projektion und Legitimation in volkssprachlicher Geschichtsdichtung

Die ›Chanson de Roland‹: Vorzeitkunde und Selbstvergewisserung des Kriegeradels in heroischer Überlieferung – ›nationale‹ und christliche Überformung

Konrads Vorlage gehört der Gattung Heldenepik an. Gegenstand eines Heldenepos sind (das hat weltliterarische Gültigkeit) poetisch überformte Ereignisse aus der kriegerisch bewegten heroischen Frühzeit der jeweiligen Gemeinschaft, dem sogenannten *heroic age* (das *heroic age* der griechischen Antike etwa ist die Zeit des Trojanischen Kriegs, das der Germania die Völkerwanderungszeit, das der altfranzösischen Heldendichtung die Karolingerzeit). Getragen wird heroische Überlieferung vom Kriegeradel, der hier die Erinnerung an die Helden der Vorzeit, die eigenen Vorfahren lebendig hält und zugleich in den Helden Identifikationsmuster für die eigene kriegerische Lebensform vorfindet und weiter tradiert. Heldenepik ist nicht fiktiv, sondern geschichtliche Überlieferung einer oralen oder semi-oralen Gesellschaft, kollektives Gedächtnis einer illiteraten Kriegergesellschaft. (Die Heldenepen des Hochmittelalters selbst freilich sind nicht mehr unmittelbar Produkte der Mündlichkeit, sondern schriftliterarisch geprägt.) Ein historischer Kern ist freilich meist nur mehr zu ahnen: Bekanntlich ist Roland nur in einem Teil der Handschriften von Einhards ›Vita Karoli Magni‹ erwähnt, als einer der Gefallenen in Karls unglücklichem Spanienfeldzug, beim Überfall der Basken auf die fränkische Nachhut bei Roncesvalles 778.[5] Dieses Ereignis ist in allen Zeugnissen der Rolandsage keineswegs faktengetreu bewahrt, sondern gattungstypisch überformt:[6] Die politisch-militärische Konstellation wird personalisiert,

5 In knappster Form zusammenfassend zuletzt: Nikolaus Henkel, Roland, in: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Märchenforschung. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u. a. Bde. 11/2. Stuttgart 2004, Sp. 772-778; vgl. ferner z. B. Kartschoke (wie Anm. 2), bes. S. 779-781.

6 Grundsätzlich zur Überformung historischer Ereignisse in heroischer Überlieferung, am Beispiel vor allem der Nibelungen-, aber auch der Troja- und Rolandsage, vgl. Joachim Heinzle, Die Nibelungensage als europäische Heldensage, in: Die Nibelungen. Sage – Epos – Mythos. Hg. von J. H. / Klaus Klein / Ute Obhof. Wiesbaden 2003, S. 3-27.

motiviert durch den persönlichen Konflikt zwischen Roland und seinem Stiefvater Ganelon / Genelun; erzählt wird in Form literarischer Muster wie Ehre, Rache, Verrat (die Ehre vor allem ist Lebensnorm des heroischen Kriegers schlechthin, mit dem Verrat ist die Niederlage zu entschuldigen). Derartige Umformung ist nicht Fiktion, sondern ein Modus, Geschichte zu bewältigen, indem man sie sich erklärbar macht durch Annäherung an Vertrautes. In mündlicher Überlieferung (und dann folglich auch in den auf mündlicher Überlieferung basierenden Schriftfassungen) rücken zudem Ereignisse zusammen, Vergangenheit wird grundsätzlich der Gegenwart anverwandelt. Im historischen Stoff werden jeweils aktuelle Probleme der Gegenwart reflektiert. So projiziert die ›Chanson de Roland‹ sowohl die Thematik der Kreuzzüge als auch das Problem der »Machtbalance«[7] zwischen dem französischen König und den großen Baronen, Probleme des 11. / 12. Jahrhunderts, in die Zeit Karls des Großen. Gleichzeitig legitimiert sie die Gegenwart durch den Rekurs auf eine glorreiche Vergangenheit: Karl der Große wird beschworen als vorbildhafter, fast mythischer »Gründungsherrscher«[8] der *France dulce*[9], *douce France*. Diese quasi-›nationale‹ Überformung ist typisch für die französische Heldenepik (die germanisch-deutsche Heldenepik kennt sie keineswegs). Neben die nationale Komponente tritt eine christliche: Karls Auseinandersetzung mit den christlichen Basken wird zum Kreuzzug gegen die spanischen Muslime stilisiert. Hinzu kommt die Umdeutung der historischen Niederlage in den Anlass zu einem grandiosen Sieg Karls über den Islam. Die Gemeinschaft, die sich in der ›Chanson de Roland‹ konstituiert, wird als *dulce France* bezeichnet, ist gleichzeitig aber auch eine Glaubensgemeinschaft, die Christenheit schlechthin.[10] Man könnte mithin die ›Chanson de Roland‹ als christliches Heldenepos bezeichnen.

Das ›Rolandslied‹: Transfer in eine andere Bildungswelt – Entheroisierung und Vergeistlichung – das Interesse Heinrichs des Löwen

Das deutsche ›Rolandslied‹ dagegen ist kein Heldenepos mehr, sondern eine geistlich geprägte Buchdichtung. Der Stoff stammt nicht aus heimischer mündlicher Überlieferung (das wären für das deutsche Sprachgebiet die Stoffkreise um die Nibelungen und Dietrich von Bern), ist vielmehr importiertes Buchwissen, nicht lebendige kollektive Memoria. Abzulesen ist das zunächst an der Entstehungsgeschichte (das *buoch* muss mühsam beschafft und übersetzt werden). Ablesbar ist das an der Verfassernennung (nur gelehrte Buchdichtung wird von einem Autor verantwortet, kollektive Memoria ist in der Regel anonym). Und ablesbar ist das an der Form: Das deutsche ›Rolandslied‹ wurde sicher nicht gesungen, wie für Heldenepik konstitutiv, trotz des vielleicht irreführenden Titels (›Lied‹ meint hier ›epische Dichtung‹).

7 Vgl. Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 44.
8 Marianne Ott-Meimberg, zit. Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 44.
9 Das altfranzösische Rolandslied. Zweisprachig. Übersetzt und kommentiert von Wolf Steinsieck. Nachwort von Egbert Kaiser. Stuttgart 1999, v. 16 u. ö.
10 Vgl. den Beitrag von Dominique Boutet in diesem Band.

Die strophenartigen Laissen der ›Chanson de Roland‹ sind übertragen in fortlaufende Reimpaarverse, die Allerweltsform mittelhochdeutscher Buchepik. Allenthalben sind poetologische Reflexe gelehrter Buchdichtung zu fassen, am offensichtlichsten in Prolog und Epilog, Versatzstücken lateinischer Poetik, die zu obligaten Bestandteilen volkssprachlicher Buchdichtung wurden. Die repetitiven Strukturen der ›Chanson de Roland‹, wiederkehrende Erzählschemata, Motive und Sprachformeln entfallen. Der Zusammenhang mit einer lebendigen heroischen Überlieferung erscheint radikal gekappt: In der ›Chanson de Roland‹ ist immer wieder die Rede von Liedern, die Schlachtengeschehen und persönliche Heldentaten besingen, von der Sorge um eine ehrenvolle heroische Memoria; bisweilen rufen die Helden auf zu tapferem Kampf, damit man keine Spottlieder über sie singe[11]. Solche Stellen fehlen im ›Rolandslied‹ ausnahmslos.

Diese Kappung heroischer Memoria indiziert bereits eine wesentliche Bearbeitungstendenz des ›Rolandslieds‹: die Entheroisierung, die gekoppelt ist mit einer Vergeistlichung. Zwar kämpfen Roland, Karl und ihre Mitstreiter ebenso tapfer wie in der Vorlage, doch entfallen wesentliche Elemente von Heroik: insbesondere die Sorge um Ehre und Nachruhm, die – wie auch das Interesse am Frankenreich – der Sorge um das Seelenheil weicht. Die christlichen Elemente schon der ›Chanson de Roland‹ sind überdeutlich: Bibel-Motive und Bibel-Zitate (insbesondere Reminiszenzen an das alttestamentliche Makkabäer-Buch) begegnen zuhauf. Der Krieg ist als Krieg gegen Ungläubige stilisiert, die fränkischen Helden agieren zugleich als Kreuzritter. Das ›Rolandslied‹ verstärkt all das noch, heroische – und nationale – Elemente dagegen treten zurück oder entfallen ganz.

Die geistliche Prägung des ›Rolandslieds‹ springt schon mit dem Gebetsprolog ins Auge. Engelserscheinungen und göttliche Wunder, schon in der ›Chanson de Roland‹ handlungsbestimmend, häufen sich. Biblische Anspielungen werden vermehrt und übersteigert: Karl wird an den großen alttestamentlichen Königen gemessen. Der Verräter Genelun wird ausdrücklich zur Judas-Figur stilisiert. Rolands Tod wird wie der Christi von Wunderzeichen begleitet. Der Gerichtszweikampf um Geneluns Schuld erscheint als Kampf zwischen einem neuen David und einem neuen Goliath. Ich komme auf die Details noch zurück. Nicht nur die einzelnen Vergleichsfiguren jedoch entspringen geistlicher Tradition, das ganze Denkmuster, das ihnen zugrunde liegt, ist ein im Mittelalter omnipräsentes Grundmuster geistlicher Bibelexegese: die Typologie[12] bzw. Figuraldeutung. Streng genommen heißt das: Alttestamentliche Figuren und Ereignisse verweisen vorwegnehmend voraus auf das Neue Testament, so Adam auf den »anderen Adam« Christus, die Opferung Isaaks auf Christi Kreuzestod u. a. In einem weiteren Sinn kann dann auch Nicht-Biblisches in dieses Verweissystem einbezogen werden, können Personen und Ereignisse als typologische Entsprechungen, Post-Figurationen gleichsam, von biblischen Figuren und Geschehnissen gedeutet werden. Das ›Rolandslied‹

11 ›Chanson de Roland‹ (wie Anm. 9), z. B. v. 1466, 1517.

12 Vgl. Lexikon des Mittelalters, Band 8, München 1997, Sp. 1133-1135; zum ›Rolandslied‹ zusammenfassend Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 46.

ist, weit mehr als die ›Chanson de Roland‹, durchdrungen von solchen typologischen Beziehungsgeflechten.

Ich kehre zu meiner Ausgangsbeobachtung zurück: Das ›Rolandslied‹ ist geistliche Buchdichtung, nicht Teil lebendiger kollektiver Memoria. Es wurde bewusst von einem einzelnen Verfasser bearbeitet, von einem fürstlichen Auftraggeber lanciert. Dann aber stellt sich die Frage nach dem Interesse, das einem solchen Auftrag zugrunde liegt: Warum gibt Heinrich der Löwe, der welfische Gegenspieler der Stauferkaiser, ausgerechnet einen solchen Text in Auftrag, einen Text, der Kaiser Karl feiert und den Verrat eines Fürsten brandmarkt? Das ›Rolandslied‹ ist um 1170 entstanden – die zeitliche Nähe zur Kanonisierung Karls des Großen 1165 ist unübersehbar.[13] Karls Heiligsprechung diente in erster Linie staufischen Interessen: Ein Heiliger als Gründungs-Kaiser bekräftigt Würde und Heiligkeit des Kaisertums.[14] Freilich beanspruchte gerade Heinrich der Löwe Karl als »Spitzenahn«[15] des eigenen Geschlechts. Auch hat Heinrich selbst an kreuzzugsähnlichen Kämpfen gegen die heidnischen Slawen teilgenommen. Dementsprechend kann sich Heinrich selbst in die Karlsnachfolge stellen und damit quasi als königsgleich feiern lassen. Das geschieht im Epilog – und wieder im typologischen Gewand:

> *Nune mügen wir in disem zîte*
> *dem künege Dâvîte*
> *niemen sô wol gelîchen*
> *sô den herzogen Hainrîchen*
>
> (›Nun können wir in dieser Zeit niemanden so gut mit König David vergleichen wie den Herzog Heinrich‹, v. 9039 - 9042).

Wie König David, eine der zentralen Vergleichsfiguren für mittelalterliche Könige, und wie Kaiser Karl steht jetzt Herzog Heinrich – impliziert ist wohl: nicht der Stauferkaiser – im Kampf für Glauben und Recht an vorderster Front.[16] (Dass es womöglich näher gelegen hätte, im Verräter und Gegenspieler des Kaisers, Genelun, eine Figura des Welfen zu sehen als in Karl selbst, dürfte Heinrich nicht wahrgenommen haben, andernfalls wäre die Stoffwahl nicht erklärlich.) In dieser Selbstinszenierung des Löwen kann das ›Rolandslied‹ als Teil welfischer Repräsentationskunst[17] gelten: Heinrich der Löwe projiziert sein Interesse an einer angemessenen Beteiligung der Fürsten zurück in den alten Stoff – und bezieht aus diesem, aus der Anbindung an Karl, Legitimation. Der Erzähltext selbst freilich hat, soweit Politisches thematisiert wird, den »Ausgleich zwischen Zentralmacht und Partikulargewalten«[18] zum Ziel – sicher auch im Sinne Heinrichs des Löwen:

13 Zusammenfassend z. B. Kartschoke (wie Anm. 2), S. 791 f.
14 Vgl. z. B. Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 50.
15 Kartschoke (wie Anm. 2), S. 791.
16 Vgl. z. B. Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 48.
17 Karl Bertau, Das deutsche Rolandslied und die Repräsentationskunst Heinrichs des Löwen. DU 20, 1968, S. 4 - 30.
18 Vgl. z. B. Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 51.

Es geht, außer um den christlichen Glauben, auch um das Reich – das *rîche* tritt im deutschen ›Rolandslied‹ als politische Größe an die Stelle der *dulce France*.

3. *Das ›Rolandslied‹ als Karlsdichtung und Reichsdichtung*

Von Roland war bisher wenig die Rede – und das mit gutem Grund: Das ›Rolandslied‹ ist, mehr noch als die ›Chanson de Roland‹, eigentlich eine Karlsdichtung. Als Held der Dichtung wird programmatisch nicht Roland eingeführt, sondern Karl: Erzählt wird ausdrücklich

> *von eineme tiurlîchen man,*
> *wie er daz gotes rîche gewan.*
> *daz ist Karl, der keiser*
>
> (›von einem edlen Mann, wie er das Himmelreich erlangte, nämlich Kaiser Karl‹, v. 9-11).

Als Karlslegende[19] ist der Text dennoch nicht zu sehen, wenn man den Begriff Legende, also Heiligenvita, nicht völlig inhaltsentleer verwenden will. Der Text nimmt auf Karls Kanonisierung nicht direkt Bezug und erzählt keine komplette Biographie, sondern lediglich einen Ausschnitt der Karlsgeschichte, den Kreuzzug gegen das moslemische Spanien mit seinen Folgen. Immerhin aber ist dem Beginn der Handlung eine stilisierte Kurzvita Karls des Großen vorangestellt: mit summarischen Angaben über seine Herkunft als Sohn Pippins, seine Heidenkämpfe, seinen Lebenslauf von der Kindheit bis zu irdischem Tod und ewigem Leben. Zwar ist die fast mythische Überhöhung zum über Zweihundertjährigen aus der ›Chanson de Roland‹[20] auf menschliches Maß zurückgenommen, alt aber bleibt Karl, übrigens gegen die historische Chronologie, auch im ›Rolandslied‹. Seine Kämpferqualitäten freilich beeinträchtigt das Alter nicht. Karls Größe wird in verschiedener Weise inszeniert, besonders eindrucksvoll aus der Perspektive der von seinem Anblick überwältigten heidnischen Gegner (v. 681-708). Selbst Genelun stellt sich ausdrücklich nicht gegen den Kaiser, »nur« gegen Roland. Ausgezeichnet ist Karl in erster Linie durch seine privilegierte Beziehung zu Gott und den Engeln: Er steht (schon in der ›Chanson de Roland‹) gleichsam unmittelbar zu Gott, auch wenn in dem weisen Bischof Johannes und dem kriegerischen Erzbischof Turpin sowie in Massen von Beichte hörenden und Totenmessen feiernden Priestern die Kirche wenigstens rudimentär präsent ist. Der Kaiser erscheint als *gotes dienestman* (›Vasall Gottes‹, v. 55), als *der aller saelegeste herre* (›der allergesegnetste Herrscher‹, v. 2249). Gott selbst lässt ihm durch seine Engel den Auftrag zum Kreuzzug übermitteln. Episch vorgeführt und sogar von Genelun bestätigt wird, dass

19 So z. B. Friedrich Ohly, Die Legende von Karl und Roland, in: Studien zur frühmittelhochdeutschen Literatur. Cambridger Colloquium 1971. Hg. von L. P. Johnson, H. H. Steinhoff , R. A. Wisbey, Berlin 1974, S. 292-343.

20 ›Chanson de Roland‹ (wie Anm. 9), v. 524.

[...] *ime ez got selbe geboten hât,*
daz er die heiden bekêre

(›Gott selbst ihm befohlen hat, die Heiden zu bekehren‹, v. 2252f.).

Durch vielfältige Wunder, Warnungen im Traum, Eingriffe in den Lauf der Sonne, in das Schlachtgeschehen und den Entscheidungszweikampf garantiert Gott Karls Sieg:

got gît dir daz hail.
dîne vîante geligent under dînen füezen

(›Gott verleiht dir Heil. Deine Feinde werden dir unterliegen‹, v. 8548f.).

Durch biblische Vergleichsfiguren, typologische Beziehungen erscheint Karl als neuer Josua, David, Salomon und damit geradezu als unüberbietbarer Inbegriff von Herrschaft:[21]

sît Salomon erstarp,
sô ne wart sô grôz hêrschapht
noch newirdet niemer mêre.
Karl was aller tugende ein hêrre

(›Seit dem Tod König Salomons hat es keine solche herrscherliche Pracht gegeben, und es wird sie auch nie wieder geben. Karl war der Herr aller Vollkommenheit‹, v. 671-674).

Bewährt sich Karl als Kaiser jedoch wirklich? Ungebrochen ist die Bewährung ausgerechnet im Kampf: im Sieg über die fliehenden Heiden Marsilies ebenso wie über das gewaltige Heer des gesamten Islam und im persönlichen Zweikampfsieg über Paligan. Dass sich diese Siege mehr Gottes Hilfe verdanken als persönlicher Stärke, ist Auszeichnung, nicht Makel: Heroische Maßstäbe gelten im ›Rolandslied‹ nicht mehr absolut.

Karl gerät aber in die Krise,[22] und das zweimal: Das erste Mal durch äußere Feinde und, von innen, durch den Verrat Geneluns, der das Reich seiner besten Vorkämpfer beraubt; das zweite Mal – und das viel radikaler als in der ›Chanson de Roland‹ – durch die unerwartete Solidarisierung der Franken mit Genelun beim Prozess in Aachen. Dass Karl sich von den Heiden und Genelun hereinlegen lässt, wird, schon in der ›Chanson de Roland‹, nicht als politisches Versagen gedeutet. Gerade im deutschen ›Rolandslied‹ rückt das durch die Abwertung des Verrats zur Judastat überhaupt nicht in den Blick. Genelun steht zudem isoliert da, und die Glorifizierung der Martyriumsbereitschaft der Christen lenkt von der politisch-militärischen Fehleinschätzung ab. Kritischer wird es, trotz des glorreichen Siegs über die Heiden, beim Hoftag in Aachen: Geneluns Rechtfertigung des Verrats als angekündigte und daher legitime Privatfehde zwischen ihm und seinem Stiefsohn wird von den Fürsten akzeptiert, die Judastat im nachhinein wenn nicht gerechtfertigt, so doch bagatellisiert. Hier ist es Karl, der isoliert wird: Das Reich erscheint, obwohl

21 Vgl. z. B. Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 46.
22 Vgl. z. B. Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 48 f.

alle äußeren Feinde vernichtet sind, von innen heraus gefährdet, das Recht erschüttert, nur noch durch Gottes Wunder zu retten. Aber dieses Wunder geschieht (der Sieg des kaiserlichen Vorkämpfers, in der ›Chanson de Roland‹ auch kampftechnisch plausibel, erscheint im ›Rolandslied‹ als denkbar unwahrscheinlich und nur Gott verdankt), und durch die Hinrichtung des Verräters und seiner Sippe wird der Konflikt gelöst.

Um Konfliktlösung, um Ausgleich zwischen Kaiser und Fürsten geht es auch, schon in der ›Chanson de Roland‹, im ›Rolandslied‹. Das Verhältnis von Herrscher und Vasallen ist prekär. Noch viel deutlicher als in der ›Chanson de Roland‹ vergewissert sich Karl des Beistands und der Zustimmung der Fürsten und seiner Gefolgsleute. Das Machtbewusstsein der Fürsten geht, beim Verratsprozess, fast bis zur Rebellion. Welfische Partikularinteressen aber formuliert das ›Rolandslied‹ nicht. Es geht um das Reich, das *rîche*, um dessen Bestand und Ansehen – und Bestand und Ansehen des *rîches* sind, zu Karls Zeiten, von denen erzählt wird, wie zur Zeit Heinrichs des Löwen abhängig davon, dass das Zusammenspiel von Kaiser und Fürsten funktioniert: dass der Kaiser den Rat der Fürsten einholt und respektiert, dass die Fürsten stets auf das Ganze, das *rîche* verpflichtet bleiben. Mit der Position Heinrichs des Löwen erscheint das durchaus vereinbar: Kaiserliche Würde und Macht werden anerkannt, doch haben die Fürsten entschieden ihren Anteil daran.[23]

4. *Das ›Rolandslied‹ als militante Kreuzzugsdichtung: Kreuzzugsideologie – militia Dei – Feindbildkonstruktionen*

Die Krise des Reichs und ihre Lösung, personalisiert in Geneluns Verrat und Bestrafung, bilden den Rahmen des ›Rolandslieds‹. Dazwischen geht es um Glaubenskrieg, um Kreuzzug. Diesen Aspekt »Kreuzzugsdichtung« verstärkt das deutsche ›Rolandslied‹ gegenüber der ›Chanson de Roland‹ entschieden. Übernommen wird mit dem Handlungsmuster »Glaubenskrieg« ein zentrales Deutungsangebot der Vorlage: die Vorstellung vom Helden als Vorkämpfer des christlichen Glaubens, vom christlichen Helden, der – eine entscheidende Neuerung des 11./12. Jahrhunderts – die angestammte kriegerische Lebensform mit dem christlichen Seelenheil verbinden konnte.[24] Es ist dies ja keine Selbstverständlichkeit: Dem frühen Christentum galt Christi Gebot der Nächsten- und Feindesliebe. Der gewaltbereite Krieger war der Anti-Typus zum wahren *miles Christi*, dem Mönch, der lediglich die Waffen des Evangeliums führt. Die Kirche musste sich früh arrangieren mit der weltlichen Oberschicht, die ganz essentiell eine Kriegeraristokratie war. Noch im 11. Jahrhundert dominiert jedoch, zumindest theoretisch, im christlichen Denken die Verwerfung des Kriegerhandwerks als Morden, als Todsünde. Erst im Zusammenhang mit der Kreuzzugsbewegung wird die Kriegerexistenz auch von der Kirche gerechtfertigt: gerechtfertigt im Entwurf des christlichen Kreuzritters, gerechtfertigt unter der Voraussetzung, dass kriegerische Gewalt in den Dienst

23 Vgl. z. B. Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 51 f.
24 Zusammenfassend z. B. Vollmann-Profe (wie Anm. 2), S. 44.

des Glaubens und der Kirche gestellt wird. Dem Kriegeradel bot der Kreuzzug so die einzigartige Möglichkeit, die kriegerische Lebensform mit der Sorge um die Seele zu verbinden. Dieses Identifikationsmuster des christlichen Helden übernimmt das ›Rolandslied‹ aus der ›Chanson de Roland‹ und baut es aus im direkten Rekurs auf die Terminologie der Kreuzzugspropaganda und Kreuzzugspredigten. Der Kampf für den Glauben wird zum Königsweg zur ewigen Seligkeit, der Kampftod wird zum Martyrium stilisiert. Von Anfang an wird das auf allen Ebenen exponiert, dem Hörer bzw. Leser wiederholt eingehämmert, durch Protagonisten und Erzähler, als Motiv für die Kämpfer wie als Fazit ihres Sterbens. Hier nur einige wenige Belege vom Anfang des Textes, sie ließen sich beliebig vermehren: Der Erzähler stellt von vornherein, noch vor dem Kreuzzugsaufruf, Karls Paladine als potentielle Märtyrer dar:

den lîp fuorten si veile
durch willen der sêle.
sine gerten nichtes mêre
wan durh got ersterben,
daz himelrîche mit der martire erwerben

(›Sie gaben das Leben preis um ihrer Seele willen. Sie verlangten nichts mehr, als für Gott zu sterben und durch das Martyrium das Himmelreich zu gewinnen‹, v. 78-82).

durch got wolten si gemarteret werden (›Für Gott wollten sie das Martyrium erleiden‹, v. 3254), heißt es vor der Aufstellung zur Schlacht von Roncesvalles. Himmlischen Lohn verheißt Roland all denen, die sich dem Spanienfeldzug anschließen (v. 147-150). Auch der Erzähler stellt vorausdeutend als Ergebnis des Kreuzzugs fest:

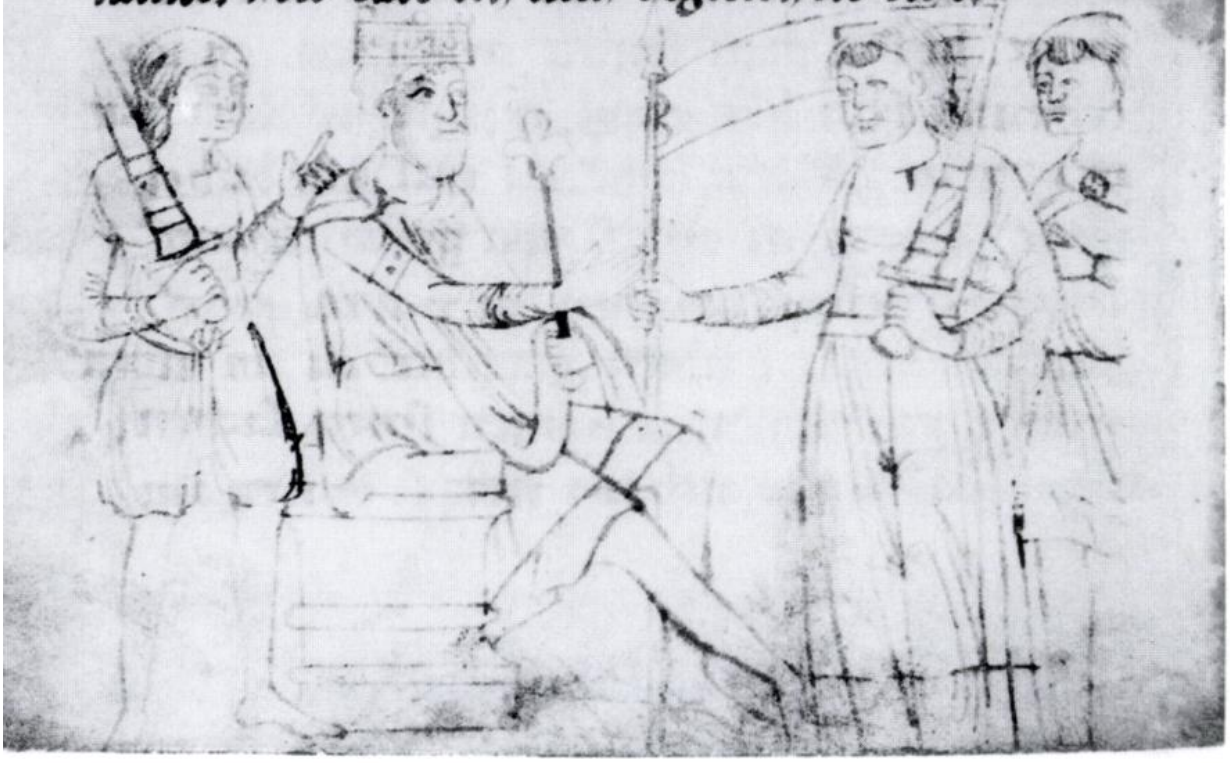
an der martir si beliben.
ze himele sint si gestigen

(›Sie erlitten das Martyrium. In den Himmel sind sie aufgestiegen‹, v. 231f.).

Unablässig wiederholt sich das Argument: Kampf für den Glauben ist gottgewollt. In diesem Kampf zu fallen, garantiert einen Vorzugsplatz im Himmelreich. Die Rede vom Martyrium der Kreuzritter deutet den Märtyrer-Begriff ins Aktive um: Nicht Dulden wird erwartet, sondern kriegerisches Tun, Heiden-Schlachten. Turpin predigt (ausdrücklich vom Erzähler bestätigt):

Abb. 1 (rechts): Illustration zum ›Rolandslied‹ des Pfaffen Konrad in der 1168 – 1172 wohl in Regensburg entstandenen sog. Heidelberger Rolandslied-Handschrift. Roland, mit Schwert und Fahne, rät Karl dem Großen, nach Frankreich heimzukehren: *Rŏlant sprach zu dem chaiser herre rit an dine reise harte urolichen haim zu francriche.*
Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. pal. germ. 112 fol.-Angabe fehlt, vgl. S. 95 Abb. zum ›Willehalm‹.

gerechte unz an den tot. pestatigen sin ere. genelm
sach dar ungerne. Rôlant sprach zu dem
chaiser herre rit an sine reise. harte urolichen.
haim zu francriche. den uan scol füren. herre
al nach dinen eren. gotes hulde hastu he er
worben. habe du dehaine sorgem. dar ich mer
entrinnen dannen. der uan ne scol mir nicht
so luchte enpfallen. so der hantschûch geneline.
dine fursten du nene sume. got spar din ere.
der kaiser wante uil sere. uil ducke er in chus
te. er druhte in an sine brustе. er beswif in
mit den armen. er sprach nu mûze ir got er
barmen. dar ich dich hi mûz lazen. u ne mag
ich nicht dar zu geben maze. dar ich da füre
name. hete dar ich dich ungelichen sehe.



vor gote birt ir entbunten
von allen wertlîchen sünden
[...].
swaz ir der haiden hiute müget erslân,
daz setze ich iu ze buoze

(›Vor Gott seid ihr frei von allen weltlichen Sünden [...]. So viele Heiden wie möglich heute zu töten, erlege ich euch als Buße auf‹, v. 3931-3935).

Die Begriffe ›heiliger Krieg‹ und der eigentliche Terminus technicus für den gottgewollten Glaubenskrieg, ›gerechter Krieg‹ (das *bellum iustum* des Augustinus und Thomas von Aquin), fallen übrigens nicht. Es ist dies freilich kein Indiz für Distanzierung, sondern dafür, dass die Gerechtigkeit, die Gottgewolltheit dieses Kriegs gegen die Andersgläubigen außer Frage steht. In Engelsaufträgen und göttlichen Wundern wird sie als fraglos gültig episch inszeniert.

Das Schlüsselwort speziell für das deutsche ›Rolandslied‹ ist *militia Dei*, ›Ritterschaft Gottes‹, der Terminus technicus der Kreuzzugsbewegung und Kreuzzugspredigt.[25] In vielen lexikalischen Varianten wird dieses Konzept im ›Rolandslied‹ durchgespielt: Die christlichen Kämpfer erscheinen als Gotteskrieger, *gotes degene* (v. 3412, 5799 u. ö.), *gotes helede* (v. 3913 u. ö.), *gotes strangen* (v. 4637), *gotes recken* (v. 5127) oder als *gotes dienstman* (›Diener Gottes‹, v. 4101). Dieses Ideal des Gottesstreiters ist zugleich Identifikationsmuster für den Krieger und ein neuer Typus von Heiligkeit: Bei diesen Gotteskriegern kann ein Kriegerpublikum Fürsprache bei Gott erlangen:

si sint unser brücke
zuo dem gotes rîche

(›Sie sind unsere Brücke zum Reich Gottes‹, v. 3948f.).

Die Überführung fränkischer Helden in den Idealtypus des *miles Dei* hat gravierende Folgen: Die verschiedenen Heldentypen werden nivelliert (ich komme darauf zurück), und die Gegner, als Antipoden zu den *milites Dei*, werden noch konsequenter negativiert. Das gilt für den christlichen Verräter wie für die heidnischen Krieger. Genelun, in der ›Chanson de Roland‹ zumindest anfangs noch ein respektabler Vertreter der Fürsten, wird zur reinen Negativfigur. Durch ihn wirkt der Teufel. Als Verräter verstößt er nicht nur gegen das feudale Grundgebot der Loyalität, sondern gibt Christen dem Tode preis, wie Judas Christus verraten hatte: *den armen Judas er gebildôt* (›Er ist ein Abbild des elenden Judas‹, v. 1925)[26] – Genelun wird zur Figura des Judas stilisiert.

So wie die christlichen Kämpfer als Gottes Kinder erscheinen, werden in konsequenter Polarisierung und Schwarzweißmalerei die Heiden zur Teufelsbrut,

25 Vgl. Jeffrey Ashcroft, Miles Dei – gotes ritter, in: Forum for Modern Language Studies 17, 1981, S. 146-166.

26 Vgl. Sonja Kerth, *Den armen Iudas er gebildot*. Feindbilder im ›Rolandslied‹ des Pfaffen Konrad und Wolframs von Eschenbach ›Willehalm‹, in: Mitteilungen des Internationalen Germanistenverbandes, 42, 1995, S. 32-37.

des tiuveles kint (›Kinder[n] des Teufels‹, v. 60), zu teuflischem *geswerme* und *her* (›Horden‹ und ›Heer‹, v. 5738f.). Sie sind, wenn sie sich nicht bekehren, der Hölle verfallen: *die helle bûwent si iemermêre* (›Sie werden in alle Ewigkeit in der Hölle wohnen‹, v. 64). König Zernubele und seine Männer erscheinen gar als schwarze Satansbrut, ihr Land als lichtlose, unfruchtbare Hölle auf Erden (v. 3765-3772). Im Bild der Heiden mischen sich hier christliche Höllenvorstellungen mit antiker Überlieferung von den monströsen Fabelwesen des Orients. Nur ganz vereinzelt tauchen Reste des altepischen Prinzips auf, dass Wert und Rang des Besiegten den Rang des Siegers erhöhen, nur selten Ansätze einer Achtung des Feindes: Ein einziges Mal werden die Heiden widerwillig als tapfere Helden anerkannt (v. 4600f.), ebenfalls nur einmal die Christen von den Heiden bedauert (v. 5469-5475).

Doch die Heiden sind nicht nur Monster: Ganz bezeichnend für die radikal christliche Wertung des deutschen ›Rolandslieds‹ ist es, dass den Heiden bisweilen, wie im Mittelalter nicht selten, durchaus auch weltliche Pracht und weltliche Werte zugeschrieben werden, dass aber genau diese Weltlichkeit der Heiden als Zeichen ihrer Verdammnis gewertet ist. Die Heiden kultivieren

> *tanz unde rîterscaft*
> *unt ander manige hôchvart –*
> *si fuorten grôz übermuot,*
> *sô ie der unsaelige tuot*
>
> (›Tanz, Turniere und vielerlei andere übermütige Dinge – sie zeigten großen Hochmut, wie es nur je der Verdammte tut‹, v. 287-290).

Weltlichkeit ist negativ, ja geradezu teuflisch konnotiert. Aus eben diesem Grund ist Geneluns scheinbare Menschlichkeit, die ihn uns sympathisch machen könnte, wenn wir die ausdrücklichen Wertungen des Textes ignorieren wollten – der Wunsch nach Frieden und Heimkehr, die Sorge um Leben und Sicherheit, die Anhänglichkeit an Frau und Sohn – nicht nur verdächtig, sondern als Signum der Weltlichkeit zugleich Indiz der Verworfenheit.

Die Gottesstreiter dagegen verschmähen (meistens) weltlichen Besitz, rühren bisweilen sogar Kriegsbeute nicht an – und sie lassen ihre Familien hinter sich. Roland sorgt sich nicht im mindestens um seine Verlobte Alda. Wenn diese ihm schließlich nachstirbt, ist das keinesfalls ein Liebestod, sondern gottgewirktes Wunder, das der Frau eine gewisse Teilhabe am heilbringenden Martyrium des Kriegermannes ermöglicht.

Die einzigen zwischenmenschlichen Beziehungen, die vielleicht noch zählen, sind die Loyalität gegenüber dem Lehensherrn und die Kampfbrüderschaft der christlichen Krieger, aber auch diese kriegerisch-feudalen Bindungen treten gegenüber der ›Chanson de Roland‹ zurück. Die heroischen Leitwerte Macht und Status, Ehre und Nachruhm spielen ohnehin keine Rolle mehr. Die Bindung an Gott und die Sorge um das Seelenheil drängen alles Irdische in den Hintergrund. Pointiert ist dies gefasst im Kommentar auf einen christlich-heidnischen Zweikampf:

> *Targîs vacht umbe êre,*
> *Anseîs umbe die sêle,*

Targîs umbe ertrîche,
Anseîs umbe daz himelrîche

(›Targis kämpfte um der Ehre willen, Anseis für seine Seele, Targis um irdische Herrschaft, Anseis um das Himmelreich‹, v. 4719 - 4722).

Der Primat des Seelenheils, die Nichtigkeit alles Irdischen haben im Kontext des Krieges kalte Mitleidlosigkeit zur Folge. Die Erfahrung von Leid und Tod, die selbst Heldenepen vermenschlichen kann (man denke an ›Ilias‹ und ›Aeneis‹), spielt im ›Rolandslied‹ keine Rolle. Heidenschlachten ist Pflicht des Gottesstreiters, gottgewollte Leistung, die seine Anwartschaft aufs Himmelreich begründet. Die Blutfluten, die den Text überströmen, haben keinerlei Mitgefühl mit den Opfern zur Folge. Kaltschnäuzig waten die Helden im Blut der Gegner:

die tôten lâgen in allenthalben sîn
sam die hôhen berge.
daz bluot von manne verhe
fulte velt unde graben.
niemen nemachte den wec gehaben.
si wuoten in dem bluote unz an die knie

(›Die Toten lagen um ihn her in Haufen hoch wie Berge. Das Menschenblut bedeckte das Feld und füllte die Gräben. Keiner konnte dem Weg folgen, sie wateten bis zu den Knien im Blut‹, v. 4146 - 4151).

Die Gefühllosigkeit geht aber noch weiter und bezieht sich nicht nur auf die heidnischen Gegner. Der christliche Glaube lässt im ›Rolandslied‹ die Christen bisweilen die Leiderfahrung des Krieges grundsätzlich zurückweisen: Die Krieger freuen sich aufs Martyrium, und sogar Totenklagen verlieren ihr Recht. Brechmunda, der frisch bekehrten Witwe König Marsilies, ist die passende missionarische Belehrung in den Mund gelegt: Es gibt für die Christen überhaupt keinen Grund, die Toten zu beklagen, sind diese doch schnurstracks ins ewige Leben eingegangen:

daz ist der mîn geloube,
want si durh daz rehte sint gelegen,
daz sie vor gote iemer leben.
nu hôrt ich dich, hêrre, sagen,
die rechten scol man nicht clagen -
ir tôt ist gewaere

(›Mein Glaube sagt mir: weil sie für die Wahrheit gestorben sind, werden sie vor Gott ewig leben. Ich hörte dich sagen, Herr, man solle die Gerechten nicht beweinen – ihr Tod ist schön‹, v. 8648 - 8653).

Das hat *sub specie aeternitatis* seine Logik – und stößt doch bitter auf: Wenn aus der Erfahrung von Tod und Töten menschliches Leid ausgeklammert wird, ist der Effekt De-Humanisierung.

Der Kreuzzuggedanke ist nirgendwo auch nur im mindesten in Frage gestellt. Vielleicht ist es nicht nur durch die unbekannte Vorlage bedingt,

wenn sich im deutschen ›Rolandslied‹ keine Entsprechung zum Schluss der Oxforder ›Chanson de Roland‹ findet.[27] Dort überbringt der Erzengel Gabriel den göttlichen Auftrag zu neuen Heidenkämpfen – und Karl rauft sich den Bart, verzweifelt über das ihm aufgebürdete Leben voll nicht endender Mühsal. Dem deutschen ›Rolandslied‹ ist eine solche Relativierung fremd.

5. *Roland als Gottesstreiter und Märtyrer*

Die Zentrierung auf den Gottesstreiter hat, wie gesagt, auch eine Nivellierung der Heldentypen zur Folge: Alle sind sie *gotes recken*. Im Gottesstreiter fallen der kluge Olivier und der tapfere Roland – in der ›Chanson de Roland‹ Vertreter archetypisch gegensätzlicher Heldenmuster wie Odysseus und Diomedes (oder Achill) – fast ununterscheidbar zusammen, und selbst der wehrhafte Erzbischof Turpin unterscheidet sich nicht viel von seinen nicht-klerikalen Mitstreitern.

Die Folge ist insbesondere eine völlige Umdeutung Rolands. In der ›Chanson de Roland‹ ist er der Vertreter des Achill-Typs: kampflustig, tollkühn, verwegen, unüberlegt, vor allem anderen auf die eigene Ehre, den eigenen Nachruhm bedacht (genau genommen handelt es sich bei Roland um eine dreifache Ehre: die persönliche Ehre, die Ehre der Familie, die Ehre der *dulce France*[28]). Der altfranzösische Roland ist ehrversessen in einer Weise, die das eigene Volk dem Untergang überantwortet. Vor allem an Roland wird die genannte Entheroisierung durch Christianisierung im ›Rolandslied‹ deutlich.

Das zeigt sich besonders augenfällig an der bereits erwähnten Umgestaltung der berühmten Hornrufszene. Der Roland der ›Chanson‹ scheut den Vorwurf der Feigheit und zieht den Tod der Schande vor, unterschätzt im Übrigen, typisch heroisch, die Stärke der Gegner. Geleitet von der Sorge um den eigenen Nachruhm reißt dieser Roland der ›Chanson‹ 20 000 Franken mit in den Tod. Konrads Roland dagegen überantwortet sich und die Christen fromm an die göttliche Providenz: Wie die Schlacht ausgeht, *daz müez nu allez an gote gestân* (›das soll alles bei Gott stehen, v. 3870). Sein Streben ist nicht auf Nachruhm gerichtet, sondern auf das Martyrium:

> *die haiden sint vor gote vertailet.*
> *sô werdent aber mit bluote gerainet*
> *die hêren gotes marteraere.*
> *wolt got, daz ich des wert waere*
>
> (›Die Heiden sind vor Gott verurteilt. Dagegen werden die erhabenen Märtyrer Gottes mit Blut getauft. Wollte Gott, dass ich dessen würdig wäre!‹, v. 3879 - 3882).

Natürlich bleibt seine Entscheidung, das Horn nicht zu blasen, auch im ›Rolandslied‹ ein taktischer Fehler, den Roland später einsieht, aber das wird

27 ›Chanson de Roland‹ (wie Anm. 9), v. 3993 - 4001.
28 ›Chanson de Roland‹ (wie Anm. 9), v. 1053 f., 1062 - 1064.

gegenüber der ›Chanson de Roland‹ stark heruntergespielt. Die Deutungskontroversen der ›Chanson de Roland‹-Forschung – ob Roland sich wirklich der Torheit und Maßlosigkeit, ja Hybris, schuldig macht, wie Olivier es formuliert[29], oder ob er nicht gerade durch seinen Fehler zum Katalysator des christlichen Endsiegs wird – brauchen uns nicht zu kümmern: Konrads Roland kennt keine heroische Selbstüberschätzung und Selbstzentriertheit, die Sorge um den Nachruhm entfällt, und auch sein Fehler ist aufgehoben im gemeinsamen Endziel, dem von Gott und den Franken gewollten Martyrium.

Als vorbildlicher Märtyrer wird Roland vor allem durch die Begleitumstände seines Todes gerechtfertigt: Sein Sündenbekenntnis und Gebet stehen schon in der ›Chanson de Roland‹, ebenso die Handschuh-Geste und die Engelserscheinung; allerdings fallen die Erinnerungen des Sterbenden an Weltliches, an Frankreich, an Karl[30] völlig weg. Neu sind die Wunderzeichen, die im ›Rolandslied‹ Roland geradezu als Postfiguration Christi erscheinen lassen und ihn außerhalb jedes Zweifels stellen: Konrads Roland ist ein christusgleicher Heiliger:

> *Dô Ruolant von der werlt verschiet,*
> *von himel wart ain michel liecht.*
> *sâ nâch der wîle*
> *kom aim michel erbîbe,*
> *doner unt himelzaichen*
> [...]
> *si wolten alle waene,*
> *daz diu wîle waere,*
> *daz diu werlt verenden solte*
> *unt got sîn gerichte haben wolte*
>
> (›Als Roland aus der Welt geschieden war, erschien am Himmel ein helles Licht. Kurze Zeit später folgten ein schweres Erdbeben, Donner und Himmelserscheinungen [...]. Alle glaubten sie, der Zeitpunkt sei gekommen, da die Welt untergehen solle und Gott sein Gericht halten wolle‹, v. 6924 - 6949).

6. Aspekte der Rezeption des ›Rolandslieds‹

Das ›Rolandslied‹ ist früh vergleichsweise breit überliefert, in sieben Textzeugen fast ausnahmslos noch vom Ende des 12. Jahrhunderts; dann aber bricht die Überlieferung ab.[31] Dies ist freilich kein Zeichen der Distanzierung von der Heidenschlächter-Ideologie des Textes. Vielmehr hat ihn seine schlichte sprachliche und metrische Faktur schnell veralten lassen. Immerhin aber bleibt das ›Rolandslied‹ nicht ganz unwidersprochen. Wolfram von Eschenbach erzählt

29 ›Chanson de Roland‹ (wie Anm. 9), v. 1724 f.
30 ›Chanson de Roland‹ (wie Anm. 9), v. 2377 - 2380.
31 Vgl. ›Rolandslied‹ (wie Anm. 1), S. 616 - 619.

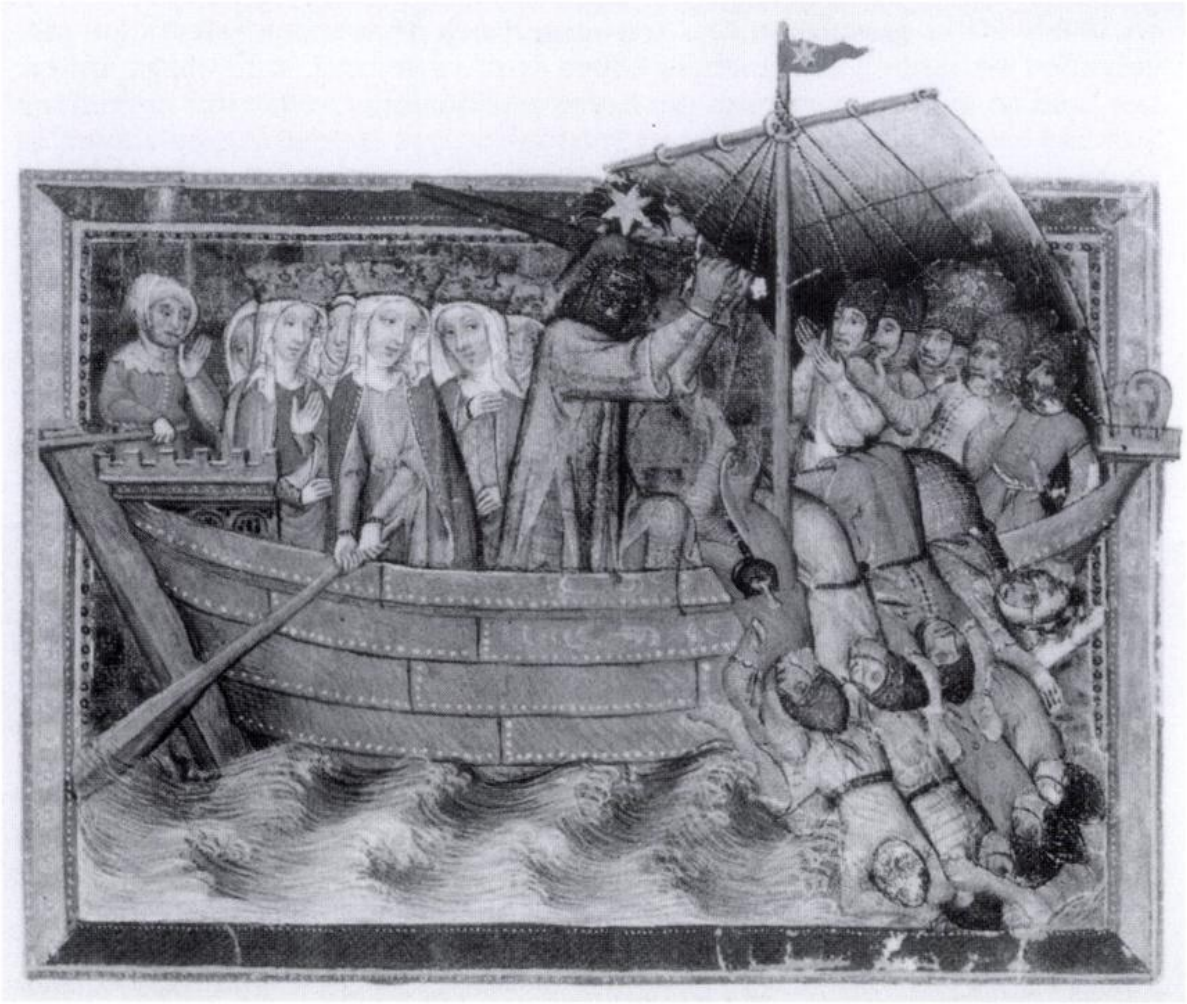


Abb. 2: Kampf des christlichen Helden gegen die Heiden im ›Willehalm‹ des Wolfram von Eschenbach: Willehalm bringt ein Schiff in seine Gewalt. Buchmalerei in dem 1334 entstandenen Willehalm-Kodex der Landesbibliothek Kassel.
Universitäts-Bibliothek, Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel, 2° Ms. poet. et roman. 1, fol. 32^{rb}.

in seiner Kreuzzugs- bzw. Anti-Kreuzzugsdichtung ›Willehalm‹[32] ausdrücklich gegen das ›Rolandslied‹ an: Sein Heidenkämpfer Willehalm und dessen König Lois (Ludwig) sind zu Karls Erben stilisiert, die Schlachten setzen ausdrücklich Karls Heidenfeldzug fort – aber Wolframs Protagonisten tun sich schwer mit diesem Erbe. Zwar steht auch für Wolfram die Überlegenheit des christlichen Glaubens außer Frage, zwar lässt auch er die Christen letztlich einen großen Sieg erringen. Aber dieser Sieg ist teuer erkauft, der Glaubenskrieg nur schwer zu legitimieren. Christen und Heiden sind gleichermaßen

32 Wolfram von Eschenbach, Willehalm. Nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung, Kommentar. Hg. von Joachim Heinzle. Frankfurt a. M. 1991 (Bibliothek des Mittelalters 9).

als ideale Ritter gezeichnet und teilweise durch Verwandtschaftsbande miteinander verbunden. Kostbarstes Leben wird vernichtet, auf beiden Seiten. Das Leid ist unermesslich, und die Kreuzzugsideologie, selbst der garantierte Sitz im Himmelreich, bietet keinen Trost mehr. Das Heiden-Abschlachten ist sogar punktuell als Sünde verurteilt: Wie die Christen sind auch die Heiden Gottes Geschöpfe und verdienen daher Schonung.

Die ›Willehalm‹-Rezeption rückt die Maßstäbe wieder ins Konventionelle: Die Heiden sind der Erzfeind, den es zu bekehren oder zu töten gilt (vorzugsweise letzteres). Strickers ›Karl‹, eine Bearbeitung des ›Rolandslieds‹ aus der Zeit um 1220, glättet nur metrisch und sprachlich; die Kreuzzugsideologie aber bleibt unangetastet.[33] In der Bearbeitung des Strickers wirkt das ›Rolandslied‹ bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Wolfram behält für das Mittelalter nicht das letzte Wort – und sein Wort bleibt singulär.

Von der blutigen Heidenschlächterei der ›Chanson de Roland‹ und des ›Rolandslieds‹ führt kein direkter Weg zum Roland der Säulen, zu Roland als Symbolfigur des Rechts. Nichts prädestiniert den tollkühnen Kämpfer der ›Chanson de Roland‹ zum Heros einer städtischen Gemeinschaft. Konrads Roland ist, wie erörtert, weniger fehlerbehaftet – der wackere Gottesstreiter, der sich unerschütterlich ganz in Gottes Hände gibt, steht dem unangefochtenen Roland der Säulen schon etwas näher. Entscheidend sind jedoch nicht die Rolanddichtungen, sondern die Karlsüberlieferung einerseits, ikonographische, also Bild-Traditionen[34] andererseits. Karl der Große gilt dem Mittelalter gemeinhin als Garant des Rechts – und Roland als Karls rechter Arm (so etwa im sogenannten ›Pseudo-Turpin‹, einer lateinischen Version der Karl- und Rolandsage, ›Historia Karoli Magni et Rotholandi‹, Anfang 12. Jahrhundert). Als solcher ist Roland abgebildet als stehender Ritter, gerüstet mit Schild und bloßem Schwert – ähnlich wie auf den Roland-Säulen. Abbildungen dieses Typs »Roland als Schwertträger« begegnen uns auch in der Heidelberger ›Rolandslied‹-Handschrift (Ende 12. Jahrhundert).[35] So gibt es wenigstens eine schmale Brücke zwischen Roland als rechter Hand und Schwert Karls des Großen und dem schwerttragende Roland der Säulen. An den Roland-Säulen ist im Übrigen der gleiche Mechanismus der Aneignung von Vergangenheit zu beobachten wie bei der volkssprachlichen Geschichtsdichtung: Es geht nicht um Fakten, sondern um Interesse, nicht darum, wer Roland war, sondern welche Funktionen von den jeweiligen Rezipienten auf ihn projiziert werden, um ihre eigenen Interessen zu spiegeln und zu legitimieren.

33 Karl der Große von dem Stricker. Hg. von Karl Bartsch. Quedlinburg / Leipzig 1857. Nachdruck Berlin 1965; vgl. Rüdiger Brandt, *erniuwet*. Studien zu Art, Grad und Aussagefolgen der Rolandsliedbearbeitung in Strickers ›Karl‹. Göppingen 1981; Dorothea Klein, Strickers ›Karl der Große‹ oder die Rückkehr zur geistlichen Verbindlichkeit, in: Wolfram-Studien 15, 1998, S. 299-323.

34 Vgl. Rita Lejeune / Jacques Stiennon, Die Rolandssage in der mittelalterlichen Kunst, 2 Bde., Brüssel 1966.

35 Das Rolandslied des Pfaffen Konrad. Cod. Pal. Germ. 112 (Facsimilia Heidelbergensia 1), fol. 5^{v} u. ö.

»Das Andenken an meine Vaterstadt« – Anklänge an die Heimat im Reisetagebuch des Bremer Pastorensohnes Arnold Hermann Ludwig Heeren[1]

Von Helga Schmidt

»Wie konnte es aber anders seyn, als daß das Leben in einer freyen Handelsstadt, die eben damals in vollem Aufblühen war, auf meinen Geist und meine ganze Denkungsart einwirkte. Es war die Zeit des Amerikanischen Krieges, während dessen der bisher nur beschränkte Handel meiner Vaterstadt anfing, sich zum Welthandel zu erheben. Ich sah das Alles nicht blos aus der Ferne, sondern in der Nähe; in dem Kreise meiner nächsten Umgebung, meiner eignen Verwandten außer dem väterlichen Hause. Die Unternehmungen nach Amerika, nach Westindien, bald auch nach Ostindien, wurden die täglichen Gespräche. Ohne es mir einfallen zu lassen, daß ich je über den Handel schreiben würde, faßte ich doch einen hohen Begriff davon; und erhielt manche anschauliche Kenntnisse. Dazu kamen die bürgerlichen Verhältnisse. Sprach man auch noch nicht von Freyheit und Gleichheit, so hatte man sie doch, so weit man sie haben wollte. Man bekommt von einem freyen Gemeinwesen keinen anschaulichen Begriff, wenn man nicht darin gelebt hat; und wie hätten jene Jugendeindrücke wieder verschwinden, jene Bilder wieder verlöschen können? Brauche ich es Ihnen zu sagen, wie unschätzbar mir dieses für meine spätern historischen Studien geworden ist? Habe ich in meinen Darstellungen den Geist der verschiedenen Verfassungen einigermaßen getroffen, so ist dies nicht blos aus den Büchern, sondern großentheils aus dem Leben hervorgegangen.«[2]

Arnold Hermann Ludwig Heeren schrieb dies im Alter von 61 Jahren im Rahmen seiner *Biographischen Nachrichten*[3], die er seiner fünfzehnbändigen

1 Eine ausführlichere Fassung dieser Arbeit über Arnold Heeren wurde von der Wittheit zu Bremen mit dem Bremer Preis für Heimatforschung 2005 ausgezeichnet. Ihr sei hierfür herzlich gedankt. Dem Leiter der Handschriften-Abteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Dr. Helmut Rohlfing, danke ich für die Erteilung der Druckgenehmigung der Texte aus dem Reisetagebuch Heerens. Den Mitarbeitern des Handschriftenlesesaales bin ich für ihre freundliche Hilfe dankbar. Insbesondere Herrn Dieter Müller verdanke ich wertvolle Literaturhinweise. Paul Gerhard Schmidt danke ich für Rat und Hilfe.

2 Arnold Hermann Ludwig Heeren, Schreiben an einen Freund, biographische Nachrichten enthaltend, in: Heeren, Historische Werke, Band 1, Göttingen 1821, S. XIX.

3 Heeren (wie Anm. 2), S. VI-LXXVIII.

Werkausgabe vorausschickte und als Bildungsgang[4] verstanden wissen wollte. Der Göttinger Philologe und Historiker weist selbst auf seine enge Verbundenheit mit seiner Heimatstadt Bremen hin und auf die Bedeutung, die er seiner hanseatischen Herkunft für sein wissenschaftliches Œuvre beimaß. Er war stolz darauf, bremische Pastoren und Kaufleute zu seinen Ahnen zu zählen. Sein Vater Hinrich Erhard Heeren und sein Großvater Hermann waren Pastoren, jeweils auch Pastor Primarius, am lutherischen Bremer Dom gewesen.[5] »Meine Eltern stammten beyde aus der Stadt Bremen; mein Vater war der Enkel eines dortigen Bürgers und Kaufmanns, und der Sohn eines Predigers[6] an derselben Kirche, an der er selbst nachmals in gleicher Stelle stand; die Mutter[7], eine geborne Wolters, die älteste Tochter aus einem wohlhabenden, seitdem erloschenen, Kaufmannshause.«[8] Er war stolz darauf, dass sein Vater zu den Mitbegründern des *Museums* gehörte.[9] Noch im Alter wies er darauf hin, dass er als Jugendlicher Zugang zur bremischen Gesellschaft gefunden hatte: »Indeß hatte ich Zutritt in ein paar reichen Häusern; deren Besitzer sich dem Handel entzogen hatten, und in der Beschäftigung mit Kunst und Litteratur ihre Erholung suchten. Sie fanden, selbst kinderlos, Gefallen an dem jungen Menschen; und zogen mich nicht blos in ihre Gesellschaften, sondern nahmen mich auch wohl mit auf ihre Landsitze. Dies belebte mein Ehrgefühl; [...]«.[10]

Über Heerens wissenschaftliches Werk, sein Wirken als Hochschullehrer und -politiker, seinen Werdegang vom Philologen zum Historiker und den Einfluss seiner Schriften sind wir durch seine Erwähnung in Handbüchern, durch mehrere Dissertationen[11], zuletzt die umfassende von Christoph

4 Heeren (wie Anm. 2), Vorrede, S. IX.

5 Vgl. Peter Ulrich, Hinrich Heeren, in: Blätter der Maus, Heft 15, Folge 3, Bremen 1996, S. 24 - 28.; ders., Zur Geschichte der Begräbniskultur in Bremen, in: Feste und Bräuche in Bremen, Festschrift zum hundertsten Geburtstag des Focke-Museums, Jahrbuch 1999/2000 der Wittheit zu Bremen, S. 53; Arnold Heeren, Geschichte der Familie Heeren, Hamm 1949; Heinrich Wilhelm Rotermund, Geschichte der Domkirche St. Petri zu Bremen und des damit verbundenen Waisenhauses und der ehemaligen Domschule, von ihrem Ursprunge und mancherlei Schicksalen bis zum Jahre 1828, Bremen 1829, S. 138, 142, 161,163, 204.

6 Dompastor Hermann Heeren, 1688 – 1745, der mit der Pastorentochter Anna von Lutten verheiratet war.

7 Margarethe Heeren, geb. Wolters, die Tochter des Kaufmannes Arnold Wolters in Bremen und der Margarethe Cordes.

8 Heeren (wie Anm. 2), S. XII.

9 »Auch für Wissenschaft und Litteratur war man nicht unthätig. Mein Vater war der Mitbegründer einer noch bestehenden, reich und blühend gewordenen, Anstalt, des *Musei*. Ein kleiner Kreis von gebildeten Männern war zusammengetreten, den Grund zu einer Sammlung zu legen, und durch Vorlesungen sich zu unterrichten. Mein Vater nahm mich mit in die ersten Zusammenkünfte dieser Gesellschaft; auch dies konnte nicht ohne Gewinn für den Jüngling sein.« Heeren (wie Anm. 2) , S. XX.

10 Heeren (wie Anm. 2), S. XVIII.

11 H. Joss, Arnold Ludwig Hermann Heeren's politische Theorien, Bern 1918; O. Bisplinghoff, Die Bedeutung des Historikers Arnold Hermann Ludwig Heeren,

Becker-Schaum[12], und durch Würdigungen wie die von Hellmut Seier[13], Jochen Bleicken, Horst Walter Blanke und Jörg Spielvogel informiert. Bleicken nennt Heeren »ein[en] gerade jüngst [...] wiederentdeckten Historiker«[14]; Blanke bezeichnet ihn, damit W. Lütge folgend, als den »unbestreitbar erste[n] deutschen Historiker von Weltruf«[15]. Spielvogel urteilt: »Diese Heerensche Geschichtsperspektive hat ihre Entstehungsgründe in seinem bremischen Familienumfeld, das ihn väterlicherseits von Kindesbeinen an mit den Ansichten seiner kaufmännisch tätigen Verwandtschaft konfrontierte.«[16] Heerens Schriften, besonders die *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*[17] erreichten zu seiner Zeit in Europa ein großes Publikum, zu seinen akademischen Hörern gehörten u. a. die Gebrüder Humboldt, Schlegel, Schopenhauer, Otto von Bismarck, Heinrich von Gagern und Georg Heinrich Pertz.[18] Er war »Hofrath, Geheimer

Diss masch. Münster 1923; W. Lütge, A. H. L. Heeren als Historiker, Diss. masch. Leipzig 1925; I. Kahn, Der Historiker Arnold Hermann Ludwig Heeren, Ludwigshafen 1939; H. L. Roberts, Arnold Hermann Ludwig Heeren, The Goettingen Historian, Diss. Yale Univ. 1942; H. J. Schild, Untersuchungen zu Heerens Geschichtsauffassung, Diss. masch. Göttingen 1954; F. Uhle-Wettler, Staatsdenken und Englandverehrung bei den frühen Göttinger Historikern, Achenwall, v. Schlözer, Frh. v. Spittler, Brandes, Rehberg, Heeren, Diss. masch. Marburg 1956; P. Celms, A. H. L. Heeren: His Life and his Idea of History, Evanston 1967, Mikrofilm; J. Schober, Die deutsche Spätaufklärung, Bern, Frankfurt 1975.

12 Christoph Becker-Schaum, Arnold Herrmann Ludwig Heeren, Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft zwischen Aufklärung und Historismus, Europäische Hochschulschriften, R. 3, Band 551, Frankfurt a. M. 1993; Diss. phil. Frankfurt 1983; für die Bibliographie Heerens und die Sekundärliteratur verweise ich auf das umfassende Verzeichnis dieser Arbeit.

13 Hellmut Seier, Arnold Hermann Ludwig Heeren, in: Dt. Historiker, Band 9, 1982, S. 61: »Er war originell, hatte zeitweilig ein starkes Echo und in seiner Lehre finden sich Züge, die aufhorchen lassen.«

14 Jochen Bleicken, Die Herausbildung der Alten Geschichte in Göttingen, in: Die klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen, Göttingen 1989, S. 102 f.

15 Horst Walter Blanke, Verfassungen, die nicht rechtlich, aber wirklich sind, A. H. L. Heeren und das Ende der Aufklärungshistorie, Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, Band 6, 1983, S. 143 - 164; W. Lütge (wie Anm. 11).

16 Jörg Spielvogel, Die universalhistorische Perspektive bei Justus Möser und Arnold Herrmann Ludwig Heeren. Reflexionen über Facetten norddeutscher Antikerezeption im 18. Jahrhundert, in: Antike neu entdeckt, hrsg. v. Rainer Wiegels, Winfried Woesler, Möhnesee 2002 (Osnabrücker Forschungen zu Altertum und Antike-Rezeption, Band 4.), S. 96.

17 1. Aufl. 1793 – 96; auch in: Heeren, Historische Werke, Band 10 - 15, Göttingen 1824 – 26.

18 Ernst Schubert, in: Göttinger Gelehrte, Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen in Bildnissen und Würdigungen, 1751 – 2001, Göttingen 2001, Band 1, S. 72. Die »Erstlingsschrift« Pertzens: »Die Geschichte der Merowingischen Hausmeier« erschien 1819 mit einer Vorrede Heerens, in der er sie das »Werk eines meiner Zuhörer, der mir unter wenigen lieb war« nennt; vgl. W. Wattenbach in: ADB, Band 25, Berlin 1887, S. 407.

Justizrath, Ritter und Commandeur des GuelphenOrdens«, Ritter der französischen Ehrenlegion und geehrtes Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Sozietäten.[19] In der Literatur zu Heeren ist neben den ungedruckten Kollegvorbereitungen, die schwer lesbar sind, ein anderes Zeugnis in der Regel nur in kurzen Ausschnitten zitiert, das für die Einschätzung der Persönlichkeit Heerens, für die Beurteilung seines persönlichen und wissenschaftlichen Werdeganges und für das Verständnis seiner zahlreichen internationalen Beziehungen von Bedeutung ist: das bisher ungedruckte Tagebuch seiner Studien- und Bildungsreise durch Deutschland, nach Wien, durch Italien, die Schweiz, Frankreich und die Niederlande. Heeren selbst hat sein Tagebuch herangezogen, als er in dem *Schreiben an einen Freund* von der fast zweijährigen Reise berichtete.[20] Die schwer lesbare Schrift Heerens[21], der sich z. T. eigener Abkürzungen bediente, stand der vollständigen Erschließung des Tagebuches bisher entgegen. Viele Aspekte werden in der von mir geplanten[22] Publikation des vollständigen Textes des Reisetagebuches nur am Rande gestreift werden können. Hier soll ein für Heeren wichtiger Aspekt ausführlicher behandelt werden: Sein Gedenken an die Heimat auf seiner Reise durch Europa und der Niederschlag seiner hanseatischen Herkunft in seinen Aufzeichnungen. Das sechsbändige Autograph Cod. Ms. Heeren 10 - 15 ist nicht mit dem Nachlass Heeren an die SuUB Göttingen gekommen, sondern befindet sich dort erst seit 1924.[23] Die Lesetexte werden nach Heerens Orthographie[24] und Interpunktion geboten.[25]

19 Darunter die Akademien der Wissenschaften zu Göttingen, Berlin, München, Amsterdam, Stockholm, St. Petersburg, Dublin, Kopenhagen, Amsterdam, Mitau, Krakau, Utrecht, Leipzig, Thüringen, Nassau und Freiburg, der Académie des Inscriptions et belles lettres zu Paris, der Asiatischen Gesellschaften zu London und zu Kalkutta. Eine genaue Übersicht, auch über die zahlreichen Orden, gibt Johann Stephan Pütter, Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität in Göttingen, Band 4, 1838, S. 442.

20 Die wörtlichen Tagebuchzitate zur Reise im *Schreiben an einen Freund* legen das nahe; Heeren (wie Anm. 2), S. XXXI - XLVIII. Becker-Schaum (wie Anm. 12), S. 47 - 62, zeichnet Heerens Darstellung folgend und nach Einsicht in das Tagebuch den Reiseverlauf nach und gibt einige Zitate und wertvolle Hinweise auf historisch besonders interessante Partien.

21 Wilhelm Meyer, Verzeichnis der Handschriften im Preussischen Staate I: Hannover, Band 3: Göttingen 3, Berlin 1894, S. 114: »[...] die überaus grosse Unleserlichkeit der Schrift«; H. J. Schild, Untersuchungen zu Heerens Geschichtsauffassung, Diss. masch. Göttingen 1954, S. 15: »Heerens Handschrift, seine kleinen, meist im einzelnen nicht erkennbaren Buchstaben, seine eigenen Abkürzungen machen das Lesen der Manuskripte fast unmöglich.«

22 Vgl. Helga Schmidt, »Vor uns lag das stolze Rom ...«, Arnold Herrmann Ludwig Heeren als Reisender in Rom 1786, in: Nova de veteribus, Mittel- und neulateinische Studien für Paul Gerhard Schmidt, München, Leipzig 2004, S. 1066.

23 Laut handschriftlichem Zusatz zu Wilhelm Meyers Katalog (wie Anm. 21), S. 114.

24 Vgl. dazu H. Schmidt (wie Anm. 22), S. 1066, Fußn. 24.

25 Bei Relativsätzen sind einige Kommata hinzugefügt.

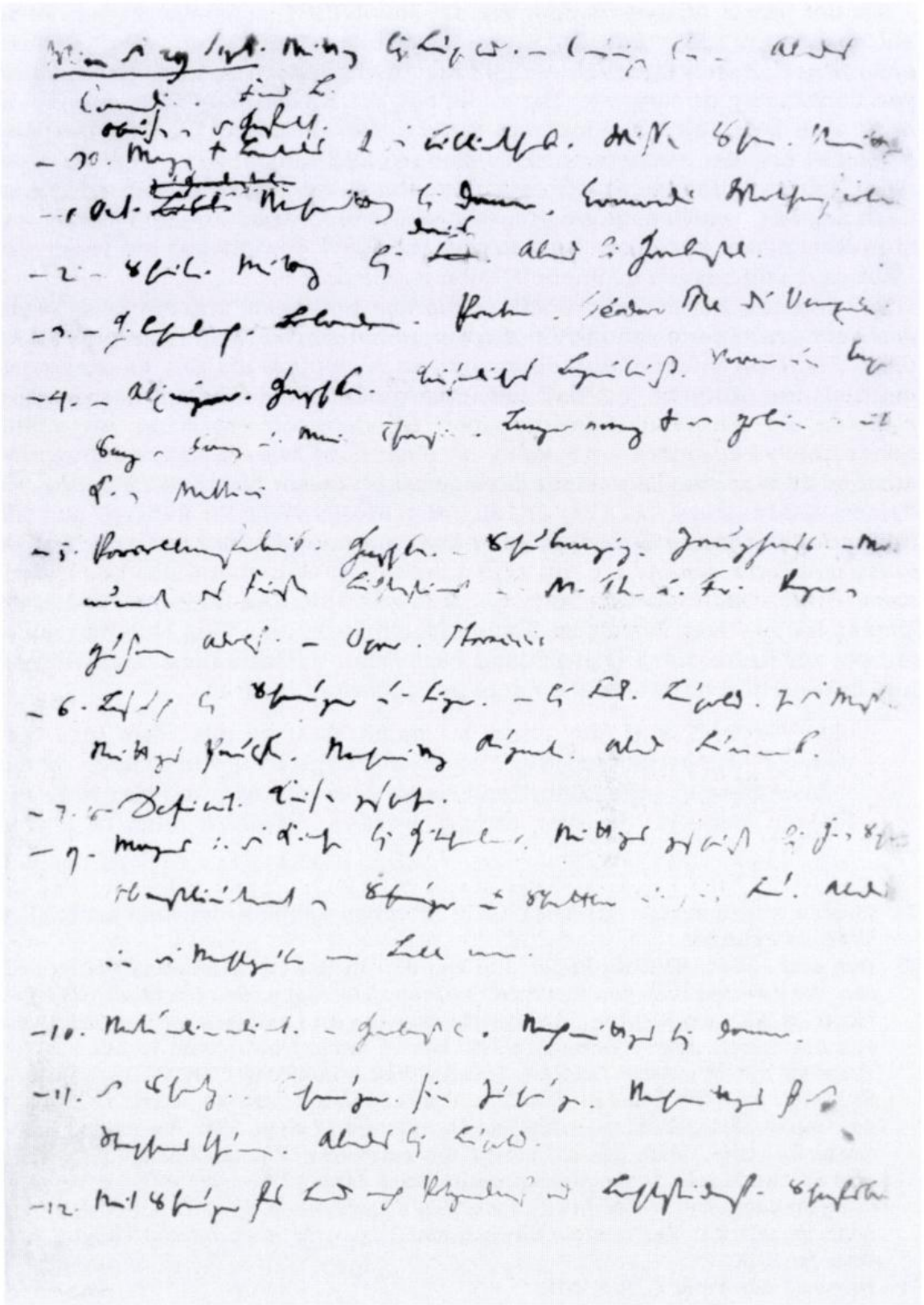


Abb. 1: Reisetagebuch von Arnold Hermann Ludwig Heeren, S. 1r, Notizen zum Aufenthalt in Wien auf einem losen Einlegeblatt.

Als der junge Wissenschaftler am 17. Juli 1785[26] zu seiner großen Reise aufbrechen konnte, verdankte er das nicht nur seinem Vater, sondern auch einer unerwarteten Erbschaft. »Kaum konnte ich jedoch meinem guten Vater, wie bereitwillig er auch war, mir zu helfen, die Kosten derselben zumuthen; aber auch hier half mir wiederum mein gutes Geschick. Ein mäßiges Vermächtniß aus der Verlassenschaft eines reichen Großoheims, der um eben diese Zeit als Leibarzt des letzten Königs von Polen in Warschau starb, den er nach seiner gewaltsamen Wegführung von seiner Wunde geheilt hatte, – er hieß Regemann aus einer Bremischen Familie[27] – ward mir zu Theil; das Uebrige durfte ich von meimem [!] Vater erwarten.«[28]

Wie anderen Reisenden der Spätaufklärung bedeutete ihm die Reise einen Aufbruch aus einer persönlichen Krise, eine berufliche Neubesinnung.[29] »Um diese Zeit fing meine Gesundheit sehr an zu leiden; die des Geistes noch mehr als des Körpers. [...] Daß mit einer großen Lebendigkeit des Geistes, auch da wo sie ohne Ueberspannung ist, dennoch ein Hang zur stillen Schwermuth verbunden seyn kann, ist eine nicht seltene Erscheinung; und nicht leicht war eine Lage mehr dazu gemacht, dieser Nahrung zu geben, als damals die meinige. Sie fing an, sich der Melancholie zu nähern; und ich fühlte das dringende Bedürfnis einer Veränderung, die mir nur eine längere Reise gewähren konnte.«[30] Am 27. Oktober 1785 näherte er sich der Hafenstadt Triest. Das Reisetagebuch beginnt erst mit dem Eintrag zu diesem Datum. Einige leere Blätter zu Beginn lassen vermuten, dass Heeren plante, einiges zur Reise durch Deutschland nach Wien nachzutragen. Zum Aufenthalt in Wien gibt es zwei lose eingelegte Blätter mit Notizen.

> »Die Gegend wird hier eben, bis unmittelbar an das Meer, das vom Gebirge eingeschlossen wird. Aber die Ebene ist unfruchtbarer als der kahlste Berg es seyn kann; denn sie ist über und über mit nichts als mit Steinen bedeckt, die hier erzeugt werden. Obgleich auch in unsren

26 Heeren wurde am 25. Oktober 1760 in Arbergen geboren und starb am 6. März 1842 in Göttingen.

27 Der Arzt Johann Ludwig Regemann war der Bruder von Friederica Marie Heeren, der zweiten Frau von Heerens Großvater Hermann, also ein Stiefgroßonkel. Heinrich Wilhelm Rotermund vermerkt über ihn im *Lexikon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben, nebst Nachrichten von gebohrnen Bremern die in andern Ländern Ehrenstellen bekleideten*, Th. II, Bremen 1818, S. XCVII: »ein Sohn des Bremischen Arztes Johann Gottfried, wurde zu Bremen im August 1711 gebohren, erhielt zu Leyden am 17. Sept. 1737 die medicinische Doctorwürde [...] ward darauf Leibarzt des polnischen Fürsten Adam Czartorysky, und als der König Stanislaus Augustus am 3. Nov. 1771 eine tödtliche Verwundung bekam, zur Wiederherstellung des Königs nach Warschau berufen, und nach glücklicher Kur königlich beschenkt. [...]«; vgl. auch Arnold Heeren (wie Anm. 4), S.17.

28 Heeren (wie Anm. 2), S. XXXI.

29 Johann Gottfried Herder, Italienische Reise, hrsg. v. Albert Meier u. Heide Hollmer, 2. Aufl., München 1993, S. 625.

30 Heeren (wie Anm. 2), S. XXIX-XXXI.

Gegenden in der Heide Steine wachsen, so habe ich sie doch nie in solcher Anzahl und so nahe bey einander gesehen. Dagegen aber haben sie auch keine beträchtliche Grösse, woran wahrscheinlich eben ihre Menge Schuld ist. Wir fuhren nicht gleich grade nach Triest, sondern blieben in einem Wirthshause eine Stunde vor der Stadt zum Mittagsessen, weil dorten der Wagen wegen der Mauth stillhalten mußte. Nachmittags fuhren wir durch eben ein solches Steinmeer wie Vormittags weiter auf Triest. Unmittelbar vor der Stadt erhoben sich wieder Berge, die die Natur längs dem Adriatischen Meere als einen Damm hingepflanzt hat. Kaum hatten wir sie erstiegen, so öfnete sich die herrlichste Aussicht! Die südliche Seite des Berges ganz mit Weingärten und Landhäusern bedeckt, unten die Stadt, und hinten ›das hocherbrausende Meer‹[31] soweit das Auge nur reichte. Die Empfindungen, die dieser Anblick in mir erregte, der ich so lange zwischen lauter Bergen war eingeschlossen gewesen, gehörten unter die angenehmsten, die ich je genossen habe; sie waren um desto angenehmer, da durch alles was ich sah, das Andenken an meine Vaterstadt, und wann ist diese nicht lieb? auf das lebhafteste erneuert wurde. Durch einen glücklichen Zufall trieb der Wind den Nebel, der den ganzen Tag das Meer bedeckt hatte, zurück; es war als würde ein Vorhang aufgezogen. Zwey grosse Schiffe, wovon das eine noch in blauer Ferne in den Wolken hieng, das andre fast zu unsern Füssen war, eilten mit vollen Seegeln dem Hafen zu und belebten die Aussicht. Ich hieng noch, wie angeheftet an dieser Aussicht, als wir schon in Triest anlangten; und vor dem Posthause still hielten; von wo ich, ohne mich aufzuhalten, zu dem Gasthofe im Adler gieng.« (Cod. Ms. Heeren 10, Den 27sten Oct: [1785])

Das Tagebuch verzeichnet akribisch den Verlauf jedes Tages in seinen äußeren Begebenheiten. Es ist keine *sentimental journey*[32] und kein pietistischer Rechenschaftsbericht vor Gott. Nüchtern werden seine Bekanntschaften – wie etwa die mit Goethe, Karl Philipp Moritz, Angelica Kauffmann, Papst Pius VI. und den Kardinälen Garampi und Borgia –, seine Gespräche, Reisebedingungen, Sehenswürdigkeiten und sehr detailliert Sammlungen beschrieben. Gelegentlich blitzt Heerens schneller Witz auf und gelegentlich wird durch eine Formulierung die bremische Heimat gegenwärtig, wie etwa dann, wenn er einen Fluss in Italien mit der kleinen Weser vergleicht oder an

31 Es handelt sich um die Übersetzung eines Zitates aus dem Lob der Adria in Vergils Georgica, II, 160,: »fluctibus et fremitu adsurgens Benace marino«; P. Vergili Maronis opera, rec. R. A. B. Mynors, Oxford 1969, S. 51. Einen Anklang an dieses Zitat findet man bei John Milton, den Heeren ebenfalls schätzt und auf der Reise zitiert: »[...] rasende Winde und Orkane kehreten das unterste zu oberst, es stiegen Wellen, wie Berge an Grösse, in die Höhe gleichsam den Himmel zu bestürmen [...]; Joh. Milton, Episches Gedicht von dem verlohrnen Paradiese. Übers. von Joh. Jacob Bodmer, Zürich 1742, S. 312.

32 Im Gegensatz zu Laurence Sterne schenkt Heeren den Realien auf seiner Reise größte Aufmerksamkeit; vgl. ders., Yoricks sentimental journey through France and Italy, London 1768.

einem Gesprächspartner das »bremische Wesen« lobt. Seine Bewertungskriterien verdankt er seiner »Vaterstadt« Bremen eher als seinem Studienort Göttingen. Euphorisch äußert sich Heeren immer dann, wenn er in eine Hafenstadt, wenn er ans offene Meer kommt, und wenn in dieser Stadt der Handel floriert. Triest entspricht sehr seinen Vorstellungen:

> »Nachher ging ich, um doch etwas zu sehen ins Caffehaus, wo ich zahlreichere Gesellschaft fand, als selbst in Wien [...] Aber zwischen den Gesellschaften war doch ein auffallender Unterschied! In Wien sahe man nichts als eine Gesellschaft müssiger junger Leute, die stundenlang dem Billiard zusahen; hier nichts als Geschäftigkeit; man unterredete sich über Handlungsgeschäfte und andre Angelegenheiten. In Wien verzehrten unter 100 keine 10 etwas, hier jeder [...]« (Ms. Heeren 10, Den 28sten Oct: [1785])

Am 29. Oktober bemerkt er:

> »Wie sehr die Stadt in Aufnahme kommt, sieht man am besten aus der Menge neuer Häuser, die gebaut werden, und aus den hohen Preisen der Plätze. – Wird die Handlungsfreyheit nicht beschränkt, so wird es gewiß eine der ersten Handelsstädte, und der Vereinigungspunct des Morgenländischen und Occidentalischen Handels, ein Vorzug, wozu es schon durch seine Lage berechtigt ist.[33] Der Hafen wird durch den Molo di S. Carlos formirt, der auf der linken Seite der Stadt von Carl VI auf einer beträchtlichen Weite, fast im halben Cirkel in die See geführt ist. Überdem geht noch in der Mitte der Stadt ein kleiner Molo in die See, der ein versenktes Kriegsschiff zur Grundlage hat. In die Stadt selbst herein gehen 2 Canäle; in dem grossen liegen grosse Schiffe, in dem kleinen, Barken. Beyde waren ganz angefüllt, auch lagen noch viele Schiffe auf der Rhede. Dennoch sagte man, die Rhede sey ungewöhnlich leer.« (Cod. Ms. Heeren 10.)

Auch in Venedig äußert er seine Begeisterung.

> Den 11ten Nov: [1785]. »[...] Da es ein heller Tag war, so beschlossen wir noch vor Mittag den St. Marcus Thurm zu besteigen. Man kommt hinauf ohne Treppe auf einem Wege, der sich im Viereck herum immer allmählig erhebt. Nur an der Ecke ist immer eine Staffel[34]. Oben, wo die Mauer zu Ende ist, findet man rund herum eine ofene Gallerie, und hier genossen wir einen Anblick, der zu den grösten gehört, die ich je gesehen habe, und je sehen werde. Zu unsern Füssen lag die Beherscherin des Adriatischen Meeres, eine ungeheure Stadt! Ihre Länge nahm einen grössren Raum ein, als der Blick auf einmal zu fassen vermochte. Man unterschied keine Gassen, sondern das Ganze schien ein meilenlanger

33 Vgl. Ludwig Beutin, Der deutsche Seehandel im Mittelmeergebiet, bis zu den Napoleonischen Kriegen, Neumünster 1933, S. 77 ff.

34 Vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob u. Wilhelm Grimm, Band 17, Leipzig 1919, Sp. 515-525: *Staffel* für *Stufe, Absatz*.

Haufen von Häusern, von Pallästen und Kirchen zu seyn, die durch keinen Zwischenraum getrennt wären. Wir übersahen das Meer, das wie ein Girtel die Stadt umgiebt, die Schiffe, die Inseln, die Ebene von Italien, bis Padua, die hohen Tyrolischen Gebirge, und auf der andern Seite die Küsten, die sich nach Dalmatien hin erstrecken; von woher mehrere grosse Schiffe mit vollen Segeln dem Hafen zueilten. Eine Scene, die zuerst ein stummes Erstaunen in mir weckte, das nachher in die heiterste Ruhe und Freude der Seele überging! Nie soll sich das Andenken an diesen Anblick aus meiner Seele verlieren, und die Erinnerung daran wird mir auch dann noch frohe Stunden machen, wenn ich von diesem Wunder der Natur und der Kunst durch Länder und Meere getrennt bin!« (Cod. Ms. Heeren 10)

Natur und Kunst, ein zentrales Thema der Dichtung der deutschen Klassik, sieht Heeren in besonderer Weise verwirklicht in einem monumentalen Bauwerk vor Venedig, dem Molo von Pellestrina.

Den 13ten Nov: [1785]. »Schon am vorigen Tage hatten wir auf den Rath des H. S.[35] beschlossen, nach Palaestrina zu gehen, um die grossen Mauern zu sehen, die man dorten dem Meer entgegengesetzt hat. Wir bekamen für 4 Ducati d'argento eine Piotta[36] oder grosse Barke mit einem Verdeck, denn für Gondeln ist der Weg zu weit und gefährlich. Palaestrina liegt ganz am Ende der Lagunen und Inseln, man rechnet die Entfernung auf 5 deutsche Meilen vor Venedig, doch scheint sie mir geringer zu seyn. Denn bey dem schnellen Rudern von 4 Schifsleuten machten wir den Weg in 3 Stunden. Auch erblickte ich in Palaestrina durch mein Glas noch Venedig, welches bey einer Entfernung von 5 Meilen auf einer Fläche wohl nicht möglich wäre. Wir fuhren Morgens um 9 Uhr bey dem schönsten Wetter fort. Die Fahrt gieng erstlich den Canale grande herunter, hierauf durch einen kleinen Canal in den Canal Asse, der den Platz Giudecca von Venedig trennt, und sehr breit ist; dann noch durch einen kleinen Canal in die See. Der Anblick der prächtigen Stadt, mit allen ihren Thürmen, Kuppeln, Pallästen und Säulen, alle von der Sonne erleuchtet, war unbeschreiblich schön. In ihrer Mitte stand der St. Marcus Thurm wie ein Coloß; durch die beyden Säulen, gleichsam die Thore von Venedig, sah man auf die Piazetta. Je weiter wir uns entfernten, destomehr schienen die Inseln und die Stadt nur ein Ganzes auszumachen. Das Fahrwasser in den Lagunen, das mit Pfälen und Stangen bezeichnet ist, wird auch der Canal genannt; wenn wir uns den Pfälen näherten, wo das Wasser oft so seicht war, daß wir den Grund sahen und fürchteten, sitzen zu bleiben. Aber unsre Piotta gieng glücklich darüber weg, und nach ungefähr 3 Stunden kamen wir in Palaestrina an. Wir giengen sogleich um das grosse Werk zu sehen,

35 Der Philologe Johann Philipp Siebenkees war von 1782–1788 Hauslehrer bei der Familie des Bankiers Reck in Venedig; vgl. R. Hoche in: ADB 34, 1892, S. 173-175.

36 Heeren verwendet offenbar nach Gehör die Bezeichnung *piotta*, Bartels (wie Anm. 39), das korrekte *peotta*.

was ich jetzt beschreiben will. Die Lagunen oder Untiefen vor Venedig werden fast im halben Cirkel von lauter Inseln umgeben, die die Gewalt des Meeres brechen. Die Oefnungen zwischen diesen Inseln, die tief genug sind, daß Schiffe herein kommen können, und deren sind wenige, werden Porte del mare genannt. Ungefähr 1 1/2 Stunden vor Venedig sind die ersten Porte, an denen wir vorbey fuhren, wir blieben aber immer in der Lagune. Von Palaestrina bis Chiozza[37], einer Strecke von 3/4 deutschen Meilen, sind keine Inseln; hier hatte also das Meer freye Gewalt; es brach bey Sturm mit Ungestüm in die Lagune herein und riß Inseln und alles mit sich weg. Nirgends tobt das Meer so wie hier, und hier sollten ihm dennoch durch Menschliche Kräfte Grenzen gesetzt werden! Und sie sind ihm gesetzt. Wenigstens hat bisher alles Toben der Wellen den Zügel nicht zerbrechen können, den die Menschen ihm angelegt haben. Der Meister dieses grossen Werkes, ein Venezianer, hieß De Rossi. Er ist jetzt todt. Vor 30 Jahren wurde das Werk angefangen, und vor 4 Jahren vollendet. Es arbeiteten täglich über 300 Menschen daran. Der ganze Damm ist aus grossen Quadersteinen gebaut, die alle aus Dalmatien haben müssen geholt werden. Sie sind 4, 5, auch 6 Fuß lang und unter sich durch eine Art festen Mörtels verbunden. Die ganze Höhe des Dammes beträgt 26 Fuß, 10 Fuß unter, und 16 Fuß über dem Wasser. Seine Breite durchgängig über 30 Fuß. Er ist in 5 Absätzen angelegt, die 2 ersten sind nicht breiter als die Staffeln einer Treppe; der 3 und 4te jeder über 10 Fuß, und der 5te ungefähr 3 Fuß. Unten an dem Fuß des Dammes sind eine Menge Steine und Felsenstücke hingeworfen, an denen sich die Gewalt des Meeres zuerst etwas brechen soll; aber mit diesen spielt es wie mit Federbällen. Wenige Tage vor unserem Hierseyn hatten die Wellen so getobt, daß sie über den Molo herüber geschlagen waren, und ganze Ladungen Steine herübergeschleudert hatten, die noch zum Zeichen ihrer Wuth an der inneren Seite lagen. Der 3te und 4te Absatz waren an vielen Stellen ganz mit Steinen bedeckt; aber von dem Molo selbst war kein Stein beschädigt. Eine Inschrift an der Mauer sagt, daß die Wellen A: 1782 in einem Sturme 28 Fuß darüber weggeschlagen sind. Ich habe nie einen Anblick gesehen, wo Natur und Kunst so gewetteifert hätten ihn groß zu machen als diesen. Denn wo ist eine grössere Naturscene als das tobende Meer; wo ein kühneres Menschliches Unternehmen als dieser ungeheuren Gewalt Grenzen zu setzen! Es herschte, wie wir da waren, eine völlige Windstille, die Fläche des Meeres war so glatt wie ein Spiegel, die Schife, deren viele vor unsrem Auge schwammen, kamen mit allen ihren Seegeln kaum aus der Stelle, und doch thürmten sich zunächst vor dem Damme beständig Wellen, so lang wie der Damm selbst, deren Getöse, wenn sie sich brachen, immer einem entfernten Donnerschlag glich. Der Damm soll nach und nach rund um die Lagunen herumgezogen werden; der Umkreis beträgt 5 deutsche Meilen. Jedes Schif, das aus Dalmatien kommt, muß eine Anzahl Steine dazu mitbringen; und überdem wird das Geld von

37 Dem späteren Chioggia.

der Laternenverpachtung dazu angewandt. – Wir rissen uns von dieser Scene los, um nach einer schlechten Mittagsmalzeit sie noch mal sehen zu können und stiegen dann in unser Schif. Noch ehe wir die Hälfte des Weges erreicht hatten, senkte sich schon die Sonne ins Meer; wir sahen diesen herrlichen Auftritt in seiner ganzen Pracht und fuhren dann im Mondschein nach Venedig zurück. – Fast hätte ich vergessen, die schöne Inschrift des Molo anzuführen – ausu Romano, aere Veneto; ebenso erhaben als das Werk selbst!« (Cod. Ms. Heeren 10.)

Von diesem Ausflug zum Molo von Pellestrina kennen wir einen Parallelbericht. Heerens Reisegefährte Bartels[38], der spätere Bürgermeister von Hamburg, war an den technischen und praktischen Errungenschaften seiner Zeit ähnlich interessiert wie Heeren. Seinen eigenen Bericht über den Molo von Pellestrina hat er völlig unvermittelt eingefügt in sein dreibändiges Werk über seine Reise nach Süditalien und Sizilien, die er 1786 ohne seinen Freund Heeren unternahm. Auf S. 232 bis 236 der *Briefe über Kalabrien und Sizilien*[39] finden wir als Beilage den *Auszug aus einem Briefe vom 13. November 1785 aus Venedig*.

»Der gestrige Tag zeichnet sich in der Geschichte meiner Reise sehr aus; ich sah ein's der vorzüglichsten Werke neuerer Zeit, vielleicht eins der vorzüglichsten, was je der kühne Unternehmungsgeist der Menschen ausführte, es ist dieß der Molo von Palästrina. Da die wenigsten Reisenden dieß große Werk kennen lernen, und fast keiner von den Reisebeschreibern die ich kenne [...] desselben erwähnt; [...]«. Bartels' Bericht über die *murazzi* von Pellestrina weist Ähnlichkeit mit dem Heerens auf, ist aber weniger informativ.[40]

Den Seinen bleibt Heeren während der fast zweijährigen Reise eng verbunden. Trotz der schwierigen Reise- und Postwege herrscht ein reger Austausch zwischen den Familienmitgliedern. Die detaillierten Aufzeichnungen erwähnen die Briefe des Vaters, der geliebten Schwester Friederike Marie[41] und des akademischen Lehrers und Mentors Christian Gottlob Heyne[42] stets

38 Zu Johann Heinrich Bartels vgl. A. v. Beneke, in: ADB, Band 2, 1875, S. 86 f; Hans W. Hertz, in: NDB, Band 1, 1953, S. 597 f; Becker-Schaum (wie Anm. 12), S. 51; H. Schmidt (wie Anm. 22), S. 1071.

39 Johann Heinrich Bartels, Briefe über Kalabrien und Sizilien, Teil 1 - 3, Göttingen 1787 – 1792.

40 Dazu Goethe: »Ein köstlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Pelestrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue sind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie sind von gehauenen Steinen und sollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor diesem wilden Elemente schützen.« Johann Wolfgang v. Goethe, Werke, Hamburger Ausg., Band 11: Italienische Reise, München 1994, S. 90 f.

41 Verheiratet mit dem Bremer Kaufmann Johann Rulffs; vgl. Arnold Heeren (wie Anm. 2), S. 19.

42 Heeren, Christian Gottlob Heyne, Biographisch dargestellt, in: Heeren, Historische Werke (wie Anm. 2), Band 6, S. 1 - 430; weitere Literatur bei Wolf-Hartmut Friedrich und Ulrich Schindel in: Der Vormann der Georgia Augusta, Christian Gottlob Heyne zum 250. Geburtstag, Göttingen 1980.

in besonderer Weise. Der erste Brief, den er erwähnt, enthält eine freudige Botschaft:

> Den 2ten Dec: 1785. »Noch ehe wir zu ihm [Siebenkees] kamen, hatten wir die Freude unsere Freundinnen auf der Treppe und vor ihrem Zimmer zu sprechen; sie waren allein und wir verplauderten eine Stunde, ehe wir es selber glaubten. Die naifen ungekünstelten Beweise ihrer Freundschaft und Liebe, die sie uns gaben, ohne auch den strengsten Wohlstand zu beleidigen, hatten schon meine ganze Seele zur Freude gestimmt, als ich durch einen Brief, den ich bey Siebenkees vorfand, und in dem ich von der glücklichen Entbindung meiner lieben Schwester Nachricht erhielt, noch mehr erfreut ward. Alle Sorgen, die ich ihretwegen gehabt hatte, wurden mir dadurch benommen, und lange hatte mir keine Malzeit so gut geschmeckt wie diesen Mittag.«

Heeren hatte sich in Venedig in Marietta Reck, die jüngere Tochter eines venezianischen Bankiers verliebt, der er sich lange Zeit verbunden fühlte. Briefe an und von Marietta spielen im Tagebuch eine ähnliche Rolle wie die des Vaters. Marietta Reck wird später Heerens Reisegefährten Bartels heiraten[43].

Der Briefwechsel mit der Heimat ist in diesem Reiseabschnitt besonders intensiv. Am 11. Januar 1786 erhält er in Florenz einen Brief seines Vaters: »[...] hatte ich eine doppelte Freude, einen Brief von meinem Vater, der mich von der Wiederherstellung meiner Schwester und seinem eigenen Wohlbefinden benachrichtigte, und einen Brief aus Venedig, von der lieben Marietta«. Am 10. März 1786 schreibt er: »So bald ich zu Hause kam, ging ich auf die Post um Briefe zu suchen; und zwar zuerst auf die deutsche, wo ich zu meiner nicht geringen Freude einen Brief von meiner Schwester vorfand, und darauf auf die Venezianische. Der Postmeister suchte lange Zeit, und ich machte mich schon auf das fürchterliche *Non c'è* gefaßt, als endlich ein Brief mir hergeworfen ward. Ich eilte was ich konnte zu Hause, und während daß ich mit meinen Gedanken in Venedig herumschwärmte, verirrte ich mich zu meinem grossen Ärgerniß mit meinen Füssen in Rom [...]«

Den Brief der Schwester beantwortet er am 14. März 1786. Am Karfreitag, dem 14. April, schreibt er im Tagebuch: »Der stille Freytag ist in Rom kein so hoher Festtag als man vermuthen sollte; zwar sind verschiedene Functionen, aber es werden dem ungeachtet fast alle Gewerbe getrieben, und ich fand die mehrsten Buden geöfnet. Am Morgen bekam ich Briefe von Haus, die ich durch einen Zufall auf dem Englischen Kaffeehause fand.« (Cod. Ms. Heeren 12.)

Den Brief des Vaters beantwortet er am 17. April, erhält am 22. April bereits den nächsten Brief seines Vaters und antwortet am 27. April. In Rom erfahren wir von Briefen des Vaters und der Schwester am 7. Juni, die er binnen einer Woche beantwortet. In ähnlichen Abständen setzt sich der Briefwechsel fort

43 A. v. Beneke, in ADB, Band 2, 1875, S. 86 f. s. v. Bartels.
Heeren heiratet 1796 Wilhelmine Heyne, eine Tochter seines akademischen Lehrers und Förderers; vgl. M. Eckardt (Hrsg.): Briefe aus alter Zeit. Wilhelmine Heyne-Heeren an Marianne Friederike Bürger 1794–1803, Hannover 1913.



Abb. 2: Arnold Hermann Ludwig Heeren (1760 – 1842), 1824. Bleistiftzeichnung von Ludwig Emil Grimm. (Foto: Focke-Museum Bremen)

und wird lediglich im letzten Reiseabschnitt in Frankreich und den Niederlanden spärlicher. Hier mag eine gewisse Verstimmung Heerens über seinen Vater eine Rolle gespielt haben, aber auch die Hektik des Lebens in der Hauptstadt Paris und das schnelle Reisen durch Frankreich und durch die von politischen Unruhen erschütterten Niederlande.

Aus Mailand (den 6. Jan. 1787, Cod. Ms. Heeren 14) berichtet er Erfreuliches über die Post: »Aus dem Dom gieng ich zu Hause, packte meine Koffer, versigelte meine Briefe und brachte sie auf die Post. Die Einrichtung mit den Posten ist hier besser als in Rom und Venedig; alle Briefe werden auf Eine Post gebracht.« Am 24. März 1786 vermerkt er: »Ich erhielt zu gleicher Zeit 2 Briefe von meinem Vater, wovon Der eine 8 Wochen, der andre nur 19 Tage unterwegens gewesen war.«[44]

Mit Reiseantritt hatte sich Heerens Gesundheit gebessert. »Die wohlthätigen Folgen der Reise für meine Gesundheit fühlte ich schon in den ersten Wochen. Der Trübsinn verschwand; die jugendliche Heiterkeit kehrte zurück; ich fing an die Welt mit anderen Augen zu betrachten, je mehr ich von ihr sah; [...]«[45]

Als er aus Venedig abreisen und die geliebte Marietta verlassen musste, erkrankte er erneut.

> Den 24sten Dec: [1785]. »Wir fuhren den Morgen bey schlechtem Wetter nach Bologna ab; es hatte geschneiet, und alle Felder waren in ein weisses Winterkleid gehüllt; ein ungewöhnlicher Anblick in Italien! Wir kamen nach wenigen Stunden in das päbstliche Gebiet; zwar sah ich wenig Dörfer, aber doch ziemlich viel einzelne Häuser. Die Visitation ward mit wenigen Paoli abgekauft. Sonst begegnete uns nichts merkwürdiges, und wir kamen in Bologna des Nachmittags glücklich an. Ich befand mich schlecht und meine erste Sorge war, einen Arzt kommen zu lassen. Da erfreute mich die Hofnung, daß ich in 4 Tagen Ruhe mich nicht wenig erholen würde. – Auch hatten wir noch eine andre Freude, denn wir fanden Briefe von Siebenkees und unsren Freundinnen aus Venedig vor, die uns einen vergnügten Abend machten! [...] Bald erschien auch der Arzt, ein ziemlich ältlicher Mann. Er fieng damit an, daß er die Pillen besah, die ich noch aus Parma mitgebracht hatte, sagte, er kennte sie nicht und verschrieb mir am Ende grade dieselbigen; ich mußte noch den selbigen Abend eine Portion davon nehmen.« (Cod. Ms Heeren 10.)
>
> Den 25 – 28sten Dec. [1785]: »Von diesen Tagen, der Zeit unsres Aufenthaltes in Bologna, habe ich wenig zu schreiben, weil ich gar nicht ausgehen konnte. Die ersten 2 Tage mußte ich tapfer purgiren; auch sollte es noch am 3ten so fortgehen, aber ich widersetzte mich, weil ich merkte, daß mein Magen rein sey, und meine Kräfte zu sehr darunter litten. Ich war so glücklich, hier kräftige Suppen zu bekommen, die zu meiner Wiederherstellung vieles beytrugen; überdem verordnete mir mein Arzt ein stärkendes Elixir, und täglich ein Glas alten Florentinerwein, den

44 Briefe von und an Heeren aus dieser Zeit, die sich erhalten hätten, sind mir bisher nicht bekannt geworden. Die Briefe und Briefkonzepte Heerens und der einzige Brief seines Vaters an ihn, die sich in der Göttinger SuUB befinden, sind später entstanden. Die von Becker-Schaum (wie Anm. 12), S. 367-452 edierten Briefe Heerens datieren ebenfalls alle später.

45 Heeren (wie Anm. 2), S. XXXIII.

wir nachher in Florenz selbst nicht so gut erhalten konnten. Ich trank das erste Glas davon auf Venedigs Wohl und dann auf die Gesundheit meiner Freunde und Verwandten in Deutschland, und freute mich herzlich, daß meine Kräfte wieder zunahmen.« (Cod. Ms. Heeren 10.)

Die Aufzeichnungen des Tagebuches geben ein beredtes Zeugnis davon, dass Heeren aus einem lutherischen Pastorenhaus Norddeutschlands stammte. Zwar preist er die südliche Lebensart der Italiener emphatisch:

Den 27sten Febr: [1786]: »Heute war der letzte Tag des Carnevals, der gewöhnlich der glänzendste zu seyn pflegt; und es ungeachtet des schlechten Wetters auch heute war. Lieber würde ein Römer in den Fasten Fleisch essen, als heute den Corso versäumen. Überhaupt muß man, um den Character der Nation kennen zu lernen, das Carneval sehen. Ein solches uneigennütziges Bestreben, zu der allgemeinen Freude etwas beyzutragen, findet man vieleicht unter keinem andren Volke. Würde man in Deutschland wohl den gemeinen Mann dazu bringen können, sich zu maskiren und bey schlechtem Wetter einen Spaziergang zu machen, wo es nichts zu essen und zu trinken giebt? Würden unsre Großen zu bewegen seyn, gleichsam mit Aufopferung ihres Standes, an den Freuden des Volkes so herzlichen Antheil zu nehmen? Auch der Witz des Volkes, den die Natur keiner andren Nation mit so reichlicher Hand vertheilt hat, äusert sich nie mehr und lebhafter als bey diesem Feste. Weil nichts unter der Maske übel genommen wird, sagt jeder seine Meinung grade heraus, und sagt einer dem andren etwas, so hört er auch jedesmal eine gute Antwort. [...] ich muß gestehen, daß der Anblick so vieler tausend Menschen, die recht herzlich vergnügt waren, mir viele Freude machte.« (Cod. Ms. Heeren 11.)

Den 3ten Mai. [1786]: »Die Volkslustbarkeiten der Italiäner sind von den unsrigen, besonders im nördlichen Deutschland sehr verschieden. Ehe bey uns der gemeine Mann nicht durch starkes Getränk oder Tanz erhitzt ist, öfnet sich sein Herz selten der Freude, und wo es sich ihr öfnet, so weiß er ihr Maaß nicht zu fassen und schweift aus. Nicht so der Italiäner! Seine natürliche muntre Laune, die ihn nie verläßt, macht ihn in jedem Augenblick und bey geringen Veranlassungen der Freude fähig. Mehr an sie gewohnt wie der Deutsche genießt er sie eben auch deswegen mit mehrerer Mässigkeit. Der Schall einer Violine reicht hier, ihn zum Tanz zu bringen, aber er tanzt nicht wie der Deutsche mit unbändigem Geschrey und unmässigen Sprüngen, sondern sein Tanz besteht mehr in einem leichten Hüpfen. Er genießt bey seinen Lustbarkeiten Wein und Speise, aber die letzte bestand heute einer hergebrachten Gewohnheit zu Folge blos in Eyern, und ich habe keinen einzigen gesehen, der berauscht gewesen wäre. Unter dem Schatten der Bäume hatte sich die Gesellschaft im Grase gelagert, und wenn sie gleich assen und tranken, so thaten sie es doch nicht, um zu essen und zu trinken, sondern unterhielten sich fast beständig mit muntren Gesprächen. [...] Ein Fest ohne Tobacksrauchen würde bey uns für den gemeinen Mann kein Fest seyn, hier habe ich ausser ein paar Schiffern keinen rauchen sehen [...] es war

ein sehr interessanter Anblick, hier unter freyem Himmel so viele Menschen sich ganz der Freude überlassen zu sehen« [...] (Cod. Ms. Heeren 12.)

Die italienische Volksfrömmigkeit, Prozessionen, Selig- und Heiligsprechungen lehnt er jedoch schroff ab. Bei der Beurteilung von Predigern differenziert Heeren durchaus, die Straßenprediger allerdings hält er durchweg für Komödianten:

> Den 4ten Merz. (Cod. Ms. Heeren 11.) »Nach Tische entschloß ich mich [...] einen Spaziergang zu machen. Wir gingen zuerst in die Kirche S. Ignatius, um dorten eine Predigt zu hören, die in Rom so wie in ganz Italien nur in den Fasten gehalten werden. Die Kirche ist inwendig von einer schönen Bauart, die Facciata ist schlecht. Es scheint, daß hier die Frauenzimmer grosse Liebhaber von Predigten sind, denn die Kirche war fast ganz voll davon; Mannspersohnen sah man hingegen wenig. Das Stück von der Predigt, was ich hörte, war recht gut; sie handelte von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern. Wie ich herausging, sah ich im Corso ein Schauspiel, was mich sehr vergnügte. Es ist hier in Rom so wie in Venedig Mode, daß auf öffentlichen Strassen gepredigt wird; und eben jetzt war ich so glücklich, einen der ärgsten Schreyer zu hören, den es auf der Welt geben kann. Er hatte sich ohne Kanzel oder Redenstuhl, den man doch in Venedig sieht, im Corso auf die Fußbank hingestellt, und es durch sein Schreyen so weit gebracht, daß sich ein ziemlicher Haufen Volkes um ihn versammelt hatte. Er schrie nicht allein erschrecklich, sondern agirte auch mit den Armen und mit dem ganzen Körper so gewaltig, daß ihm der Schweiß tropfenweise vom Gesicht lief. Er handelte davon, daß man die Gelegenheit zum Sündigen vermeiden solle, und bewieß diß zuerst mit dem Exempel der Eva. Die Geschichte des Falles erzählte er wirklich auf eine sehr sinnliche Art. Dann folgte die Erzählung von ein paar Legenden, oder Begebenheiten, wie er sagte, aus der Kirchenhistorie. Die eine war von einer frommen Frau, die sich damit beschäftigte, die Leichen der Märtyrer zu begraben. Einst fand sie des Abends den Körper eines Jünglings, der mehrere Wunden empfangen hatte, aber doch noch lebte. Sie nahm ihn auf, trug ihn in ein Haus, wartete und pflegte sein und er ward gesund. Er war ein Märtyrer, sie war eine Heilige, aber dennoch fand der Teufel ein Schlupfloch; caddero!! – Das andre war das Beyspiel eines alten Mannes, der in seinen alten Tagen eine Heilige besuchte, um sich mit ihr zu erbauen, und siehe da, caddero!! – Dann ward die Nutzanwendung auf das Carneval gemacht: ›Ihr seyd hier in der Strasse, wo ihr dieses Carneval über ein solches Lärmen getrieben habt, ihr habt hier die Gelegenheiten zum Sündigen gesucht, und wer weiß, ob nicht mancher von Euch, sie hier auf diesem Platz, oder da, oder dort, gefunden hat? Bekennt Eure Sünde und bittet um Vergebung.‹ Hier ward das Kreuz gebracht, alles stürzte auf die Knie, und schrie die Worte nach, die er vorsagte. Einen interessanteren Anblick kann man nicht sehen, als die verschiednen Arten der Andacht, die auf den Gesichtern herschte,

deren jedes schon für sich eine Carricatur war. Einige schlugen mit den Fäusten gegen die Brust, daß es wider schallte, andre plerrten die Worte nach ohne das geringste dabey zu empfinden; jeder hatte seine eigene Manier, und schien gleichsam befreyt von dem Sündenjoch, das ihn drückte, wieder aufzustehen. Wäre ich allein gewesen, so hätte dieses Schauspiel vieleicht traurige Betrachtungen in mir veranlaßt; denn Tausende seiner Mitmenschen auf eine für sie selbst so schädliche Art im Irrthum stecken zu sehen, muß jeden denkenden Menschen betrüben [...]«

Am 5. März 1786 teilt er mit (Cod. Ms. Heeren 11):

»Von der Bibliothek gieng ich in die Kirche al Gesù, wo ein sehr berühmter Prediger sich sollte hören lassen. Er predigte wirklich, und handelte vom jüngsten Gericht. Vornehmlich führte er den Satz aus, daß man dann übel bestehen würde, wenn man nicht römisch Catolisch wäre; denn der Herr Jesus würde einem nicht die Zeit lassen, die Argumente vorzubringen, die im Systeme de la nature[46] und andren Büchern stünden. Daß pathetische Beschreibungen vom jüngsten Gericht vorkamen, versteht sich von selbst. Sonst habe ich von der Predigt nicht so viel gehört, denn mein gutes Glück führte mich neben eine schöne Römerin, die meine Aufmerksamkeit mehr als der Redner auf sich zog.«

Den 27sten März (Cod. Ms. Heeren 11.) »Bey der Rückehr ging ich in eine Kirche, die ich am Wege fand, [...] und hörte eine Predigt, die mir viel Vergnügen machte; denn der Redner machte durch seine Tiraden und Histörchen, die er erzählte, nicht allein mich, sondern die ganze Kirche lachen. Er redete von den bösen Gedanken, Worten und Handlungen, und nahm bey jedem Punct so viele würdige Beyspiele aus dem gemeinen Leben her, daß es unmöglich war, ernsthaft zu bleiben. Doch dieß will ich dem guten Pater zu gute halten; aber auffallend muß es jedem und vorzüglich jedem Protestanten seyn, mit welchem Eifer die Pfaffen insgesamt auf die Ohrenbeichte und zwar auf die genaueste Ohrenbeichte drängen. In allen catolischen Predigten ist dieß das Centrum, um welches alles sich dreht; die guten Patres wissen zu gut, daß so lange ihnen dieser Weg offensteht, die Geheimnisse der Familien und die Verhältnisse der Menschen untereinander kennen zu lernen, ihr Ansehen sich erhalten muß, sollte es auch nur blos auf Furcht begründet seyn [...]«

Die Zitate zu römischen Predigern ließen sich beliebig fortsetzen. In Reiseberichten der Aufklärung sind sie nicht eben selten. Der Wirkung der volkstümlichen Prediger auf einen lutherischen Pastorensohn, einen Freimaurer und Wissenschaftler, muss sich auch der Sekretär der Propaganda Fide, Monsignore Stefano Borgia[47], mit dem sich Heeren in Rom anfreundete, bewusst gewesen

46 Paul Henri Thiry Holbach, Systeme de la Nature, London, Amsterdam 1770.

47 Zu Borgia, der 1789 von Papst Pius VI. zum Kardinal ernannt wurde, der zeitlebens ein enger Freund Heerens blieb, vgl. Horst Enzensberger, in: Diz. biogr. Ital. Band 12, 1970, S. 739 - 742.

sein. »Daß unter Freunden auch die Römischen Geistlichen frey sprechen, davon hatte ich heute eine Probe, denn Borgia frug mich, wie mir das Geschwätz der Römischen Prediger gefiele? und ob sie nicht fleissig auf die Ketzer schölten? Dieß ist das einzigemal, daß ich mich erinnere, daß das Gespräch auf Religionssachen gefallen ist.« (Den 29. März 1786, Cod. Ms. Heeren 11.)

> Den 13ten Aug: [1786]. »Es war heute Sonntag und ich hatte Gelegenheit, heute eine Feyerlichkeit zu sehen, die wenige Fremde zu sehen bekommen, eine Beatification. Bekanntlich muß diese Ceremonie der eigentlichen Heiligsprechung vorhergehen und der Beatificirte kann noch lange in dem Vorzimmer warten, bis er in den eigentlichen Saal kommt. Da die Kosten einer Beatification sich auf 50000 Scudi belaufen, so wartet man gewöhnlich, bis ihrer mehrere zusammen sind; jetzt waren ihrer 5, die an 5 verschiedenen Sonntagen beatificirt wurden. Es sind gewöhnlich Mönche, und ihre Ordensbrüder laufen so lange herum, bis sie das Geld zusammengebettelt haben. Das Hauptrequisit ist, daß sie Wunder gethan haben, und daran fehlt es dann nie [...] Der heutige Seelige war ein ... und hieß ...[48] und lebte im vorigen und zu Anfang dieses Saeculi. Seine Wunder bestanden darin, daß er schon in seinem 4ten Jahr statt Mehlbrey Brey von Asche gefressen hatte, daß er im Regen gegangen war, ohne naß zu werden, daß er beym Meßlesen seine Schwerkraft verlohren und in freyer Luft geschwebt hatte und dergleichen Narrenspossen mehr.«

Heerens Stolz darauf, ein Ketzer zu sein, dokumentiert ein Eintrag aus Rom vom 23. Mai 1786 (Cod. Ms. Heeren 12), als er mit seinen Göttinger Studienfreunden Bartels und Münter[49] die Katakomben von Rom besichtigte.

> »Zu beyden Seiten der Gänge sind die Behältnisse für die Leichen, manchmal in mehreren Reihen hinter und über einander. Man findet noch eine grosse Menge von Knochen und Glasgefässen, und aus diesem Magazin wird die Christcatolische Welt mit Reliquien versehen. Wer eins von diesen Heiligthümern stielt, ist laut des päbstlichen Edictes, das vor dem Eingange steht, unter dem Bannfluche, aber – verzeihe es mir Pius VI – ich habe einen Knochen mitgenommen. Man supponirt nemlich, daß dieß der Begräbniß und Versammlungsort der ersten Christen gewesen

48 Heeren hat hier Lücken gelassen, die er offenbar später auffüllen wollte. Es handelt sich um den Heiligen Pacificus (Carlo Antonio Divini) von San Severino, OFM Ref., (1. 3. 1653 – 24. 9. 1721). Früh verwaist, hatte der Heilige eine schwere Kindheit bei einem strengen Onkel verbracht und war ausgezeichnet mit »heroischer Geduld, ekstatischem Gebet und den Geist der Prophethie«; die Seligsprechung erfolgte am 4. August 1786, die Heiligsprechung 1839; Lexikon der christlichen Ikonographie, 8, 1976, s. v. Pacificus; Catholic Encyclopedia, Vol. XI, 1911.

49 Zu Friedrich Münter, einem bedeutenden Vertreter der europäischen Freimaurerbewegung, der später lutherischer Bischof von Seeland wurde, vgl. ADB, Band 23, 1886, S.35-37; Friedrich Münter, aus den Tagebüchern, Wander- und Lehrjahre, hrsg. von Øjvind Andreasen, Kopenhagen und Leipzig 1937.

sey, daß hier eine Menge Märtyrer begraben liegen; man zeigt noch viele Stellen, wo Heilige gewohnt, und Märtyrer ihren Martertod ausgestanden haben. In wie fern dieß wahr sey, kann man nicht entscheiden, denn die Zeit der Anlegung der Catacomben ist ungewiß; nur ist es ungereimt anzunehmen daß sie von den Christen zu der Zeit der Verfolgungen angelegt seyen; denn ein solches Werk konnte nicht heimlich angelegt werden. Auch scheint es mir überhaupt nicht wahrscheinlich daß sie zu einer Zeit angelegt worden; es ist ein Gebäude ohne Plan, man arbeitete nach und nach immer weiter fort, je nachdem man es nöthig fand. So ungewiß ihr Alter ist, so ungewiß ist auch ihre Grösse.«

Heerens Äußerungen zum Katholizismus sind ambivalent und – wie andere Einträge im Tagebuch – auch von Stimmungen abhängig. Er verehrte gebildete Mitglieder des höheren Klerus, wie den Wissenschaftler und Kirchenpolitiker Kardinal Giuseppe Garampi[50] und seinen Freund, den Sammler und Mäzen Stefano Borgia. Die Weltoffenheit, mit der man ihn in Rom aufnahm, und die Toleranz, die er im Vatikan erfuhr, ließen auch ihn in rebus religiosis eine offenere Haltung einnehmen.

Die Audienz bei Papst Pius VI[51], dem er seine in Rom entstandene Abhandlung *Commentatio in opus caelatum antiquum Musei Pioclementini* überreichte, bedeutete einen Höhepunkt seines römischen Aufenthaltes, auch wenn er sie mit satirischem Anstrich im Tagebuch schildert. Er zählt die Zahl der Kniebeugen, mit denen er sich dem Papst nähern muss, und bemängelt die mangelnden geographischen Kenntnisse von Pius VI:

»Nachher fiel unsre Unterredung auf Deutschland; und ich fand bey seiner Heiligkeit eben den unbegreiflichen Mangel von den ersten geographischen Kenntnissen, den man bey den Italiänern durchgängig findet. Er frug mich, wo ich her sey? und wie ich antwortete: Aus Bremen in Niedersachsen, wo denn Niedersachsen liege? Ich wurde angst und wußte nicht, was ich sagen sollte, und antwortete daher frisch weg: Nel paese d'Annovera. Von Hannover hatte er zum Glück etwas gehört. Dann frug er mich um die Städte in Niedersachsen; ich mußte ihm einige Nachricht von Bremen, Hamburg und Göttingen, von der Universität und dem Zustande der catolischen Religion geben; [...]« (Den 5. Sept. 1786; Cod Ms. Heeren 13.)

Heeren hatte seine Publikation, die der Reliefdarstellung eines Sarkophages im Vatikanischen Museum galt, Kardinal Garampi gewidmet.[52] Seine Inter-

50 Zu Garampi vgl. M. Caffiero, in: Diz. biogr. Ital. 52, 1999, S. 224-229; J. P. Dengel, Die politische und kirchliche Tätigkeit des Monsignore J. Garampi in Deutschland 1761–1763, Rom 1905; H. Schmidt (wie Anm. 22), S. 1075-1081.

51 Zu Papst Pius VI, Gianangelo Braschi, vgl. Jules Gendry, Pie VI, Band 1.2., Paris 1905; Ludwig v. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Band 16, Abt. 3, Pius VI (1775–1799), Freiburg 1933.

52 H. Schmidt (wie Anm. 22), S. 1080-1082; Dr. Ruth Bielfeldt, deren Dissertation *Orestes auf römischen Sarkophagen* in Kürze erscheinen wird, teilt mir mit, dass die Interpretation Heerens bis heute maßgeblich ist.

pretation einer Darstellung zum Orest-Mythos war deshalb in Rom beachtet, weil sie in einleuchtender Weise den Deutungen Montfaucons und Winckelmanns widersprach. Pius VI., dessen Nepoten Heeren erwähnt und dessen Ruhmsucht er anprangert, muss auf seine Zeitgenossen durch seine äußere Erscheinung nachhaltig gewirkt haben.[53] Die Inszenierung des Feierlichen[54] durch diesen Papst verfehlt auch auf Heeren ihre Wirkung nicht und so kann man gegen Ende seines italienischen Aufenthaltes folgende Texte lesen:

> Den 18ten Nov: [1786] (Cod. Ms. Heeren 13.) »Dann gieng ich zum letzten mal in die Peterskirche, küßte vom H. Petrus dankbar den Fuß, und nahm dann vom Vatican und allen seinen Herlichkeiten wahrscheinlich auf immer Abschied.«
>
> Den 20sten Sept: [Neapel 1786] (Cod. Ms. Heeren 13.) »Ich habe gestern vergessen zu sagen, daß das Fest des H. Januarius war, und daß ich hinging, um dem Wunder zuzusehen. Ich kam leider! etwas zu spät, denn das Wunder war schon geschehen. Es wird in einer Capelle der Domkirche von Neapel gemacht, die dem H. Januarius gewidmet ist. Auf dem Altar war sein Schatz ausgestellt, eine Menge Silbergeräthe. Die Capelle war noch vollgepfropft von Menschen vorzüglich von Lazaronis und Weibern, die noch heulten und schrieen und sich die Augen rothgeweint hatten. Mit grosser Mühe kam ich durch das Volk, und ward als Fremder auf den Altar gelassen, um das Blut des H. Januarius zu küssen. Nachdem ich ungefehr ein paar Minuten gewartet hatte, kam der Priester mit der Flasche. Es ist eine doppelte Flasche, eine in der andern; in der innern ist das Blut, oder eine rothe Feuchtigkeit. Ich kniete nieder, und der Priester wendete erstlich die Flasche von einer Seite zur andern, um mir zu zeigen, daß das Blut flüssig sey; dann gab er mir die Flasche zu küssen, hielt sie dann an meine Stirn und mein Kinn und dann noch mal an meinen Mund. Eben so machte er es auch einigen andern Fremden. Wie das geschehen war, entfernte ich mich. – Soviel noch von gestern Morgen.«

Der konkrete Anlass zu Heerens Reise durch Europa war die Vorbereitung einer kritischen Ausgabe der Eklogen des Iohannes Stobaios[55]. In einem all-

53 Goethe, Italienische Reise (wie Anm. 40), S. 127: »Der heilige Vater, die schönste, würdigste Männergestalt [...]«; Heeren: »[...] die Cardinäle hätten wenigstens keinen schöneren Pabst aus ihrem Mittel wählen können, H. Schmidt (wie Anm. 22), S. 1070.

54 Goethe, Italienische Reise (wie Anm. 44), S. 530: »[...] nichts hat mir eigentlich imponiert, aber bewundert hab' ich alles, denn das muß man ihnen nachsagen, daß sie die christlichen Überlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpstlichen Funktionen geschieht alles, was am katholischen Gottesdienste sonst unerfreulich erscheint, mit großem Geschmack und vollkommner Würde.«

55 Heeren: Ioannis Stobaei Eclogarum physicarum et ethicarum libri duo, Göttingen 1792–1801.

gemeineren Sinne aber war seine Reise nach Italien eine Pilgerfahrt zu den Stätten und Kunstdenkmälern der Antike.[56]

> Am 21. Juni 1786 schreibt er: (Cod. Ms. Heeren 12.) »Wir hatten uns gestern schon Pferde gemiethet, um nach dem Ort zu reiten, wo die Antiquarier behaupten, daß die alte Villa Horatii gewesen sey. Man suchte sie sonst blos in Tibur[57], jetzt glaubt man bewiesen zu haben, daß Horaz in Tibur blos ein kleines Haus hatte, daß hingegen seine Villa im agro Sabino[58], 14 Millien davon bey Licenza, dem alten Digentia lag. Wir ritten des Morgens um 4 Uhr in der Begleitung eines Bauern weg, der dem Wege kundig war. Unsre Pferde waren erträglich, der Weg ist anfangs sehr angenehm; er geht beständig im Agro Sabino an dem rechten Ufer des Teverone fort, das Land ist hier sehr gut angebaut; Olivenwälder, Felder mit türkischem Weizen, Weinberge wechseln mit einander ab. Ein parmal bekommt man Ruinen von den Aquae Claudiae zu Gesicht. So geht es die ersten 9 Millia bis Vico Varo, einem ansehnlichen Orte, der eine schöne Lage hat; aber hinter Vico Varo hören die Landstrassen völlig auf, man findet nun schmale Wege oder Fußsteige, die zu Wagen gar nicht, und zu Pferde nur mit Mühe zu passiren sind, denn sie sind angefüllt mit Steinen, die das Gehen fast unmöglich machen. Gleich hinter Vico Varo klettert man einen steilen Berg hinan, und reitet dann beständig über Wege, wie ich sie eben beschrieben habe, bis Licenza. Wir brachten auf diese 5 Millien fast 2 Stunden zu. Endlich erreichten wir Licenza, ritten aber nicht herein, sondern sogleich durch ein Gehölz, das an der Seite der Stadt liegt, nach dem Valle Ustica. Es ist ein schönes länglichtes, fruchtbares Thal, durch einige Bäche gewässert, und rund herum mit ziemlich hohem, zum Theil rauhem Gebirge umgeben. In der Mitte desselben sieht man mitten in einem dicken Gebüsch noch einige Ruinen von einem alten Gebäude, die man für Überbleibsel der Villa Horatii hält. Es sind blos ein paar Mauern, zu denen man nur mit Mühe kommen kann. Aber ich arbeitete mich durch mit seinen Gedichten in der Hand, um den Ort zu sehen, wo der unsterbliche Dichter sie gesungen hatte; und wo ich gleich nichts weiter als ein paar Mauern und die Überbleibsel einer Fontäne sah, so machte es mir doch unendliche Freude und wird mir in der Folge jedes seiner Stücke Doppelt interessant machen. Auch jetzt ist der Ort noch schön und romantisch; die ehrwürdigen Mauern mit dem Grün der Gebüsche bekleidet, zwischen denen das Wasser plätschert, scheinen ihn noch jetzt zu dem Aufenthalte der Musen zu machen. Jetzt war noch eine andre Wallfahrt übrig, Fons Digentore, den man für den Fons Bandusiae hält. Ein Knabe, der bis hieher unser Wegweiser gewesen war, versprach, uns herauf zu führen. Wir liessen unsre Pferde unten und kletterten

56 Vgl. Hans Kloft, Antikes Erbe und nationales Italien, Person und Wirken des Bremers Wilhelm Henzen in Rom, in: Brem. Jb. 69, 1990, S. 76.

57 Das heutige Tivoli.

58 Vgl. Ernst A. Schmidt, Horaz und sein Landgut im Licenzatal, Heidelberg 1997.

unter seiner Leitung einen hohen Berg herauf, von welchem ein klarer Bach durch die Gebüsche herunterrauschte. Nach einem mühsamen Weg kamen wir zu einem schönen Quell, der wie ein Kristall unter den Ruinen einer alten Mauer hervorsprudelt. Wir tranken sein Wasser und lasen mit wunderbarer Freude Horazens Ode von dem Bandusischen Quell[59], und beschlossen, bey ihm unser Mittagsmal zu halten, das aus etwas mitgebrachtem Fleisch, Brod und Wein bestand. Aber ein feindseliger Donner führte ein Gewitter herüber, das schon lange von der andren Seite des Licenza gedonnert hatte; wir flüchteten uns in eine Schiferhütte, aassen, was wir hatten und wollten den Regen abwarten. Aber wie es uns zu lange währte, beschlossen wir lieber uns durchregnen zu lassen als länger zu warten. Es geschah; wir kletterten einen steilen, schmalen Fussteig herunter, der durch den Regen schon weich und glatt geworden war und hinauf einen andern Berg wieder herauf, um nach Licenza zu kommen. Völlig durchgenäßt kamen wir an, und freuten uns nur, ein elendes Wirthshaus zu finden, wo wir uns trocknen konnten. Nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden wollten wir uns wieder zu Pferde setzen, als wir die tröstliche Nachricht erhielten, daß wir zu dem unrechten Quell geführt seyen, und daß der Quell, den man für den Fons Bandusiae hält, und der jetzt Fonte Bella heißt, 2 bis 3 Millien ums Gebirge herum liege. So verdrießlich wir auch waren, so ward doch sogleich beschlossen, noch hinzureiten. Ein Abbate, der Bruder des Wirths, bestieg seinen Maulesel und war unser Führer. Wir ritten nicht ohne Gefahr über Felsen und Klippen einen Berg hinan, auf den nur ein schmaler steinigter Fußsteig, der fast immer an tiefen Klüften hergieng, im Zickzack hinauf führte. Ungefähr in einer Stunde erstiegen wir den Berg und genossen von oben eine fürchterlich schöne Aussicht. Unter uns war ein tiefes, enges Thal, durch welches ein Waldstrom gerauscht war, der grosse Felsenstücke mit sich fort geführt hatte, die noch herum lagen. Weiter hin übersah man einen Theil der vallis ustica, die Stadt Licenza an dem Abhange eines Felsen, die Berge die das Thal umgeben, über welche die hohen Gebirge des Königreichs Neapel hervorstarrten. Dann stiegen wir noch wieder etwas herunter, und kamen so endlich zum Quell. Ein kleiner cristall heller Quell, *nitidior vitro* rauscht zwischen Gebüschen unter der überhängenden Erde hervor, von der leider vor ungefähr 1 Jahr ein grosses Stück abgebrochen war und die Schönheit der Quelle sehr verdorben hatte. Wir lasen von

59 Q. Horatius Flaccus, Oden und Epoden, erkl. v. Adolf Kiessling, 9. Aufl. hrsg. v. Richard Heinze, m. e. Nachw. v. Erich Burck, Berlin 1958, S. 317: »O fons Bandusiae, splendidior vitro« (c. 3, 13); Jürgen Blänsdorf, Aspekte eines poetischen Themas in der neulateinischen Dichtung Italiens und Frankreichs, in: Bandusia, Stuttgart 1993, S. 1f. Horazens Ode auf Bandusia, die Quelle seines kleinen Landgutes in den Sabinerbergen, hat in der lateinischen Dichtung der Renaissance eine erstaunliche Nachwirkung gezeitigt. [...] Die Bandusia-Ode des Horaz ist das erste lyrische Gedicht der antiken Literatur, das ganz dem Thema der Quelle gewidmet ist.«

neuem die Ode des unsterblichen Dichters, verglichen seine Schilderung mit der Natur und bewunderten ihn um so mehr, je treuer wir sie fanden. Sind gleich die Steineichen, die über ihr standen, umgestürzt, oder verdorrt, so ist der Quell doch noch jetzt *nitidior vitro*, rauscht noch plätschernd hervor
ex quo loquaces
lymphae desiliunt tuae;
und die Prophezeyung des Dichters
Tu quoque nobilium fies fontium[60]
ist gewiß in höherem Grade eingetroffen, als er selbst es Dachte. Er vermuthete es nicht, daß nach ein paar tausend Jahren Fremdlinge von den Ufern der Nordsee mit seinen Gedichten in der Hand hieher kommen würden, um seinem Genius ein Opfer zu bringen! Dachte es gewiß am wenigsten, daß es niedliche Deutsche seyn würden.«

Wenn Heeren bewegt ist, erwähnt er die Heimat; und so finden wir eine eher unvermutete Erwähnung bei der Beschreibung der Wasserfälle des Velino bei Terni. In den Reiseberichten und -handbüchern dieser Zeit sind die Kaskaden von Terni obligatorisch und in der Malerei häufig abgebildet. Allein von Philipp Hackert[61] gibt es mehrere Gemälde. Heeren beschreibt die fast 200 m tiefen Cascate delle Marmore mit großer Bewegung, die in den Worten gipfelt:

»Unten am Fuß der Gebirge unmittelbar vor seinem Fall in die Nera hat ihm die Natur ein geräumiges und breites Felsenbett gepflastert, das wenigstens 200 Schritt und mehr in der Breite haben mag. Es ist weit weniger uneben und abhängig als das erste; seine Fluten breiten sich majestätisch Darüber aus und gleiten, mit weniger Ungestüm als vorher, ihrem letzten Fall in die Nera zu. Dieser ist nicht sehr hoch, und mag ungefehr 20 Fuß betragen. Vor ihrer Vereinigung mit dem Velino ist die Nera nur ein kleiner Fluß; aber unmittelbar nachher wächst ihre Wassermasse erstaunlich an, und sie ist breiter wie die kleine Weser. [...] Wer dieses Schauspiel ungerührt ansehen kann, der bleibe zu Hause hinter seinem Ofen, um sich nicht täglich auf Reisen zu versündigen; und wer Italien sieht, der versäume nicht, eins der grösten Schauspiele zu sehen, was die Natur in diesem Feenlande dem Wanderer darbeut; den Ausmessungen zu Folger, und auf diese muß man bauen, weil das Augenmaß bei Höhenmessungen zu sehr trügt, ist dieser Wasserfall der höchste in der bekannten Welt. [...]« (Den 2. Juli [1786], Cod. Ms. Heeren 13.)

60 Der Wortlaut, der Heeren offenbar vorlag, entspricht nicht völlig der heutigen Textfassung.

61 Heeren lernte Hackert in Neapel kennen; Philipp Hackert, der Landschaftsmaler der Goethezeit, hrsg. v. Wolfgang Krönert u. Reinhard Wegner, Köln 1994; Thomas Weidner, Jakob Philipp Hackert, Landschaftsmaler im 18. Jh. Band 1.2., Berlin 1998.

Am 4. Januar 1787 notiert Heeren im Tagebuch: »[...] die übrige Zeit schrieb ich theils an der Beschreibung der letzten Ausbrüche des Vesuvs, die mein Vater verlangt hatte, theils an meinem Tagebuch.« Sein Vater hatte offenbar um einen Bericht über den Vulkanausbruch gebeten, den Heeren im Diarium so geschildert hat:

> Den 31 Oct. [1786] (Cod. Ms. Heeren 14.) »Wir sassen gegen 24 Uhr ruhig auf meinem Zimmer, als uns plötzlich die Nachricht gebracht wurde, daß ein grosser Lavastrom aus dem Vesuv ausgebrochen sey. Wir eilten alle sogleich auf das Dach unsres Hauses und erblickten einen furchtbaren Feuerstrom, der eine Stunde vorher aus dem Gipfel des Berges hervorgebrochen war, und mit solcher Heftigkeit floß, daß er schon fast bis an dem Fuß des Berges angelangt war. Wir standen alle und staunten den grossen Anblick an, als eben Bartels von seiner Reise aus Sicilien zurückam. Zu einem glücklicheren Augenblick hätte er nicht kommen können. Wir beschlossen beyde, ob ich gleich noch diese Nacht abreisen muste, eine Reise nach dem Vesuv zu machen, unterhielten uns noch einige Zeit mit meinen Freunden, von denen ich nicht ohne Rührung Abschied nahm, und mietheten uns dann ein Calesso um nach Portici zu fahren, und dort 2 Esel, auf denen wir, so weit wir konnten, quer über den Lavastrom ritten, den man passiren muß, um nach der Wohnung des Einsiedlers zu kommen. Grössere Anblicke giebt es wenige in der Natur! Der ganze Berg bis in seine Mitte war in eine feurige Dampfwolke gehüllt, die sich zu beyden Seiten in die schwärzesten Schattirungen verlohre. In derselben fuhren Blitze herum und von der Mitte des Berges zischte der schreckliche Feuerstrom mit einem furchtbaren Gerassel unaufhaltbar den Berg herunter. Bis an die Quelle zu kommen, war uns leyder unmöglich, mir, weil ich noch von meinem Fall hinkte[62], und nicht klettern und springen konnte, Bartels weil er sich gleich im Anfange, wie er über die ausgebrannte Lava wegklettern wollte, die Schuh zerriß. Wir musten uns also begnügen, diesen Anblick in einiger Entfernung zu sehen, und konnten es nicht unterlassen, uns glücklich zu preisen, daß es uns zu Theil geworden war, Augenzeugen eines Schauspieles zu seyn, das so viele Tausende, die Neapel besuchen, zu sehen wünschen und nicht zu sehen bekommen. Das Meer, das im sanften Lichte des Mondes an der andern Seite schimmerte, machte mit den glühenden Wolken, die das Gebirge bedeckten, und der ganzen furchtbaren Scene einen unbeschreiblichen Contrast; an der andern Seite des Horizontes stand eine andre Gewitterwolke, die unaufhörlich blitzte. Doch weg mit aller Beschreibung! Sie vermag die Schönheit und Grösse des Anblickes nie zu erreichen, und der Eindruck, den er auf mich machte, ist zu tief in meine Seele gegraben, als daß er je erlöschen könnte. – Die Blitze, die sowohl in der Dampfwolke des Berges als in der gegenüberstehenden Wolke herumfuhren, sind ein Beweis, daß die Ausdünstungen der

62 Am 23. Oktober war Heeren wegen eines Radbruches während der Fahrt aus seiner Kutsche gefallen und hatte sich am Knie verletzt.



Abb. 3: Johan Herman Cabott (1754 – 1814), Die Wasserfälle des Velino bei Terni. Skizze (Bleistift und Tinte) im Reisetagebuch von Arnold Hermann Ludwig Heeren. Der mit Heeren befreundete dänische Maler Cabott nahm an dem Ausflug zu den Wasserfällen teil.

Lava electrisch seyn müssen; es ist aber sonderbar, daß wir beyde auch nicht den geringsten Donner gehört haben. Der Ausbruch hat auf dem Gipfel des Berges eine grosse Revolution gemacht, denn der halbe Monticello ist eingestürzt. Ungefähr eine Stunde nach Mitternacht kamen wir nach Neapel zurück; weckten Münter auf, um Abschied von ihm zu nehmen, speisten ein wenig und dann packte ich meine Koffer, weil ich den Vetturin erwartete.«

Am 8. Februar erfährt Heeren in Lyon, dass sein an Naturereignissen interessierter Vater einen seiner Briefe über die Vulkanausbrüche veröffentlicht hatte. »[...] und erhielt [...] einen Brief von meinem Vater. [...] Mein Vater schrieb mir die unangenehme Nachricht, daß ein Auszug aus einem meiner Briefe über den Vesuv in H. M.[63] gedruckt sey, ich erhielt zugleich eine Copie davon. Ein gleiches Schicksal traf Bartels, der auch Briefe vorfand. Der Canonicus Meyer[64] hatte einen seiner Briefe über Calabrien drucken lassen, und noch dazu einen Anhang aus eigenem Kopfe hinten angefügt. si vuol pazienza.«

Die Publikation im Hannoverischen Magazin in der Ausgabe vom Freitag, dem 29. Dezember 1786, die Hinrich Erhard Heeren ohne Wissen seines Sohnes veranlasste, vereinigt die Erlebnisse der drei Vesuvbesteigungen Heerens. Sie beruht auf einem Brief Heerens vom 11. November und nicht auf dem angeforderten Bericht und beginnt mit einer allgemeinen Einleitung: »Vorgestern bin ich von Neapel glücklich wieder hieher zurückgekommen. Meine Reise dahin ist über meine Erwartung vergnügt und nützlich gewesen. Ich habe dieses herrliche Land, das Paradies der Erde, in der besten Jahreszeit [...] besucht, habe viele trefliche Menschen zu Neapel kennen gelernt, habe die Natur am donnernden Vesuv in ihrer ganzen Größe auf unserm Erdball gesehen, habe [...] die übrigen Merkwürdigkeiten der Natur, der Kunst und des Alterthums in dortigen Gegenden [...] betrachtet, [...].« Die Beschreibung der Vulkanausbrüche bietet eine fast wörtliche Wiedergabe der Tagebuchnotate.

Heeren konnte davon ausgehen, dass eine Publikation im Hannoverischen Magazin große Beachtung finden würde, vor allem auch in Göttingen gelesen werden würde. Er fühlte sich übergangen, kam aber im Tagebuch nicht mehr darauf zurück. Der Briefwechsel mit dem Vater wird in den folgenden Monaten nicht mehr so häufig erwähnt.

63 Heeren, Auszug eines Briefes aus Rom, vom 11ten Nov. dieses Jahrs, besonders die neuesten Ausbrüche des Vesuvs betreffend, in: Hannoverisches Magazin, worin kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen, so die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind, Jg. 24, 1786, Hannover 1787, S. 1655 - 1659.

64 Friedrich Johann Lorenz Meyer (1760 – 1844), hamburgischer Domherr, kehrte nach größerer Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich 1784 nach Hamburg zurück; W. von Melle, in ADB 21, S. 574. Meyer veröffentlichte seinen Reisebericht erst 1792; ders., Darstellungen aus Italien, Berlin 1792.

Heerens Interesse an technischen Einrichtungen, Fabriken, sozialen Einrichtungen, an Handel und »Industrie« durchzieht das gesamte Tagebuch.

> Den 19ten Oct: [1786] (Cod. Ms. Heeren 14.) »Man fährt anfangs beständig zwischen Bergen durch, die mit Weinstöcken und andern Fruchtbäumen besetzt sind; genießt an einer Stelle zwischen ein Paar Bergen durch, der Aussicht auf das Meer, kommt dann nach Vietri, einem artigen Ort, dann noch etwas zwischen Berge, und dann an den grossen Meerbusen von Salerno; der eine der schönsten Aussichten auf Erden gewährt. Er ist grösser wie der von Neapel; rund herum im halben Cirkel ziehen sich romantische Gebirge, die aber an der einen Seite noch einer fruchtbaren Ebene Platz lassen, in der Mitte liegt die Stadt Salerno – die Berge herauf, und vor sich sieht man in das ofene Meer. Wir blieben gleich im ersten Wirthshaus am Thor. [...] Dann gieng ich noch etwas in der Stadt spatziren. Salerno ist ein ziemlich grosser Ort, von 10 bis 12000 Einwohnern, aber todt, ohne Leben und Handlung, ja die Salerniten sind sogar wegen ihrer Faulheit berühmt. Es liegt so schön zur Handlung, wie eine Stadt auf Erden liegen kann; in der Mitte eines paradiesischen Landes, unter dem herrlichsten Clima, an einem schönen sicheren Meerbusen; und dennoch ist auch keine Spur von Handlung hier. Man hat angefangen, einen Hafen zu bauen, aber ihn unvollendet gelassen, weil er nicht gebraucht ward. Der einzige Nahrungszweig des grösten Theils der Einwohner ist die Messe, die sehr beträchtlich seyn soll. Alsdann zieht das ganze Haus in ein Zimmer zusammen und vermiethet die übrigen Quartiere ziemlich theuer. Ein elender Nahrungszweig, der keinen Wohlstand hervorbringen kann, da er nicht mit Industrie verknüpft ist. Wein haben sie die Menge, aber es fehlt an Ausfuhr. Es ist zwar ziemlich viel Adel da, aber alles armer Adel, denn die reichen ziehen früh nach der Residenz.«

Gemessen an der Geschäftigkeit, die Heeren aus Bremen kennt, scheint die nach seiner Meinung zum Handel prädestinierte Stadt mangels Initiative brach zu liegen. Livorno dagegen entspricht eher seinen Maßstäben:

> Den 28sten Nov: [1786] (Cod. Ms. Heeren 14.) »Livorno gehört zu den glücklichen Städten, die statt abzunehmen in vollem Aufblühen begriffen sind; ein wahres Labsaal für eine Reisenden, der fast in jedem Ort, wo er anlangt, Klagen über seinen Verfall hörte. Vor der Stadt, wo, wie man uns versicherte, vor 10 Jahren noch fast kein Haus stand, stehen jetzt fast ganze Gassen; und wo man die Gegend von dem Walle aus übersieht, erblickt das Auge eine Ebene, die mit Gebäuden gleichsam übersät ist. Jeder, der Toscana durchreiset ist, und zuletzt nach Livorno kommt, muß den Fürsten schätzen und bewundern, der während daß er mit der einen Hand den Ackerbau emporzubringen wußte und seinen ganzen Staat gleichsam zu einem fruchtbaren Garten umschuf; mit der andren eine blühende Handelsstadt pflanzte, wo alle Producte fürs Leben jetzt reichlichen Absatz und Ausfuhr finden. Die Stadt ist nicht groß, aber erstaunlich bewohnt; die Anzahl ihrer Einwohner kommt der von Florenz fast gleich, denn man schätzt sie auf 70000, unter denen 9 bis

12000 Juden sind, die hier ausserordentliche Privilegia geniessen. Sie haben nicht allein ihren freyen Gottesdienst, sondern sie können sich auch sogar liegende Gründe und Gärten ankaufen. [...] Es wird beständig gebaut, die Quartiere sind sehr theuer, und die Häuser werden schon vermiethet, ehe sie mal fertig sind. Die Strassen sind schön gepflastert und haben fast durchgängig die gehörige Breite. Die Piazza in der Mitte der Stadt ist ein länglichtes Viereck; fast so groß wie der Marcusplatz in Venedig, und zwar mit keinen prächtigen, aber guten Gebäuden umgeben. Die Stadt ist allenthalben mit Canälen durchschnitten, eine grosse Bequemlichkeit für die Kaufleute, die jetzt ihre Güter, so wie sie aus den grossen Schiffen in die Barken geladen werden, zu Wasser sich können ins Haus bringen lassen. Aus dieser Ursache sieht man auch wenig Wagen und Pferde in der Stadt. Der Hafen der Stadt ist sehr groß und sicher; sein Ausgang ist nach der Nordseite hin, und er würde, glaube ich, Platz für 1000 Schiffe haben. Vor dem Hafen auf einer kleinen Insel steht der Fanale oder Leuchtthurm, von dem die Schiffe signalisirt werden. Des Nachts brennt eben so wie in Neapel eine Laterne. Ausser dem grossen Hafen unmittelbar an der See ist noch ein andrer in dem innern der Stadt, den man die Darsena nennt, wo die Schiffe hineingelegt werden, die der Ausbesserung bedürfen. Er hängt mit dem grossen Hafen durch einen engen Eingang zusammen, der mit einer Kette kann verschlossen werden. Es lagen im Hafen eine Menge Schiffe von allen Nationen, vorzüglich aber Engländer. Der Anblick des Hafens selbst, das ofene Meer, die Menge theils ab und zusegelnder, theils vor Anker liegender Schiffe, die Thätigkeit der Menschen und die daneben liegende Stadt giebt ein herrliches Schauspiel, wenn die Aussicht gleich nicht mit der von Neapel zu vergleichen ist. [...] Wie ich mich des Morgens angekleidet hatte, gieng ich zu zwey meiner Landsleute, H. Wienholt und Tidemann, die hier ansässig sind. Bartels war unterdessen zu einem hamburgischen Hause gegangen, Franck und Nölte[65], und sogleich nach unserm ersten Besuch waren wir auch schon auf alle 3 Tage engagiert, die wir in Livorno zu bleiben gedachten. [...]"

Den 29sten Nov: »Darauf machte ich noch einen Spaziergang und [...] nachher ging ich noch zu einem meiner Landsleute und einem weitläuftigen Verwandten, H. Renner,[66] einem guten Alten, der mit 80 Jahren die Last des Alters noch wenig zu fühlen scheint. Er speiste des Mittags mit uns bey H. Tidemann, zu dem wir schon gestern eingeladen waren.

65 Die Hamburger Kaufleute Otto Franck und Henrich Nolte werden als Mitglieder der Nazione Olandese-Alemanna genannt bei Beutin (wie Anm. 33), S. 162.

66 Beutin (wie Anm. 33), S. 162, nennt den Bremer Kaufmann Georg Renner als Mitglied der Nazione Olandese-Alemanna; vgl. auch Hans Jürgen v. Witzendorff, Beiträge zur bremischen Handelsgeschichte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Brem. Jb. 43, S. 352: »Die von Bremen bevorzugten italienischen Häfen waren Gallipoli und Livorno, wo 1787 auch ein Bremer Kaufmann, Georg Renner, ansässig war.«

Wir brachten den Mittag sehr angenehm zu. Die Madam Tidemann ist eine Engländerin, eine Frau, die ich zwar keine eigentliche Schönheit nennen kann, aber von einem äuserst interessanten und angenehmen Gesichte und vielem Geist. Ausser dem war noch ein Herr Bauer aus Curland oder Liefland da, ein schöner Mann in seinen besten Jahren, der viele Bildung und Kenntnisse verrieth. Man ließ uns nicht weg, sondern wir musten auch den Abend bleiben, und die Gesellschaft ward noch interessanter und angenehmer.« (Cod. Ms. Heeren 14.)

Den 30sten Nov: [1786] (Cod. Ms. Heeren 14.) »Ich blieb den ganzen Morgen zu Hause und schrieb Briefe. [...] Des Mittages waren wir zu H. Wienholt zu Gaste eingeladen. Er ist ein eben so gefälliger Mann wie H. Tidemann,[67] hat aber noch etwas mehr von dem Bremischen Wesen an sich. [...] Mir, der ich an die Italiänische Conversazion gewohnt war, machte es viel Vergnügen, mal wieder in einer Gesellschaft zu seyn, wo es auf Deutschem oder Englischem Fuß hergieng. Des Abends nahm ich von Wienholt 30 Zechinen auf und bekam viele Empfehlungsschreiben von ihm. Dann giengs noch ans Abschiednehmen.«

Nach einem gefährlichen Ritt über den Mont Cenis im Schneesturm verlässt Heeren am 31. Januar 1787 Italien und begibt sich auf Genfer Gebiet:

»Nahe vor der Stadt kamen wir über die Brücke der Aare, die das Gebiet von Savoyen von dem Genfer Gebiet trennt, und verliessen hier also zugleich die Grenze Italiens. Noch einmal durchflog ich es mit meinen Gedanken, dachte an Rom und Venedig und erinnerte mich all der glücklichen Tage, die ich dort genossen hatte. Und so lebe wohl, treffliches Land! Das mir in so reichem Masse Alles darbot, was das Leben der Sterblichen beglücken kann. Ich verlasse dich mit tiefer Rührung und dankbarer Empfindung, aber auch zugleich mit dem heissen Bewußtseyn, dich so genossen zu haben, wie dich nicht jeder Reisende genießt!»

Seinen Aufzeichnungen in Genf entnehmen wir die Ernüchterung über die calvinistische Strenge:

»Die Stadt selbst hat nicht wie die mehrsten selbst kleinen Italiänischen Städte Werke der Kunst oder andre Merkwürdigkeiten, die den Reisenden beschäftigen könnten, sie ist nur blos wegen ihrer Bewohner merkwürdig [...] Die Stadt ist sehr mittelmässig gebaut, und die Hauptstrassen sind noch dazu vorne durch bedeckte Gänge entstellt, die nicht wie in den Städten der Lombardei nur bis ans erste Stock, sondern bis an das Dach der Häuser reichen. Was dieß für einen scheuslichen Anblick giebt,

67 Die Bremer Wienholt und Tidemann werden in den mir bekannten Schriften zum Bremer Mittelmeerhandel mit Livorno nicht genannt. Während die Niederlassung von Johann Friedrich Tideman in Bordeaux starke Beachtung findet, scheinen die Firmen in Livorno von geringerer Bedeutung gewesen zu sein; vgl. Hartmut Müller, Bremer Kaufleute in Bordeaux, in: Brem. Jb. 73, 194, S. 87 – 115.

brauche ich nicht zu sagen; es kommt noch dazu, daß die Pfeiler nur von Holz sind. Unter denselben sind die Krambuden. Die Strassen gehen krumm und schief; es giebt viele Häuser, die den Wohlstand ihrer Bewohner durch ihr äuseres Ansehen verrathen, aber kein einzig prächtiges, selbst kein architectonisch schönes Gebäude ist mir zu Gesicht gekommen.« (Cod. Ms. Heeren 14, Den 1. Febr.)

Heeren befindet sich jetzt wieder in der »protestantischen Welt«:

»Man merkt es in Genf in allen Stücken, daß man Italien verlassen hat. Die hiesige Lebensart ist schon völlig von der Italiänischen verschieden. Jedes Frauenzimmer kann hier schon allein spatzieren gehen, und ungeachtet der Kälte des Wetters waren viele Damen auf dem Walle, von keinen cavalieren servatae, aber wohl von ihren Kindern begleitet. In der Kleidung und im Äusern scheint man etwas zu anglisiren. Man nehme noch dazu, daß man aus der catolischen hier auf einmal in die protestantische Welt versetzt ist; daß man statt der Heere von Mönchen und Abbaten nur geschäftige Bürger erblickt und keins von den Merkmalen des Aberglaubens mehr sieht, die man in jedem catolischen Lande doch immer häufiger als in protestantischen antrift.« (Den 1sten Febr.)

Den 4ten Feb: (Cod. Ms. Heeren 14.) »Es war heute Sonntag, und wir würden diesen Morgen ausgegangen seyn, wenn wir nicht durch ein sonderbares neues Gesetz daran verhindert wären, das es Bewohnern von Genf verbietet, während des Gottesdienstes sich auf den Strassen sehen zu lassen. Man hat diese Anordung erst vor kurzer Zeit gemacht, um, wie man sagt, den einreissenden Irreligionen zu widerstehen. Blos für sich betrachtet ist es freylich eine lächerliche Sache und scheint einen grossen Mangel an Menschenkenntniß zu verrathen, wenn man sich einbildet, die Menschen mit Gewalt fromm machen zu wollen; auf der andern Seite ist es aber dennoch ein Beweis, daß man in Genf auch von Staats wegen noch daran denkt, der Verderbniß der Sitten Einhalt zu thun, und des Calvins strenge Kirchenzucht noch nicht ganz in Verfall gerathen ist.«

Von Genf aus pilgert Heeren nach »Fernay zu Voltaires Asche«. »Voltaires Wohnung ist ein freystehendes Haus von mässiger Grösse und hat weder inwendig noch auswendig die geringste Spur von gutem Geschmack«, er sieht »erbärmliche Gemälde«, ein Monument nennt er »das geschmackloseste Ding, was man sich denken kann.« Das calvinistische Genf stößt Heeren ab, er vermisst Italien.

Bedeutete Italien für Heeren Annäherung an die Antike, an Kunst und Kultur, so sollte ihm Paris eine Schule der Menschenkenntnis sein.

»An dem Orte zu seyn, wo der gröste Haufen von Menschen auf einem Flecken zusammenlebt, wo nach allgemeinem Geständniß Wolleben und Luxus auf den höchsten Grad getrieben ist; wo man jede Classe von Menschen vom grösten Schurken bis zum rechtschaffensten Manne, vom grösten Dummkopf bis zu dem ersten Minister, der die Staatsgeschäfte von ganz Europa lenkt, wo man jeden Stand, jedes Alter vor sich

hat; wo ihre verschiedenen Interessen sich am mehrsten durchkreuzen; wo jeder sich weit mehr zeigt, wie er ist, eben weil er unter der Menge unbekannt lebt und nicht zu fürchten braucht, daß selbst eine schlechte Handlung ihm die allgemeine Verachtung seiner Mitbürger zuziehen würde, wo überhaupt die Begriffe von Moralität weit unter diejenigen heruntergestimmt sind, die man von den Cathedern hört. – Da muß in Warheit Schule der Menschenkenntniß seyn. Aufgegangen vor meinem Auge ist jetzt der Vorhang dieses grossen Schauspiels und was ich sah und bemerkte, werde ich diesen Blättern anvertrauen.« (Den 19. Febr.; Cod. Ms. Heeren 14.)

Am Vorabend der Revolution will Heeren in Paris kennenlernen, was ihm weder seine Heimatstadt Bremen, noch das beschauliche Göttingen bieten konnten, die Anonymität der Großstadt.

In Paris treffen die Reisenden Heeren und Bartels auf eine aufgeheizte Stimmung. Es ist bezeichnend, dass er hier häufiger als auf den anderen Stationen seiner Reise soziale Einrichtungen, Gefängnisse, Krankenhäuser und Waisenhäuser besucht. Soziale Institutionen gehören in dieser Zeit in gewisser Weise zum Programm der universalistisch interessierten Reisenden. In den Reisehandbüchern, wie etwa dem Volkmann[68], den Heeren in Italien bei sich trug, und dem Mercier[69], an dem er sich in Paris orientierte, wurden sie verzeichnet. Dennoch ist es erstaunlich, wie viele dieser Anstalten Heeren auf seiner Reise gesehen hat. Seine Familie hatte in der Verwaltung des St. Petri-Domwaisenhauses ein gewichtige Rolle gespielt. Bereits sein Vorfahr Egge Heeren war um 1700 Verwalter des Bremer Dom-Waisenhauses gewesen.[70] Auch sein Vater Hinrich Erhard spielte in der Verwaltung des Waisenhauses eine Rolle. Von ihm bezeugt Rotermunds Lexikon für das Jahr 1785 zwei Schriften: Rede bey der Einweihung des neuen Waysenhauses der evangelisch-lutherischen Domgemeine, über Ps. 27.10; und: Von dem wohlthätigen Werke Gottes in unserer verbesserten Waysenpflege.[71] Es ist naheliegend, dass Arnold Herrmann Ludwig Heeren geprägt war durch das soziale Engagement in seiner Familie, aber auch durch die in dieser Zeit vorbildliche Armenpflege in Bremen.

Den 20sten März [1787] (Paris, Cod. Ms. Heeren 14.) »[...] Gleich hier, dem Hospital gegen über oder auch daneben ist auch das Findelhaus, wo, wie Mercier sagt, jährlich 3 – 4000 Kinder[72] aufgenommen werden.

68 Johann Jacob Volkmann, Historische Nachrichten von Italien, Band 1–3, Leipzig 1770–71; vgl. W. Richter, Johann Jacob Volkmann – Schüler Winckelmanns und »Baedeker« der Goethezeit, in: Pompeji 79 –1979, (Beiträge der Winckelmann-Gesellschaft 11), S. 126-137.

69 Louis Sébastien Mercier, Tableau de Paris, Band 1.2., Hamburg 1781.

70 Vgl. Arnold Heeren (wie Anm. 5), S. 15.

71 Vgl. Rotermund (wie Anm. 27), Th. 1, S. 187.

72 Mercier (wie Anm. 69), Band 2, S. 104: »Sept à huit mille enfans légitimes ou illégitimes arrivent tous les ans à l'Hôpital de Paris, & leur nombre augmente chaque année. Il y a donc sept mille peres malheureux, qui renoncent au sentiment le plus

Die Anzahl scheint mir fast unglaublich zu seyn, ich habe es aber versäumt, dieses mal es zu sehen, und werde noch ein andermal dahin gehen.«

Den 27sten März [1787] (Cod. Ms. Heeren 15.) »[...] Nach Tisch ging ich mit Bartels um das hiesige Findelhaus zu besehen, daß in einer Stadt wie Paris eine solche Anstalt von unumgänglicher Nothwendigkeit ist, daß dadurch unzählige Kindermorde[73] verhütet werden, – alles das brauche ich nicht erst zu sagen. Das Institut hat 2 Gebäude, das eine ist zur ersten Aufnahme, das andre zur Erziehung der Kinder bestimmt, wenn sie entwöhnt sind. Das erste Gebäude liegt nahe bey der Eglise notre Dame und dem grossen Hospital. Unten an der Straße ist eine Maschine, in die das Kind hereingelegt wird. Sie wird beym Dunkelwerden aufgemacht und bleibt die ganze Nacht offen. Ein dazu bestimmter Wächter ist verbunden beständig aufzupassen, und das Kind herauszunehmen, wenn mit der dabey befindlichen Glocke geschellt wird. Oben stehen eine Menge Wiegen bereit, in die die Kinder gelegt werden, und wir sahen mehrere Säle, wo sie reihenweise nebeneinander lagen. Sie bleiben hier indeß nur sehr kurze Zeit, denn sie werden sogleich bey Ammen, die man vom Lande hereinkommen läßt, in die Kost gethan, mit nach Hause genommen und erzogen. Monathlich bekommt eine Amme für ein solches Kind 12 Livres. Es ist dies unstreitig die beste Einrichtung, um gesunde Ammen zu bekommen. Mercier sagt, daß die Anzahl der aufgenommenen Kinder jährlich 4000 sey. Ich wollte es nicht glauben, bis man mir im Hause selbst versicherte, daß dieses Jahr schon 1500 aufgenommen seyn. Rechnet man nun die Anzahl der Gebohrenen in Paris nach dem höchsten Anschlage auf 30000, so ist mehr wie das 8te Kind ein Findelkind. Welch ein Beweis für die Armuth der Stadt und zugleich für gesunkene Moralität! Die Kinder bleiben auf dem Lande bis in ihr 4tes oder 5tes Jahr, und werden, wenn sie zurückkommen, in einem andern großen Gebäude aufgenommen, das in der Fauxbourg St. Antoine liegt, wo wir unmittelbar von jenem hingiengen. Das Gebäude hat 2 Flügel, von denen der eine für die Mädchen, der andre für die Knaben bestimmt ist. Sie werden hier in der Religion pp. unterrichtet, und thun leichte Handarbeiten, die Kindern angemessen sind. Wir giengen die Säle durch und fanden, daß in allen eine Reinlichkeit herrschte, die man verlangen kann. Die Knaben bleiben hier bis zu ihrer ersten Communion und erlernen alsdann ein Handwerk; die Mädchen, bis sie einen Dienst finden. Jedes Kind hat hier sein eigenes Bett, und sie sind nach ihrem Alter in Classen abgetheilt.

cher au cœur d l'homme. Ce cruel abandon que combat la nature, annonce une foule de nécessiteux ; & ce fut de tout temps l'indigence qui causa la plupart des désordres trop généralement attribués à l'ignorance & à la barbarie des hommes.«

73 Mercier (wie Anm. 69), Band 2, S. 106: »Ce sage établissement a prévenu & empêché mille crimes secrets : l'infanticide est aussi rare qu'il étoit commun autrefois ; ce qui prouve que la législation change totalement les mœurs d'un peuple.«

Die Anzahl der hier befindlichen Kinder belief sich, sagte man uns, auf 700. Es müssen also, wenn man die Anzahl der jährlich gefundenen Kinder in Betrachtung zieht, noch andre Anstalten seyn, die ich nicht gesehen habe; denn daß die Mortalität unter den Kindern so stark seyn sollte, ist unglaublich.«

Am 9. Mai 1787 traf Heeren in Amsterdam »einen Landsmann, H. v. Lengerken[74], und erhielt zugleich durch ihn mehrere Nachrichten von Bremen, nebst der Broschüre, die dorten über den Magnetismus erschienen war. Aus allem sieht man, daß es jetzt toll in Deutschland hergehen muß!« (Cod. Ms. Heeren 15.) Schon durch einen Brief seines Vaters hatte er von den Auseinandersetzungen über den Magnetismus in Bremen erfahren. Auch auf seiner Reise dürfte ihm die Diskussion darüber nicht entgangen sein. Denn »wohin ein Bremer damals auf Reisen kam, erwartete ihn Hohn und Neckerei, und Bremen mit seinem verrufenen Magnetismus erschien als ein Ort, wo es noch kaum zu tagen anfing.«[75] Die Aufregung in Bremen um die geplante Berufung Johann Caspar Lavaters an die reformierte St. Ansgarii-Gemeinde[76] und die durch ihn in Bremen propagierte Anwendung des »tierischen Magnetismus«, muss einem Aufruhr gleichgekommen sein, wie es ihn seit der Reformation nicht mehr gegeben hatte.[77] Die Lehre des Mesmerismus, die in ihrer Anwendung einer Frühform der Hypnose gleichkam, hatte nach allgemeiner Meinung zwei jungen Bremer Frauen in schwerer Nervenkrankheit geholfen. Die Behandlung wurde durchgeführt von den Ärzten Wienholt und Olbers, wobei Wienholt ein überzeugter Verfechter des Magnetismus wurde, der die Behandlungsmethode in mehreren Publikationen beschrieb und propagierte. Im Deutschen Museum von 1787 distanzierte sich der anerkannte Wissenschaftler Olbers deutlich von den Theorien Mesmers, bezeugte aber die von ihm miterlebte Heilung von drei Patientinnen: »Ich will hiemit die letzten Fragen durchaus weder bejahen noch verneinen und fühle bis jetzt gar keinen Beruf, für den Magnetismus, noch weniger für irgend eine Theorie desselben öffentlich zu kämpfen. Ich bin bloß Augenzeuge der Erfahrung; man hat die Operazion, die man Magnetisiren nennt, bei drei Kranken angewandt, sie hat sonderbare Wirkungen hervorgebracht, und die Kranken sind dadurch besser geworden; [...]«[78]

74 Der Kaufmann Henry von Lengerke(n) wird erwähnt bei Andreas Schulz, Vormundschaft und Protektion, Eliten und Bürger in Bremen 1750 – 1880, München 2002, S. 192 u. 233.

75 Arnold Wienholt, Über die Heilkraft des thierischen Magnetismus 1802/3; zitiert nach: Friedrich Lüdecke, Lavater in Bremen, in: Brem. Jb. 20, 1902, S. 99.

76 Die Ansgarii Gemeinde wählte Lavater am 11. Mai 1786 zu ihrem dritten Prediger.

77 Vgl. Andreas Schulz, Stadtbürgertum und Wissensgesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert, in: Brem. Jb. 81, 2002, S. 41-54, hier 44; ders. (wie Anm. 74), S. 175-182. Die erbitterten Diskussionen z. B. im Hannoverischen Magazin, Jg. 1787 u. 88 passim, in der Berlinischen Monatsschrift, Jg. 1787 passim, und im Deutschen Museum 1788 sind bezeichnend für die aufgeheizte Stimmung.

78 Vgl. Wilhelm Olbers, Erklärung über die in Bremen durch den sogenanten Magnetismus, vorgenommenen Kuren, in: Deutsches Museum, Jg. 1787, Band 2, Leipig 1787, S. 296-312, hier S. 311.

Es waren die lutherischen Dompastoren[79], unter ihnen Johann David Nicolai[80], der in der Domschule Heerens Lehrer gewesen war, die in die Auseinandersetzung eingriffen.

Der Versuch, Lavater an die Ansgarii-Gemeinde nach Bremen zu berufen, und der nach etwa drei Jahren abflauende Streit um den Magnetismus, die beide im Grunde folgenlos blieben, zeitigt für uns Heutige einen interessanten Nebeneffekt. Die lokalgeschichtlich interessanten Publikationen dieser Zeit geben uns Einblick in die Mentalität der bremischen Bürger dieser Zeit, in ihr Selbstverständnis in einer freiheitlichen Handelsstadt. So schreibt etwa der Kaufmann Christian Lagemann an Lavater: »Kommen sie also, mein theuerster Herr Lavater, zu uns in diesen Niedersächsischen Canaan zu den einzigen Bremen, das in der Welt ist. Eine Republic und weltberühmte Handels & Hansee Stadt an der See, da alles genug und im Ueberfluss und zu billigen & niedrigen Preisen zu haben und die allergesundeste Luft stets bey uns herschet.«[81]

In einem Brief schreibt der Pastor Tiling: »Keinen Menschen haben wir zu fürchten, so lange wir den Gesetzen gehorchen und der Stadt und deren Obrigkeit treu und hold sind. Ein Allgemeiner Geist der Freyheit herrscht hier.«[82] In seinem Reisetagebuch durch Europa dokumentiert Arnold Hermann Ludwig Heeren, dass dieser Geist der Freyheit die Meßlatte ist, die er an ein Gemeinwesen anlegt. »Man bekommt von einem freyen Gemeinwesen keinen anschaulichen Begriff, wenn man nicht darin gelebt hat.«[83]

79 F. Lüdecke (wie Anm. 75), S. 99: »Man hätte erwarten sollen, dass die Behörden eingegriffen oder die bremischen Ärzte öffentlich Stellung [...] genommen hätten, [...] Kritik und Opposition kam vielmehr von einer ganz andern Seite, sie kam von den lutherischen Theologen und Philologen Bremens, die einem gemässigten Rationalismus huldigten und insofern schon Gegner Lavaters waren, die dem Spuk auf das schärfste entgegentraten.«

80 Vgl. Briefe von Johann Caspar Lavater und an Ihn und seine Freunde; betreffend Lavaters Ruf nach Bremen und die in Bremen versuchte Desorganisation zweyer junger Frauenzimmer nebst einem merkwürdigen Briefe J. C. Lavaters an den berüchtigten Teufelsbanner Joseph Gassner vom 3. May 1777, Leipzig u. Bremen 1787. Unter dem Namen eines Jocosus Gerontodidascalus Serius veröffentlichte der Bremer Domschullehrer Johann Georg Schilling die Schrift: S. C. Lappenbergs, Predigers zu Lesum, im Herzogthum Bremen, Apologie des Herrn Johann Caspar Lavaters, dessen Schwärmerey, Katholicismus, und des durch ihn in Bremen eingeführten Magnetismus. Nebst einem Anhange von einigen noch ungedruckten Briefen von und an J. C. Lavater, mit berichtigenden Anmerkungen, Bremen, Hamburg, Frankfurt u. Leipzig 1787.

81 Zitiert nach Lüdecke (wie Anm. 75), S. 82.

82 Zitiert nach Lüdecke (wie Anm. 75), S, 79; vgl. auch Arnold Diedrich Tidemann, Rückblick auf die Verfassung der freien Hansestadt Bremen, Bremen 1814, S. 8: »[...] das Wort Bürger sichert jedem bei uns seine Freiheit, nur das Gesetz allein legt ihr Zwang an [...]«

83 Heeren (wie Anm. 2).

Bremens Handel mit Shanghai von den Anfängen bis 1867

Von Heiko Herold

Von der Öffnung Shanghais bis zum Ende des Zweiten Opiumkrieges

Neben Canton, das bis zum Vertragsschluss von Nanking im Jahre 1842 der einzige für den Außenhandel geöffnete Hafen Chinas war, erlangte von den neuen Vertragshäfen[1] vor allem das bis dahin unbedeutende Shanghai in der Provinz Kiangsu eine bedeutungsvolle Stellung im europäischen und amerikanischen Chinahandel. Shanghai, Hongkong und Macao wurden für die westlichen Staaten in den 1850er Jahren die wichtigsten Handelsplätze an der chinesischen Küste[2], auch für Bremen. Im fruchtbaren und schon damals verhältnismäßig dicht besiedelten Jangtsedelta gelegen, am Zusammenfluss von Hwangpoo und Wusong, welche die Stadt mit dem Jangtse und dem Kaiserkanal verbinden, waren die Schifffahrtsverbindungen ins Landesinnere hier am günstigsten verglichen mit den anderen geöffneten Häfen[3]. Außerdem begünstigte die zentrale Lage der Stadt an der ostchinesischen Küste ihren Aufstieg zur Handelsmetropole, sowohl für den Außen- als auch den Binnenhandel, vor allem durch den zunehmenden Küstenverkehr ab Mitte der 1850er Jahre. Shanghais große Blütezeit aber begann erst mit der Öffnung verschiedener Jangtsehäfen für den Außenhandel nach dem Zweiten Opiumkrieg.[4] Von Anfang an folgte die gesamte »wirtschaftliche Entwicklung

1 Gemeint sind Shanghai, Fuhchau, Amoy und Ningpo.

2 Zwar beeinträchtigten die Auswirkungen des Taiping-Aufstandes Shanghais Handelsentwicklung, Canton wurde aber durch diesen Bürgerkrieg und den Zweiten Opiumkrieg wesentlich härter getroffen und konnte sich davon nicht wieder erholen. Hongkong und Macao, die nicht vom Taiping-Aufstand betroffen waren, profitierten vom Niedergang Cantons zunächst am meisten. Shanghais gewaltiger Boom setzte erst in den 1860er Jahren ein. Vgl. HKB Hb II 83, Bd. 3 (Handschriftlicher 62-seitiger Bericht »Allgemeines über den Betrieb des ausländischen Handels in China« von Focke aus dem Jahre 1874, S. 1ff.); Bernd Eberstein, Hamburg-China. Geschichte einer Partnerschaft, Hamburg 1988, S. 76f.; Hermann Wätjen, Die deutsche Handelsschiffahrt in chinesischen Gewässern um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Hansische Geschichtsblätter, 67./68. Jg. (1942/43), S. 222-250, hier S. 227-235; siehe auch: Jürgen Osterhammel, China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit, München 1989, S. 151 u. 479.

3 Berichte über Chinesische Handels-Verhältnisse, hrsg. v. Königlich Dänisches Ministerium, Hamburg 1865, S. 10.

4 Marie-Claire Bergère, Histoire de Shanghai, Paris 2002, S. 28-35; Adalbert Korff, Der direkte deutsch-chinesische Schiffahrtsverkehr von seiner Entstehung bis

Shanghais bis zur Gründung der Volksrepublik China [...] dem Muster imperialistischer Marktdurchdringung«[5].

Direkthandel

Die direkten bremischen Handelsbeziehungen mit Shanghai begannen im Sommer 1845[6], knapp zwei Jahre nach der Öffnung[7], als das Vollschiff »Pauline« der Firma »Johann Lange Sohn's Witwe & Co.«[8] unter dem Kommando von Kapitän Lamke auf einer Reise nach verschiedenen chinesischen und asiatischen Häfen dort Station machte; es kehrte Anfang 1846 von dieser Reise zurück nach Bremen. Zwar scheint der Begriff Direktfahrer nicht auf den ersten Blick gerechtfertigt, doch in dieser Zeit war es üblich, dass Schiffe im Handelsverkehr zwischen Europa und Asien nicht ausschließlich einen, sondern, vornehmlich aus Gründen der geschäftlichen Risikominimierung, mehrere Häfen in der Zielregion anliefen. Ein Küstenfahrer war die »Pauline« jedenfalls nicht, denn diese blieben meist viele Monate oder einige Jahre in

zum Ausbruch des Weltkrieges, (Diss.) Kiel 1922, S. 77 f.; Brunhild Staiger, Shanghais politische und kulturelle Entwicklung in historischer Perspektive, in: Shanghai. Chinas Tor zur Welt, hrsg. v. Institut für Asienkunde, Hamburg 1989, S. 18 - 51, hier S. 18; Wätjen, Handelsschiffahrt (wie Anm. 2), S. 224 - 235.

5 Erhard Louven, Shanghais wirtschaftliche und soziale Entwicklung, in: Shanghai. Chinas Tor zur Welt, hrsg. v. Institut für Asienkunde, Hamburg 1989, S. 73 - 111, hier S. 73.

6 Im »Verzeichnis der Reisen von Bremer Seeschiffen« ist nicht vermerkt, wann genau die »Pauline« sich in Shanghai aufgehalten hat. Es ist lediglich vermerkt, dass sie am 9. Mai 1845 von Singapore nach China gefahren und am 13. Oktober desselben Jahres von Shanghai kommend in Hongkong eingetroffen ist. Hinter Shanghai wurde noch in Klammern die Information »Hafen im nördl. China« hinzugefügt. Nicht zuletzt dieser, ansonsten im Verzeichnis unübliche Zusatzvermerk, ist ein Beleg dafür, dass bis dahin kaum jemand in Bremen Shanghai kannte und dass die »Pauline« das erste bremische Schiff war, das dort eingelaufen ist. Vgl. StAB 2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1. Wenige Monate zuvor, irgendwann zwischen Mitte November 1843 und Anfang Juli 1844, hatte das erste hamburgische und damit vermutlich das erste deutsche Schiff überhaupt in Shanghai angelegt. Vgl. E. Krüger, Anfänge deutscher Beziehungen nach Fern-Ost. Aus dem Manuskript einer »Geschichte des Deutschtums in Shanghai«, in: Wir Deutsche in der Welt, o.O. 1937, S. 97-104, hier S. 99.

7 Shanghai wurde am 17. November 1843 für den Außenhandel geöffnet, auch Canton und Ningpo wurden noch im gleichen Jahr geöffnet, Amoy und Fuhchau erst im Jahre 1844. Vgl. A. Nord, Die Handelsverträge Chinas, Leipzig 1920, S. 26; J.W. Maclellan, The Story of Shanghai. From the Opening of the Port to Foreign Trade, Shanghai 1889, S. 14.

8 Die im Jahre 1642 in Bremen gegründete Firma »Johann Lange Sohn's Witwe & Co.« widmete sich vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt der Reederei und war zeitweise im Besitz von zwölf Segelschiffen, die sie nach allen Kontinenten vercharterte, teilweise aber auch weltweit für eigene Rechnung befrachtete. Vgl. Jubiläumsschrift Ostasiatischer Verein Bremen e.V. 17. Januar 1901 – 17. Januar 1951, Bremen 1951, S. 40.

den (ost)asiatischen, hauptsächlich chinesischen Gewässern und transportierten im Auftrag verschiedener europäischer, amerikanischer und chinesischer Händler und Handelshäuser Waren zwischen den Vertragshäfen.[9]

Bremens Direkthandel mit China entwickelte sich, in Relation zu Hamburgs, nur sehr mäßig. Bis Ende der 1860er Jahre wurde der bremische Chinahandel fast vollständig indirekt über Großbritannien abgewickelt[10]. Der Direktverkehr zwischen Bremen und Shanghai von 1843 bis 1860 war völlig unbedeutend. Für diesen Zeitraum lassen sich nur zwei Schiffe nachweisen, die aus Shanghai in Bremen eintrafen, darunter ein hamburgisches. Vergleichbares gilt für den Handel in umgekehrter Richtung, also von Bremen nach Shanghai; im selben Zeitraum sind nur drei Schiffe[11] nachweisbar.[12]

Welche Waren von Shanghai nach Bremen importiert wurden, ist im Detail nicht nachvollziehbar, da die beiden Schiffe in China nicht nur Shanghai angelaufen hatten, bevor sie nach Bremen zurückgekehrt waren. Aber für das eine im Jahre 1854 aus China, genauer gesagt aus Canton und Shanghai in Bremen eingetroffene hamburgische (!) Schiff verzeichnet die Bremer Handelsstatistik als Ladung unter anderem größere Mengen an Tee und Seidenwaren, die vermutlich aus Shanghai kamen, denn neben Baumwolle waren Tee und Seide die Hauptexportartikel Shanghais[13]. Allerdings war in dieser Zeit auch Canton noch ein wichtiger Exporthafen für Tee und Seide, so dass

9 StAB 2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1; Beilage zur Weser-Zeitung Nr. 937 (9. Januar 1847); Max von Brandt, China und seine Handelsbeziehungen zum Auslande, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen, Berlin 1899, S. 36; Heide Ziegler, Bremens politische, ökonomische und soziokulturelle Beziehungen zu China bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Göttingen 2003, S. 243 ff.

10 Das gilt in der Gesamtbilanz auch für Hamburg. Vgl. Erhard Louven, Die frühen Wirtschaftsbeziehungen: Von den preußischen Handelskompanien bis zum Zweiten Weltkrieg, in: Deutsch-chinesische Beziehungen. Ein Handbuch, hrsg. v. Rüdiger Machetzki, Hamburg 1982, S. 30-37, hier S. 159.

11 In seiner Schiffsliste für das Jahr 1846 führt der britische Vizekonsul in Bremen, Benjamin Pearkes, nur zwei von Bremen nach Hongkong abgegangene Schiffe an, aber keines nach Shanghai. Vgl. StAB 2 – R.11.e.1. Bei einem der beiden handelt es sich um die bremische Brigg »Argo« (110 Lasten) unter dem Kommando von Kapitän Bremer. Diese lief im März 1846 von Bremerhaven nach Hongkong und anschließend nach Shanghai, wo sie im September desselben Jahres eintraf. Vgl. StAB 2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1. Dieses Schiff wurde in der obigen Aufzählung für Shanghai hinzugefügt.

12 Für die Jahre 1849 bis 1860 liegen offizielle Handelsstatistiken vor, für die Zeit davor musste auf andere Quellen zurückgegriffen werden: StAB 2 – R.11.e.1. (Liste von J. H. W. Smidt für 1841/42; Listen vom britischen Vizekonsul in Bremen, Benjamin Pearkes, für 1842 – 1850); StAB 2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1; Beilagen zur Weser-Zeitung Nr. 937 (9. Januar 1847) u. Nr. 125 (16. Januar 1848). Zur Geschichte der Handelsstatistik in Bremen siehe u. a.: Jahrbuch für die Amtliche Statistik des Bremischen Staates 1867, S. V-VIII; Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1863, S. Vf.

13 George Lanning, Samuel Couling, The History of Shanghai, Shanghai u. a. 1921, S. 408-423.

hier letztlich keine eindeutige Aussage möglich ist. Die restlichen Einfuhrgüter waren hauptsächlich Gewürze, Textilien und Papier, zu dieser Zeit noch typisch cantonesische Exportartikel.[14]

Auch über Bremens Export nach Shanghai lässt sich nichts Genaues sagen. Das im Jahre 1860 nach Shanghai abgegangene Schiff verließ Bremen laut Handelsstatistik ohne Fracht, machte aber einen Zwischenstopp in England, wo es vermutlich Kohlen an Bord nahm[15]. Auch das am 14. August 1857 von Bremen nach Shanghai abgegangene Schiff »Virgina« unter dem Kommando von Kapitän Franke fuhr via England. Zwar wurde das Schiff weder in der Handelsstatistik vermerkt[16], noch gibt die Auflistung des Schiffsmaklers Carl Klingenberg für das Jahr 1857 Auskunft über die Ladung des Schiffes[17], doch ist davon auszugehen, dass die »Virginia« Bremen ebenfalls ohne Fracht verließ und in England Kohlen an Bord nahm. Bremen mangelte es an Massenartikeln für die Ausfuhr, deshalb machten in den 1850er und 60er Jahren viele bremische Chinafahrer Station in Großbritannien, um dort in der Regel Kohlen aufzunehmen[18], damit sie nicht mit Ballast oder mit nur wenig Fracht nach China fahren mussten[19]. Nach Dieter Glade kann die Bremer Handelsstatistik ohnehin »kein genaues Bild des Güteraustausches mit dem Fernen Osten geben, weil sich die über englische und niederländische Häfen geführten Ein- und Ausfuhren meist der Kontrolle entziehen«[20].

Küstenhandel

Nach Aufhebung der Navigationsakte im Jahre 1849 war es auch bremischen Schiffen uneingeschränkt erlaubt, Waren aus Übersee und anderen europäischen Ländern nach Großbritannien und seinen Kolonien zu transportieren beziehungsweise Waren aus Großbritannien und seinen Kolonien nach Übersee und anderen europäischen Ländern zu verschiffen. Zwar durften zunächst auch weiterhin nur britische Schiffe in der britischen Küstenschifffahrt und im Handelsverkehr zwischen den britischen Kolonien eingesetzt werden, doch auch diese Bestimmungen und die restlichen Schutzzölle wurden bis 1860

14 Ebd., S. 226; Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1854, S. 155.
15 Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1860, S. 7.
16 Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1857, S. 181.
17 Carl Joh. Klingenberg, Bremens Schifffahrt von der Weser im Jahre 1857 von und nach aussereuropäischen Plätzen und Gewässern, sowie nach der Türkei, dem Schwarzen und dem Weißen Meere, Bremen 1858 (enthalten in: StAB R.11.e.1.).
18 Neben den bremischen Schiffen waren »ganze Seglerflotten [...] das Jahr hindurch damit beschäftigt, die Kohlendepots, die in den wichtigsten ostasiatischen Häfen eingerichtet waren, auf genügender Höhe zu halten«. Zitat aus: Korff (wie Anm. 4), S. 100.
19 Dieter Glade, Bremen und der Ferne Osten, Bremen 1966, S. 12-34; allgemein siehe auch: Korff (wie Anm. 4), S. 100 f. u. 112 f.; Helmuth Stoecker, Deutschland und China im 19. Jahrhundert. Das Eindringen des deutschen Kapitalismus, Berlin 1958, S. 44 f.
20 Glade (wie Anm. 19), S. 38.

aufgehoben. Spanien und die Niederlande folgten Großbritanniens Beispiel und ließen Anfang der 1850er Jahre ihre Handelsschranken ebenfalls fallen. Für Bremens Handel und Schifffahrt ergaben sich durch die Etablierung des Freihandels völlig neue Möglichkeiten in Asien. Der Handel mit Britisch-Indien, vor allem Bengalen, aber auch mit Niederländisch-Indien und den Philippinen wuchs in den 1850er und 60er Jahren kräftig an. Davon profitierte auch der Handel mit China, nur für indisches Salz und Opium sicherte Großbritannien seinen Händlern anfangs weiterhin Privilegien durch Sonderzölle für die Befrachtung ausländischer Schiffe.[21]

Wichtigster Stapelplatz für den Warenumschlag mit Asien und Australien war für die Bremer das britisch besetzte Singapore, welches schon 1822 zum Freihafen erklärt worden war und seitdem besonders den deutschen Handel in der Region angezogen hatte[22]. Das Vollschiff »Heloise« der Firma »Johann Lange Sohn's Witwe & Co.« beispielsweise, welches von Anfang der 1840er bis Anfang der 1850er Jahre im Asienhandel verkehrte, lag in dieser Zeit des Öfteren in Singapore und fuhr von dort aus mehrfach nach Canton[23].

Die chinesische Küstenfahrt bremischer Schiffe entwickelte sich, ähnlich wie der Direktverkehr, zunächst nur langsam[24]. Im Archiv der Handelskammer Bremen befindet sich ein Exemplar des im Jahre 1849 in London veröffentlichten Berichtes »Returns of the Trade of the various Ports of China, for the Years 1847 and 1848«[25]. In einer darin abgedruckten Schiffsliste des britischen Konsuls in Shanghai, Rutherford Alcock, sind für das Jahr 1848 drei in Shanghai angekommene und von dort wieder abgegangene bremische

21 Ebd., S. 27-33; Korff (wie Anm. 4), S. 98 ff.; Krüger, Anfänge (wie Anm. 6), S. 99; Ostasiatischer Verein Hamburg-Bremen zum 60jährigen Bestehen, Hamburg 1960, S. 69 ff.; Max Vosberg-Rekow, Das Britische Weltreich und der Deutsche Wettbewerb, 2. Auflage, Berlin 1898, S. 11-36, siehe auch: Einige Worte über China, die Philippinen und den Malayischen Archipel in ihren Handelsbeziehungen zu Deutschland, als Manuskript gedruckt, Hamburg 1845, S. 32-35.

22 Siehe Glade (wie Anm. 19), S. 32.

23 StAB 2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1; StAB 2 – T.6.m.16.e.4., S. 73; Ziegler (wie Anm. 9), S. 17 f. u. 103.

24 In anderen Regionen der Erde, beispielsweise Lateinamerika, war die Küstenfahrt ein Privileg einheimischer Schiffe, abgesichert durch entsprechende gesetzliche Regelungen. Solche Beschränkungen gab es in China nicht, weil die chinesische Regierung die wirtschaftliche Bedeutung der Küstenfahrt verkannte. Zwar hatte sie in den »Ungleichen Verträgen« den Ausländern nur gestattet, zwischen den Vertragshäfen, Hongkong und Macao zu verkehren, doch blühte bald der Schmuggel auf ausländischen, meist britischen und portugiesischen Schiffen zu zahlreichen nicht geöffneten Häfen. Die chinesische Regierung war nicht in der Lage, diesen Schmuggel zu unterbinden. Vgl. John King Fairbank, Trade and Diplomacy on the China Coast. The Opening of the Treaty Ports 1842–1854, Cambridge 1953, S. 323-328 u. 347-350; Louven, Wirtschaftsbeziehungen (wie Anm. 10), S. 159 f.; Stoecker (wie Anm. 19), S. 47.

25 Returns of the Trade of the various Ports of China, presented to the House of Commons by Command of Her Majesty, 1847-1848 (enthalten in: HKB Hb II 83, Bd. 1).

Schiffe verzeichnet[26]: die Brigg »Johanna Caesar« und die Vollschiffe »Pauline« und »Juliane«, mit einer Ladekapazität zwischen 170 und 370 britischen Tons. Alle drei kamen aus Hongkong, eines kehrte auch wieder dorthin zurück, zwei liefen nach Amoy. Im Jahre 1848 waren diese drei bremischen die einzigen deutschen Schiffe, die Shanghai anliefen. Der britische Konsul in Amoy, T. H. Layton, notierte, dass die »Johanna Caesar« am 12. September 1848 mit Ölkuchen beladen aus Shanghai eintraf, und am 26. November mit diversen Waren beladen nach Singapore weiterfuhr[27]. Welche Waren die »Pauline« und die »Juliane« transportierten, ist anhand des in Bremen, Hamburg und Lübeck vorhandenen Quellenmaterials nicht nachvollziehbar[28]. Zwei bremische Schiffe müssen Shanghai aber mit Ballast verlassen haben, zumindest ist in der entsprechenden Warentabelle nur ein bremisches Schiff in der Sammelkategorie verzeichnet, das Shanghai wieder mit Waren verlassen hat[29]. Anhand des »Verzeichnisses der Reisen von Bremer Seeschiffen«[30], das im Staatsarchiv Bremen für die Jahre 1845 bis 1849 und 1856 bis 1858 vorliegt, lässt sich nachvollziehen, dass die »Johanna Caesar« und die »Juliane« über viele Monate in der chinesischen Küstenfahrt tätig waren und zwischendurch auch des Öfteren andere asiatische Häfen angelaufen haben, hauptsächlich Singapore und Manila. Die »Pauline« hingegen war, wie bereits oben ausgeführt, ein Direktfahrer; sie unternahm in der zweiten Hälfte der 1840er Jahre mehrere Fahrten von Bremen nach Asien, auf denen sie meist auch Shanghai anlief. Allerdings kann die Reise vom 21. November 1847 bis 21. November 1848 unter dem Kommando von Kapitän Stelljes[31] nicht mehr als Direktfahrt bezeichnet werden, weil die »Pauline« 1847 mit dem Ziel Adelaide ausgelaufen war, dann mehrere Monate zwischen Adelaide, Singapore und verschiedenen chinesischen Häfen – unter anderem Shanghai – verkehrte, und schließlich erst ein Jahr später von Singapore nach Bremen zurückkehrte.[32]

Die chinesische Küstenfahrt bremischer Schiffe begann sich erst im Laufe der 1850er Jahre zu entfalten, ihren Höhepunkt erreichte sie schließlich in den 1860er Jahren. Zwar hatte hieran auch die Aufhebung der Navigationsakte großen Anteil, wesentlich wichtiger aber war, dass Hongkong nach seiner

26 Für das Jahr 1847 sind keine bremischen Schiffe verzeichnet. Vgl. ebd., S. 54.

27 Ebd., S. 99. Nach Ziegler fuhr die »Johanna Caesar« zurück nach Shanghai. Vgl. Ziegler (wie Anm. 9), S. 128. In der Rubrik »Zielhafen« seiner Schiffsliste vermerkte Layton »Ditto« (englisch für: ebenso) bei der »Johanna Caesar«, was sich allerdings nicht auf ihren Herkunftshafen, wie Ziegler annimmt, sondern auf den Zielhafen des zuvor in der Liste vermerkten Schiffes bezieht.

28 In Hamburg und Lübeck ist für die Jahre 1848 und 1849 überhaupt kein diesbezügliches Quellenmaterial vorhanden, in Bremen lediglich die o.g. britische Publikation.

29 Returns of the Trade of the various Ports of China 1847–1848 (wie Anm. 25), S. 130.

30 StAB 2–R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1 u. Bd. 2.

31 Stelljes hatte das Schiff im Juni 1846 von Kapitän Lamke übernommen. Vgl. StAB 2–R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1; vgl. außerdem StAB 2–T.6.m.16.e.4., S. 73 u. 98.

32 StAB 2–R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1; Returns of the Trade of the various Ports of China 1848 (wie Anm. 25), S. 128-132.

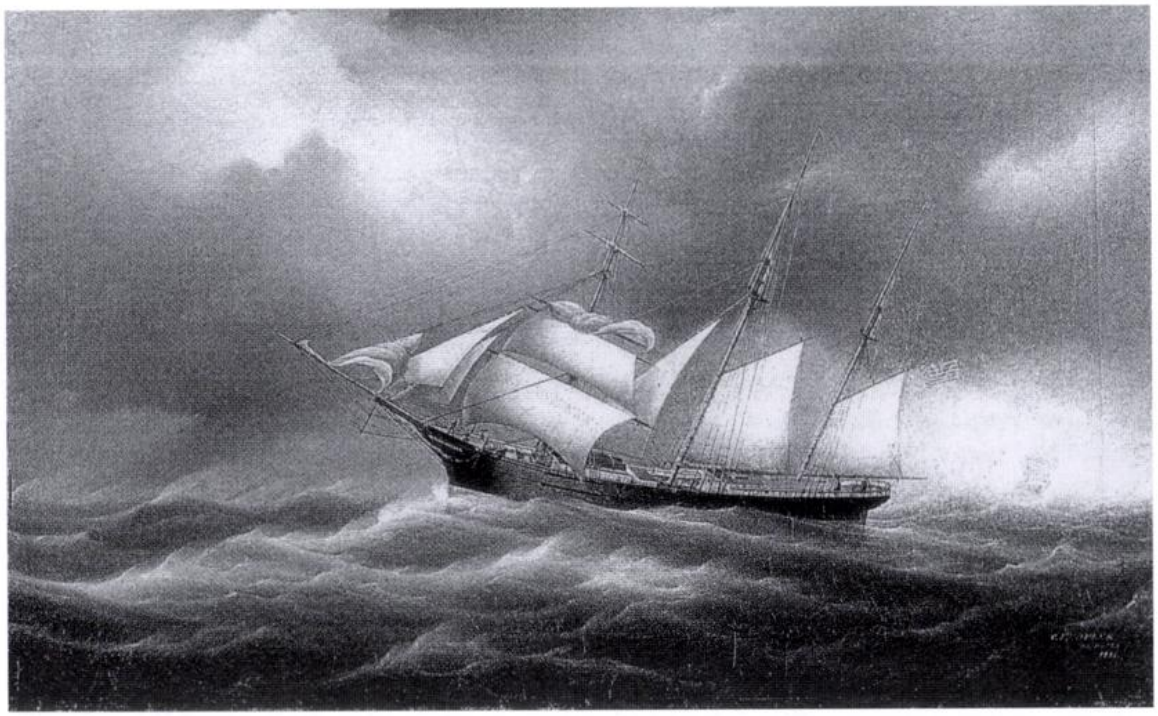


Abb. 1: Schonerbark »Fritz & Anton«. Das Schiff wurde 1861 bei F. W. Mencke in Bremerhaven für die chinesische Küstenfahrt gebaut und 1872 nach Amoy (China) verkauft. Gemälde von C. Fedeler, 1861, Focke-Museum.

Besetzung durch Großbritannien zum Freihafen erklärt wurde. Hongkong wurde darauf binnen weniger Jahre zum Zentrum des europäisch-amerikanischen Transitverkehrs nach den chinesischen Vertragshäfen und somit auch zum Mittelpunkt der hanseatischen Küstenfahrt in China; dabei war der hamburgische Anteil dem bremischen stets überlegen.[33] Sichtlich beeindruckt heißt es in einem Bericht der preußischen Ostasienexpedition (1860–1862) über die britische Kolonie:

> »Hongkong trägt durchaus das Bild einer rastlosen Tätigkeit, es ist der Knotenpunkt für den Verkehr nach dem Norden China's [und damit auch nach Shanghai, Anm. d. Verfassers]; fast alle Schiffe, die von Europa kommen, um in den chinesischen Gewässern und Häfen Verwendung zu finden, laufen zunächst in Hongkong ein, und obschon die Stadt selbst nur geringen Eigenhandel hat, so geht doch der größte Teil des Verkehrs durch ihre Hände«[34].

33 Eberstein, Hamburg (wie Anm. 2), S. 167-170; Ostasiatischer Verein Hamburg-Bremen zum 60jährigen Bestehen (wie Anm. 21), S. 73 f.; Stoecker (wie Anm. 19), S. 44 - 48; Ziegler (wie Anm. 9), S. 128 f. u. 243.

34 Zit. nach: Hong Kong, der Treff der westlichen Welt mit China 1841 bis 1997, hrsg. v. Ostasiatischer Verein Bremen e.V., Bremen 1997, S. 14.

Auch in Shanghai liefen schon in den 1840er Jahren einige bremische Schiffe aus Hongkong und in den 1850er Jahren, nach Aufhebung der Navigationsakte, aus anderen britischen Besitzungen in Australasien ein, jedoch bis 1860 nicht eines aus Niederländisch-Indien oder von den Philippinen. Die schon erwähnten Segler »Johanna Caesar«, »Pauline« und »Juliane« waren die ersten bremischen Schiffe, die nachweislich von Hongkong nach Shanghai liefen[35], außerdem die Brigg »Argo«[36]. Danach ist erst wieder für das Jahr 1851 ein bremisches Schiff belegt, das von Hongkong nach Shanghai lief: Im Sommer 1852 berichtete der hamburgische Konsul in Shanghai, William Hogg[37], dem Hamburger Senat über die seit Juli 1851 in Shanghai angekommenen und von dort abgegangenen hanseatischen Schiffe und verzeichnete in seiner Auflistung neben fünf hamburgischen zwei bremische Schiffe. Demnach war zunächst am 12. Juli 1851 die »Heloise« unter dem Kommando von Kapitän Droste von Hongkong kommend in Shanghai eingelaufen und nur eine Woche später, am 19. Juli, die von Singapore kommende »Johanna Caesar« unter dem Kommando von Kapitän Elberfeld[38]. Als Ladung ist bei beiden »Sundries« (englisch für: diverse Waren) vermerkt, beide liefen am 29. Juli mit Ballast aus nach Amoy.[39]

Der gesamte bremische Handel mit Shanghai blieb in der ersten Hälfte der 1850er Jahre bescheiden. Zwischen dem 1. Juli 1851 und Anfang Oktober 1855 liefen insgesamt nur neun bremische Schiffe in Shanghai ein[40]. Fast alle

35 Das vermutlich erste bremische Schiff, das überhaupt zwischen Hongkong und Shanghai verkehrte, war das Vollschiff »Pauline«. Wie dem »Verzeichnis der Reisen von Bremer Seeschiffen« zu entnehmen ist, lief es am 13. Oktober 1845 von Shanghai kommend in Hongkong ein, dann vier Tage später weiter nach Whampoa, dem vorgelagerten Hafen von Canton. Vgl. StAB 2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1.

36 Die »Argo« unternahm im Jahre 1846 eine Reise nach Hongkong und Shanghai. Vgl. StAB 2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1; siehe auch Anm. 11.

37 William Hogg wurde am 29. Januar 1855 auch zum bremischen Konsul in Shanghai ernannt. Siehe Heiko Herold, Die Anfänge der konsularischen Vertretung Bremens in Shanghai, in: Brem. Jb., hrsg. v. Staatsarchiv Bremen, Bd. 83, Bremen 2004, S. 70 - 86, hier S. 77 f.

38 Hogg anglisierte (unter anderem) den Namen dieses Kapitäns in seiner Liste zu »Captain Elberfield«. Vgl. CHH Consulats-Berichte 1852 (Schiffsliste des Konsuls Hogg in Shanghai vom 16. August 1852).

39 Ebd.; Eberstein, Hamburg (wie Anm. 2), S. 92 f.; Ziegler (wie Anm. 9), S. 111; siehe auch: StAB 2 – C.24.b.1. (Schiffsliste von Pustau für 1851).

40 Es ist nicht auszuschließen, dass in diesem Zeitraum noch weitere bremische Schiffe Shanghai anliefen. Die sich in der Commerzbibliothek der Handelskammer Hamburg befindenden, in Sammelbänden geordneten Konsulatsberichte weisen im Falle von Shanghai eine Lücke in den Schiffslisten für den Zeitraum 1. Juli 1852 bis 11. Juli 1854 auf. Vgl. CHH Consulats-Berichte 1852 – 1856. Auch in der entsprechenden Akte des Staatsarchivs Hamburg sind keine Schiffslisten für diesen Zeitraum dokumentiert. Vgl. StAH Senat Cl.VI, No. 14 a, Vol. 2, Fasc. 2 c. Ein bremisches Konsulat bestand zu dieser Zeit noch nicht. Nach Prüfung der Bremer Handelsstatistik, der Berichte anderer bremischer Konsuln im Fernen

kamen von anderen chinesischen oder asiatischen Häfen, abgesehen von der Bark »Auguste & Meline«, die im Dezember 1854 von Sydney kommend in Shanghai einlief. Informationen über die Ladung liegt für fünf Schiffe vor: Wie bei der »Heloise« und der »Johanna Ceasar« im Juli 1851, wurde auch bei der »Orestes« (eingelaufen am 24. Februar 1855 von Hongkong) und der »Greta« (eingelaufen am 6. März 1855 von Canton) Diverses als Ladung verzeichnet, die »Auguste & Meline« kam mit Ballast. Sowohl die »Auguste & Meline« (ausgelaufen am 6. Januar 1855) als auch die »Orestes« (ausgelaufen am 4. April 1855) transportierten Seide und Tee nach London, die »Greta«[41] (ausgelaufen am 20. März 1855) brachte Re-Exportwaren[42] nach Hongkong.[43]

In der zweiten Hälfte der 1850er Jahre verzeichnet die bremische Handelsstatistik kein einziges aus Shanghai in Bremen angekommenes oder von Bremen nach Shanghai abgegangenes Schiff. Zwar bestand ab 1855 ein bremisches Konsulat in Shanghai, der Schiffsverkehr wurde aber erst ab 1861

Osten und der Literatur ließ sich nachvollziehen, dass mindestens ein bremisches Schiff in diesem Zeitraum Shanghai angelaufen hat, das in der obigen Aufzählung hinzugefügt wurde. Vgl. Krüger, Anfänge (wie Anm. 6), S. 100; folgende Akten und Statistiken wurden eingesehen, brachten aber keine Hinweise auf mögliche im o.g. Zeitraum in Shanghai eingelaufene bremische Schiffe: HKB II 18 b; HKB II 83, Bd. 1; StAB 2 – C.4.b.6.c.1. (Konsulat in Kalkutta); StAB 2 – C.4.b.6.c.1. (Konsulat in Singapore); StAB StAB 2 – C.4.b.6.c.3. (Konsulat in Akyab); StAB 2 – C.24.b.1. (Konsulat in Canton); StAB 2 – P.7.c.2. M.11 (Konsulat in Manila); Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1852 – 1854.

41 Wie einem Bericht der Weser-Zeitung vom 30. November 1855 zu entnehmen ist, wurde die »Greta« am 1. August 1855 an der ostsibirischen Küste von einem britischen Kriegsschiff aufgebracht und als Prise genommen, weil sie schiffbrüchige russische Marinesoldaten von Japan aus nach Sachalin transportierte. Sie wurde ein Opfer des Krimkrieges, in dessen Rahmen britische und französische Kriegsschiffe auch im japanischen und ochotskischen Meer operierten. Vgl. China. (Die Aufbringung der Brig Greta), in: Weser-Zeitung Nr. 3727 (30. November 1855); Wilhelm Treue, Der Krimkrieg und seine Bedeutung für die Entstehung der modernen Flotten, Herford 1980, S. 114 - 118.

42 Re-exportiert wurden alle möglichen Güter, hauptsächlich Textilien und Nahrungsmittel. Vgl. exemplarisch: Returns of the Import and Export Trade, carried on under Foreign Flags, at the Port of Shanghai, hrsg. v. Superintendent of Customs at Shanghae, 1859 (enthalten in: CHH Consulats-Berichte 1860); Shanghai [Handelsstatistik], in: China. Handels-Statistik der Vertragshäfen für die Periode 1863 – 1872, zusammengestellt für die österreichisch-ungarische Welt-Ausstellung Wien 1873, veröffentlicht auf Veranlassung des General-Inspectors der chinesischen See-Zollverwaltung, Schanghai 1873, S. 19 - 22, Tab. 6 u. 7. Zum Prinzip der Re-Exporte im Chinahandel siehe: Fairbank (wie Anm. 24), S. 313 - 322.

43 CHH Consulats-Berichte 1851 – 1856 (Schiffsliste des Konsuls Hogg in Shanghai vom 16. August 1852); Custom-House Return of Shipping at the Port of Shanghae, 12.07. – 31.12.1854; Return of Foreign Shipping at the Port of Shanghae, hrsg. v. Office of Maritime Customs, 01.01. – 30.06.1855; Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1852 – 1854; Shipping in China Waters. Merchant Vessels, in: Overland China Mail, Jg. 11 (1855), Nr. 119, S. 476 (enthalten in: StAB 2 – C.24.a.1.) ; Krüger, Anfänge (wie Anm. 6), S. 100.

dokumentiert; auch in den Konsulatsberichten für Hamburg und Lübeck finden sich keine Schiffslisten mit Angaben über den bremischen Schiffsverkehr mit Shanghai für die zweite Hälfte der 1850er Jahre[44]. Trotzdem hatte der Bremer Senat auch Informationen über diejenigen bremischen Schiffe, die Shanghai im Rahmen der chinesischen Küstenfahrt anliefen, wenn auch sicher keine vollständigen, und zwar durch die Berichte seiner anderen in Asien stationierten Konsuln. Einige von ihnen fertigten Schiffslisten an oder schickten entsprechende gedruckte, teilweise vor Ort publizierte Übersichten, die dem Senat Auskunft darüber gaben, woher die in dem jeweiligen Hafen eingelaufenen bremischen Schiffe kamen, wohin sie weiterfuhren und welche Ladung sie mit sich führten. Solche Schiffslisten, die auch Auskunft über den bremischen Handelsverkehr mit Shanghai geben, sind für die zweite Hälfte der 1850er Jahre nur in den Konsulatsakten von Canton[45] (1859) und Hongkong[46] (1858–1860) vorhanden[47].

Zwar stellte sich einem Marktbericht der Firma »Siemssen & Co.« für Shanghai vom 5. November 1856 zufolge »einige Frage nach kleinen Schiffen

44 Vgl. AHL ASA E Ü 2; CHH Consulats-Berichte 1855–1860; StAB 2 – C.24.b.2; StAH Senat Cl.VI, No. 14 a, Vol. 2, Fasc. 2 c; William Hogg war Ende 1854 nach Großbritannien zurückgekehrt, woraufhin die Senate der Hansestädte seinen Bruder James zu seinem Substituten ernannten. James Hogg aber vernachlässigte seine Ämter und kümmerte sich lieber um seine eigenen Geschäfte, weshalb er schließlich 1859 von Hamburg, 1861 dann auch von Bremen und Lübeck entlassen wurde. Siehe Herold, Anfänge (wie Anm. 37), S. 79 f.

45 StAB 2–C.24.b.1. (Schiffsliste für 1859). Das Konsulat wurde 1851 errichtet.

46 StAB 2–C.4.b.6.c.5. (Schiffslisten für 1858 u. 1859); HKB Hb II 18 b (Schiffsliste für 1860). Das Konsulat wurde 1856 errichtet.

47 Ausgewertet wurden alle Akten der bremischen Konsulate, die bis 1860 im asiatischen Raum errichtet wurden, und die entsprechenden Bestände im Archiv der Handelskammer Bremen, außerdem das »Verzeichnis der Reisen von Bremer Seeschiffen 1856–1858« (StAB 2–R.11.p.3.b.1.b., Bd. 2). In folgenden Konsulatsakten waren keine oder keine verwertbaren Schiffslisten für die Jahre 1855 bis 1860 vorhanden: HKB II 83, Bd. 1; HKB Hb II 87, Bd. 1, 3 u. 4; StAB 2–C.4.b.6.c.1. (Konsulat in Kalkutta, 1851 errichtet); StAB 2–C.4.b.6.c.2 (Konsulat in Singapore, 1844 errichtet); StAB 2–C.4.b.6.c.3. (Konsulat in Akyab, 1853 errichtet); StAB 2–C. 4.b.6.c.4. (Konsulat in Bombay, 1856 errichtet); StAB 2–C.4.b.6.c.6. (Konsulat in Madras, 1858 errichtet); StAB 2–C.4.b.6.c.7. (Konsulat in Penang, 1859 errichtet); StAB 2–C.4.b.6.c.8. (Konsulat in Bassein, 1859 errichtet); StAB 2–C.4.b.6.c.9. (Konsulat in Rangoon, 1859 errichtet); StAB 2–C.33.a. u. 2–C.33.b. (Akten über Bremens Beziehungen mit Siam, 1858 wurde ein Konsulat in Bangkok errichtet); StAB 2 – P.7.c.2.B.8. (Konsulat in Batavia, 1851 errichtet) StAB 2 – P.7.c.2.M.11 (Konsulat in Manila, 1852 errichtet). Die zahlreichen Berichte der Konsuln in den o.g. Konsulatsakten konnten im Rahmen dieser Arbeit nicht ausgewertet werden. Eine Übersicht der bremischen Konsulate und Konsuln im Fernen Osten enthält: Glade (wie Anm. 19), S. 151 ff.; siehe auch: Antjekathrin Graßmann, Hanse weltweit? Zu den Konsulaten Lübecks, Bremens und Hamburgs im 19. Jahrhundert, in: Ausklang und Nachklang der Hanse im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Antjekathrin Graßmann, Trier 2001, S. 43-65, hier S. 58-65.

für die Küstenfahrt ein«[48], bremische Schiffe aber vermochten kaum davon zu profitieren. Nach dem »Verzeichnis der Reisen von Bremer Seeschiffen« machten im Jahre 1856 nur die Barken »Auguste & Meline« (13. Februar)[49], »Solono« (Ende Juli)[50] und »Bertha« (13. Dezember)[51] sowie die Brigg »Auguste« (Ende Juni / Anfang Juli)[52] in Shanghai Station, im Jahr darauf nicht ein einziges[53]. Allerdings ist das Verzeichnis nicht vollständig. So sind beispielsweise auch für das Jahr 1858 keine Schiffsankünfte in Shanghai vermerkt. Konsul Ludwig Wiese in Hongkong aber meldete für das Jahr 1858 den Abgang von sieben Schiffen nach Shanghai: das Vollschiff »Aristides« (3. August), die Barken »Richard Cobden« (24. Juli), »Bertha« (29. August), »Clio« (23. November), »Diana« (1. Dezember) und »Vom Stein« (17. Dezember) sowie die Brigg »Ocean« (15. April). Vier hatten diverse Waren geladen, zwei Kohlen und eines Reis. Außerdem traf am 10. Dezember 1858 die Bark »Bertha«, beladen mit diversen Waren, von Shanghai kommend in Hongkong ein. Für 1859 verzeichnete Wieses Stellvertreter nur vier nach Shanghai abgegangene Schiffe, allesamt beladen mit diversen Waren: die Barken »Orestes« (20. Januar)[54], »Marie« (18. Mai), »Lina« (1. Mai) und »General Jacobi« (15. Oktober). Drei Schiffe trafen im Laufe des Jahres 1859 aus Shanghai in Hongkong ein: die Barken »Maria« (18. Oktober) und »Orestes« (17. November) sowie das Vollschiff »Europa« (3. Mai). Konsul Woldemar Nissen in Canton verzeichnete für 1859 zwar keine aus Shanghai in Whampoa angekommenen, dafür aber insgesamt fünf nach dort abgegangene Schiffe: die Barken »Orestes« (10. Januar)[55], »Reinhard« (21. April), »Lina« (11. Juni) und »Diana« (29. Juni) sowie das Vollschiff »Europa« (31. Juli), alle beladen mit diversen Waren. Schließlich liegt noch eine Schiffsliste aus Hongkong für 1860 vor. Abgänge nach Shanghai sind darin nicht vermerkt, aber zwei bremische Schiffe, die von Shanghai kommend in Hongkong einliefen: die Barken »Ocean Child« (22. Januar) und »General Jacobi« (5. April), beide beladen mit diversen Waren. Allein anhand dieser wenigen Schiffslisten war für den Bremer Senat die Stagnation des bremischen Handelsverkehrs mit Shanghai Ende der 1850er Jahre offensichtlich. Der hauptsächliche Grund dafür war der Taiping-Aufstand, welcher von Mitte der 1850er bis Anfang der 1860er Jahre in großen Teilen Chinas den Handelsverkehr massiv störte und teilweise zum Erliegen brachte.

48 HKB Hb II 83, Bd. 1.
49 StAB 2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 2, S. 87.
50 Ebd., S. 267.
51 Ebd., S. 104.
52 Ebd., S. 174.
53 Ebd.
54 Die »Orestes« hatte Whampoa / Canton am 10. Januar 1856, beladen mit diversen Waren, in Richtung Shanghai verlassen, machte dann aber fünf Tage später einen Zwischenstopp in Hongkong. Von dort aus fuhr sie schließlich am 20. Januar weiter nach Shanghai. Vgl. StAB 2 – C.24.b.1.; StAB 2 – C.4.b.6.c.5.
55 Siehe Anm. 54.

Für die von oder nach Shanghai fahrenden Schiffe ist des Öfteren der Begriff »Diverses« als Bezeichnung für die Ladung vermerkt, nicht nur bei bremischen Schiffen. Ab und zu finden sich auch die Bezeichnungen »Kaufmannsgüter«, »Kaufmannschaften« oder »General«[56]. In den Anfangsjahren des Chinahandels, als man die Bedürfnisse des chinesischen Marktes noch nicht recht einzuschätzen vermochte, beluden viele deutsche Händler ihre Schiffe fast ausschließlich in Spekulationsfahrt[57] mit Warenmustern oder verschiedensten Waren, von denen sie sich ein gutes Geschäft versprachen[58]. Die sächsischen Kaufleute Carlowitz und Harkort beispielsweise, die sich im November 1843 auf einem bremischen Segler von Bremerhaven aus über Singapore auf den Weg nach Canton machten[59] und dort am 1. Januar 1846 das Handelshaus »Carlowitz, Harkort & Co.« gründeten, nahmen »Web-, Wirk- und Eisenwaren aller Art«[60] mit, die sie erfolgreich in Canton verkaufen konnten. Zwar verringerte sich der Anteil der Spekulationsfahrt ab Ende der 1850er Jahre stetig zugunsten der Auftragsfahrt, doch galt weiterhin: Wenn in den Schiffslisten für Ladung »Diverses« vermerkt wurde, dann konnte im Prinzip jedes erdenkliche Handelsgut in relativ kleinen Mengen geladen sein. Die Ladungsbezeichnung »Diverses« in den Schiffslisten der Konsuln ist aber keinesfalls gleichzusetzen mit der Rubrik »Diverses« in den Handelsstatistiken der chinesischen Seezollverwaltung, die ab 1859 regelmäßig veröffentlicht wurden, aber erst 1868 eine einheitliche Form erhielten[61]. Darin wurden nur vier Warengruppen unterschieden: Opium, Textilwaren, Metalle und – Diverses[62]. Unter der Ladungsbezeichnung »Diverses« in den Schiffslisten

56 Diese Bezeichnungen finden sich bei den Konsulatsberichten aus Shanghai erst in den Schiffslisten von Konsul Heinsen und seinem Stellvertreter Schwemann in den 1860er Jahren. Vgl. StAB 2 – C.24.b.2. (Schiffslisten für 1861, 1863, 1864 und 1867); HKB Hb II 83, Bd. 2 (Schiffslisten für 1862 und 1865).

57 Erst in späteren Jahren wurden vermehrt Auftragsfahrten für in China ansässige Firmen durchgeführt, sowohl in der Direktfahrt als auch im Küstenverkehr. Siehe Dagmar Bechtloff, Bremer Kaufleute im Asienhandel während des 19. Jahrhunderts, in: Bremen – Ostasien. Eine Beziehung im Wandel, hrsg. v. Hartmut Roder, Bremen 2001, S. 44 - 53; hier S. 45 f.; Glade (wie Anm. 19), S. 35; Ziegler (wie Anm. 9), S. 243 - 248.

58 Oftmals wurden auch weitere asiatische Häfen angelaufen, beispielsweise Singapore, Batavia und Manila. Vgl. Korff (wie Anm. 4), S. 94 f.

59 Siehe Arend Vollers, 100 Jahre Ostasiatischer Verein Bremen – Rückblick und Ausblick, in: Bremen – Ostasien. Eine Beziehung im Wandel, hrsg. v. Hartmut Roder, Bremen 2001, S. 23 - 42, hier S. 26.

60 Theodor Bohner, Der deutsche Kaufmann über See. Hundert Jahre deutscher Handel in der Welt, Berlin 1939, S. 345.

61 Wilhelm von Kries, Seezollverwaltung und Handelsstatistik in China, Jena 1913, S. 47.

62 Dr. Wilhelm von Kries, der viele Jahre als Assistent in der Seezollverwaltung Chinas arbeitete, gibt in seiner Publikation »Seezollverwaltung und Handelsstatistik in China« aus dem Jahre 1913 einen Überblick über die unter »Diverses« zusammengefassten Waren, der sich zwar auf die Einfuhren des frühen 20. Jahrhunderts bezieht, aber dennoch Rückschlüsse auf die Variabilität der unter diesem Begriff zusammengefassten Ladung auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhun-

der Konsuln sind aber sehr wohl auch Anteile von Opium, Textilien und Metallwaren subsumiert worden.[63]

Nach Hermann Entholt hat es sich »im Jahrzehnt von 1847 bis 1857 [...] entschieden, dass Bremen eine Welthandelsstadt werden sollte. Die politischen Erschütterungen der Zeit von 1848, die hier besonders heftig waren, haben dabei kaum einen hemmenden Einfluss geübt«[64]. Tatsächlich begann Bremen in den 1840er und 50er Jahren Handelsbeziehungen mit allen Regionen der Erde zu knüpfen, wofür, wie schon erwähnt, die Aufhebung der Navigationsakte und die allgemeine Durchsetzung des Freihandels wesentliche Bedingungen waren. Zwar blieb in diesen Anfangsjahren und auch darüber hinaus der Handelsverkehr mit Nordamerika das Hauptgeschäft des bremischen Überseehandels, begründet vor allem durch die umfangreiche Auswanderung über Bremerhaven[65], aber jetzt wurden zusätzliche Verbindungen nach Asien, Afrika, Australien, Südamerika und in die Südsee geknüpft. Die Konzentration des bremischen Überseehandels auf die Vereinigten Staaten von Amerika wirkte sich auch auf Bremens Handelsbeziehungen mit China aus, denn nach Friedrich Prüser erschlossen sich die Bremer Kaufleute ihre neuen Gebiete von Ost nach West[66]. Diese Richtung sei

> »seit Aufnahme des Amerikaverkehrs die bestimmende für den bremischen Handel; sie läßt sich auch in seiner weiteren Ausdehnung verfolgen. So merkwürdig es auch klingt: China erreichte man mit den ersten tastenden Versuchen des neunzehnten Jahrhunderts auf diesem Wege, mehr um das Kap Hoorn als um das Kap der Guten Hoffnung«[67].

derts zulässt. Vgl. Ebd., S. 64. Die chinesische Seezollstatistik weist jedoch einige Mängel auf, so dass sie nur eingeschränkt verwertbar ist. Das gilt in besonderem Maße für die Anfangsjahre. Siehe ebd., S. 66-100; siehe außerdem Nord (wie Anm. 7), S. 88 f.

63 Kries (wie Anm. 61), S. 17-66; Bohner (wie Anm. 60), S. 337-357; Glade (wie Anm. 19), S. 35; Ziegler (wie Anm. 9), S. 105 u. 197; Hermann Wätjen, Der Fremdhandel in China nach dem Opiumkriege, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 19 (1923), S. 1-10, hier S. 10.

64 Hermann Entholt, Bremens Handel, Schiffahrt und Industrie im 19. Jahrhundert (1815 – 1914), in: Die deutsche Wirtschaft und ihre Führer, hrsg. v. Kurt Wiedenfeld, Bd. 5: Otto Matthies, Hermann Entholt, L. Liechtweiss, Die Hansestädte Hamburg / Bremen / Lübeck, Gotha 1928, S. 129-244, hier S. 166.

65 Siehe u. a. Glade (wie Anm. 19), S. 39; Walther Vogel, Die Deutschen als Seefahrer. Kurze Geschichte des deutschen Seehandels und Seeverkehrs von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hamburg 1949, S. 186 f.

66 Siehe auch Bechtloff (wie Anm. 57), S. 45; Graßmann (wie Anm. 47), S. 46. Eine wichtige Rolle im bremischen Seeverkehr zwischen China und den Vereinigten Staaten spielte das Königreich der Hawaiischen Inseln, mit dem Bremen am 7. August 1851 als erstem Staat im pazifischen Raum einen Vertrag schloss. Vgl. Graßmann (wie Anm. 47), S. 46; Jürgen Prüser, Die Handelsverträge der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg mit überseeischen Staaten im 19. Jahrhundert, Bremen 1962, S. 65 f.

67 Friedrich Prüser, Vom Bremer Überseekaufmann, Bremen 1940, S. 47.

Dass bremische Schiffe auch direkt zwischen Shanghai und den Vereinigten Staaten verkehrten, vor allem mit New York und San Francisco, belegen nicht zuletzt die Schiffslisten der Konsuln aus den 1860er Jahren[68].

Weshalb aber entwickelte sich der bremische Chinahandel, speziell der mit Shanghai, in den 1840er und 50er Jahren nur langsam? Dafür gibt es drei wesentliche Gründe:

1. Der Hauptgrund dafür war die Zersplitterung und damit die Machtlosigkeit Deutschlands. Bremen verfügte nicht über eine eigene, schlagkräftige Flotte wie beispielsweise die Briten und Amerikaner, um seine Interessen durchzusetzen. Gleiches galt für die übrigen deutschen Staaten. Auch die Bremer konnten sich deshalb in China zunächst nur im Schatten der Großmächte bewegen und waren auf ihr Wohlwollen angewiesen. Dass überhaupt erfolgreiche Handelsbeziehungen mit China nach dem Ersten Opiumkrieg aufgebaut werden konnten, verdankten die Bremer in erster Linie der Gleichstellungsklausel im Vertrag von Hoomunchai.[69]

2. Die britische Handelskonkurrenz war besonders in den ersten Jahren nach dem Vertragsschluss von Nanking noch zu erdrückend. Spekulationsfahrten im Rahmen von Direktfahrt waren kostspielig und riskant, so dass der Handelsverkehr mit China vielfach indirekt über Großbritannien abgewickelt wurde. Zudem war es in der Regel für bremische Händler günstiger, chinesische Waren in Großbritannien einzukaufen. Auch verfügte Bremen nicht über geeignete Massenartikel zur Ausfracht, so dass selbst noch in den 1860er Jahren fast alle von Bremen nach China, also auch nach Shanghai abgehenden Schiffe ihre Ladung, meist Kohlen, erst in Großbritannien aufnahmen.[70]

3. Schließlich beeinträchtigte der Taiping-Aufstand (1851–1864)[71], der »größte Bürgerkrieg des [19.] Jahrhunderts«[72], in den 1850er Jahren die generelle Entwicklung Shanghais und auch den bremischen Handel mit der Stadt. 1852/53 marschierten die Rebellen den Jangtse hinauf und erstürmten Nanking. Die Chinesenstadt von Shanghai aber fiel nicht in die Hände der Taipings, sondern wurde im September 1853 von der Triaden-Organisation »Kleine Schwerter« besetzt. Die abgegrenzten Ausländersiedlungen wurden

68 Siehe StAB 2 – C.24.b.2. (Schiffslisten für 1861, 1863, 1864 und 1867); HKB Hb II 83, Bd. 2 (Schiffslisten für 1862 und 1865).

69 Ostasiatischer Verein Hamburg-Bremen zum 60jährigen Bestehen (wie Anm. 21), S. 56-59.

70 Glade (wie Anm. 19), S. 29-39.

71 Im Rahmen dieses Beitrags ist eine umfassende Darstellung des Taiping-Aufstandes nicht möglich, deshalb sei hier auf folgendes Standardwerk verwiesen: Franz Henry Michael, Chang, Chung-Li, The Taiping Rebellion. History and Documents, 3 Bde., Seattle u. a. 1966–1971; siehe außerdem J. S. Gregory, Great Britain and the Taipings, London 1969.

72 Herbert Franke, Rolf Trauzettel, Das Chinesische Kaiserreich, 12. Auflage, Frankfurt a. M. 1999, S. 315. Dem Taiping-Aufstand fielen schätzungsweise 20 Millionen Menschen zum Opfer.

von einem Freiwilligenkorps erfolgreich verteidigt. Doch durch die Sperrung des Jangtse war Shanghai einige Zeit vom chinesischen Binnenmarkt abgeschnitten, was den internationalen Handel empfindlich traf[73]. Zwar konnten die Triaden schon im Februar 1855 wieder aus der Stadt vertrieben werden, aber die meisten Jangtse-Häfen blieben bis Anfang der 1860er Jahre in der Hand der Taipings, so dass der für Shanghai so wichtige Binnenhandel weiterhin beeinträchtigt war[74]. Durch die vielen Kämpfe im Hinterland Shanghais litt auch die Landwirtschaft in der Region, was dazu führte, dass unter anderem die Seiden- und Teeexporte erheblich zurückgingen. Außerdem führte der Zweite Opiumkrieg (1856–1860), auf den im folgenden Kapitel näher eingegangen wird, zu generellen Einbußen im Chinahandel.[75] Dem Bremer Senat lagen über diese Entwicklungen in Shanghai, obwohl dort seit 1855 ein Konsulat bestand[76], keine Informationen aus erster Hand vor[77]. Hamburg dagegen war zumindest in den Jahren 1852 bis 1854 über die Ereignisse durch seinen Konsul William Hogg bestens informiert; erst als sein Bruder James die Amtsgeschäfte in Vertretung übernahm, riss der Informationsfluss ab[78].

73 Durch die Sperrung des Jangtse konnten Tee und Seide nur auf großen Umwegen über Land nach Shanghai geliefert werden. Vgl. F. L. Hawks Pott, A Short History of Shanghai. Being an Account of the Growth and Development of the International Settlement, Shanghai 1928, S. 32.

74 Weil die Rebellen auch christlich beeinflusst waren, verhielten sich die Ausländer den Taipings gegenüber bis Ende der 1850er Jahre weitgehend neutral, manche begegneten ihnen sogar mit Sympathie, weshalb der Binnenhandel nicht völlig zum Erliegen kam. In einem Konsulatsbericht von William Hogg an den Hamburger Senat wenige Monate nach dem Abzug der Triaden heißt es sogar: »Still it will be found that the general trade of this Port has vastly increased, spite of the difficulties caused by the civil war in the interior, the possession of the city by Rebel forces, and the proximity for the greater portion of the year of a large besieging Army«. Zitat aus: CHH Consulats-Berichte 1856 (Bericht vom 31. August 1855). Trotz der Unruhen betrug Shanghais Anteil am gesamten chinesischen Außenhandel schon ab 1855 kontinuierlich mehr als 50 %. Vgl. u. a. Folker Reichert, »Heimat der Ballen und Fässer«. Grundzüge einer Stadtgeschichte, in: Shanghai. Stadt über dem Meer, hrsg. v. Siegfried Englert u. Folker Reichert, Heidelberg 1985, S. 41-89, hier S. 54.

75 Bergère (wie Anm. 4), S. 46-49; Maclellan (wie Anm. 7), S. 34-45; Pott (wie Anm. 73), S. 24-34; Staiger (wie Anm. 4), S. 28 ff.

76 Der hamburgische Konsul William Hogg wurde am 29. Januar 1855 auch zum bremischen Konsul in Shanghai ernannt. Siehe Herold, Anfänge, S. 76 f.

77 Konsulatsberichte aus Shanghai liegen in Bremen erst ab 1861 vor. Vgl. StAB 2–C.24.b.2. Auch der Lübecker Senat wurde über die Vorgänge in Shanghai nicht informiert, weder von William noch von James Hogg. Vgl. AHL ASA E Ü 2.

78 Vgl. CHH Consulats-Berichte 1852 – 1860; StAH Senat Cl.VI, No. 14 a, Vol. 2, Fasc. 2 c; StAH Senat Cl.VI, No. 14 a, Vol. 2, Fasc. 2d.

Der Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag mit China

Großbritannien hatte nach dem Vertragsschluss von Nanking große Erwartungen in seinen Handel mit China gesetzt, die sich aber bei weitem nicht erfüllten[79]. Die »Ungleichen Verträge« wurden von den Chinesen nur zögerlich umgesetzt, der direkte Zugang zum chinesischen Binnenmarkt blieb den westlichen Händlern weiterhin versperrt. Auf Druck der Chinakaufleute entschloss sich Großbritannien schließlich, eine Verbesserung der Handelsbedingungen durch militärische Gewalt zu erzwingen, und bei dieser Gelegenheit weitere Zugeständnisse von der durch den Taiping-Aufstand geschwächten chinesischen Regierung zu erpressen. Als Vorwand für den Angriff auf China diente das Niederholen der britischen Flagge und die Verhaftung chinesischer Seeleute auf dem britisch geführten, aber einem Chinesen gehörenden Schiff »Arrow« im Hafen von Canton Anfang Oktober 1856. Frankreich schloss sich dem britischen Vorgehen an, formell, um die Tötung eines französischen Missionars im Februar 1856 zu sühnen. Die folgenden Kampfhandlungen, die sich anfangs auf Canton konzentrierten, gingen als sogenannter Zweiter Opiumkrieg in die Geschichte ein, in dessen Rahmen aber auch britische und französische Truppen auf dem Jangtse gegen die Taipings eingesetzt wurden[80]. Die chinesische Regierung hatte den Briten und Franzosen nicht viel entgegenzusetzen, so dass sie schon im Juni 1858 in Tientsin neue Handelsverträge mit Großbritannien und Frankreich, außerdem mit Russland und den Vereinigten Staaten schloss[81]. Durch die neuen Verträge war der Zweite Opiumkrieg aber noch nicht beendet. Fortgesetzte diplomatische Auseinandersetzungen und das erneute Aufflackern der Kämpfe, bei denen die Chinesen einige Siege errangen, veranlassten Frankreich und Großbritannien schließlich zu einem energischen Vorstoß nach Peking, wo die verbündeten Truppen am 18. Oktober 1860 den kaiserlichen Sommerpalast niederbrannten. Nur wenige Tage später ratifizierte die chinesische Regierung darauf die Verträge von Tientsin[82] und stimmte auch den britischen und französischen Zusatzkonventionen, dem sogenannten Vertrag von Peking, zu. Die Zugeständnisse an die westlichen Mächte waren weitreichend. Zu den wichtigsten zählen die Öffnung von elf weiteren Häfen, darunter die vier Jangstehäfen Tschinkiang,

79 Großbritannien kontrollierte vor dem Beginn des Zweiten Opiumkrieges zwar rund 80 % des gesamten chinesischen Außenhandels, trotzdem überstiegen die Importe aus China (fast nur Seide und Tee) die Exporte im Wert um etwa das Zwanzigfache. Vgl. Udo Ratenhof, Die Chinapolitik des deutschen Reiches 1871–1945. Wirtschaft – Rüstung – Militär, Boppard am Rhein 1987, S. 31.

80 Siehe Franke (wie Anm. 72), S. 324.

81 Diese vier separaten Verträge werden in der Literatur fast ausnahmslos unter dem Begriff »Vertrag von Tientsin« subsumiert.

82 Russland und die Vereinigten Staaten, die sich militärisch nicht am Zweiten Opiumkrieg beteiligten, hatten schon einige Monate zuvor die Ratifikation ihrer Handelsverträge von Tientsin erreicht. Siehe dazu Nord (wie Anm. 7), S. 71. Russland gelang es, sich im Schatten des Zweiten Opiumkrieges Gebiete an den Flüssen Amur und Ussuri, den heutigen Russischen Fernen Osten, einzuverleiben. Vgl. Dietrich Geyer, Der russische Imperialismus. Studien über den Zusammenhang von innerer und auswärtiger Politik 1860–1914, Göttingen 1977, S. 72 f.

Abſchrift. 30 Copia.



Freundſchafts-, Handels- und Schifffahrts-Vertrag

zwiſchen

den Staaten des Deutſchen Zoll- und Handelsvereins, den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, ſowie den Hanſeſtädten Lübeck, Bremen und Hamburg einerſeits,

und

China andererſeits.

TRAITÉ d'amitié, de commerce et de navigation

entre

les Etats de l'Association de douanes et de commerce Allemande, les Grand-Duchés de Mecklembourg-Schwerin et de Mecklembourg-Strélitz et les villes Hanséatiques de Lubeck, Brême et Hambourg d'une part

et

la Chine d'autre part.

Seine Majeſtät **der König von Preußen,**

ſowohl für Sich, als auch im Namen der übrigen Mitglieder des Deutſchen Zoll- und Handels-Vereins, nämlich:

der Krone Baiern, der Krone Sachſen, der Krone Hannover, der Krone Württemberg, des Großherzogthums Baden, des Kurfürſtenthums Heſſen, des Großherzogthums Heſſen, des Herzogthums Braunſchweig, des Großherzogthums Oldenburg, des Großherzogthums Luxemburg, des Großherzogthums Sachſen, der Herzogthümer Sachſen-Meiningen, Sachſen-Altenburg und Sachſen-Koburg und Gotha, des Herzogthums Naſſau, der Fürſtenthümer Waldeck und Pyrmont, der Herzogthümer Anhalt-Deſſau-Köthen und Anhalt-Bernburg, des Fürſtenthums Lippe, der Fürſtenthümer Schwarzburg-Rudolſtadt und Schwarzburg-Sondershauſen, Reuß älterer und Reuß jüngerer Linie, der freien Stadt

Sa Majesté **le Roi de Prusse,**

agissant tant en Son nom qu'au nom des autres membres de l'Association de douanes et de commerce Allemande, savoir:

la Couronne de Bavière, la Couronne de Saxe, la Couronne de Hanovre, la Couronne de Wurttemberg, le Grand-Duché de Bade, l'Electorat de Hesse, le Grand-Duché de Hesse, le Duché de Brunswik, le Grand-Duché d'Oldenbourg, le Grand-Duché de Luxembourg, le Grand-Duché de Saxe, les Duchés de Saxe-Meiningen, de Saxe-Altenbourg et de Saxe-Coburg et Gotha, le Duché de Nassau, les Principautés de Waldek et Pyrmont, les Duchés d'Anhalt-Dessau-Coethen et d'Anhalt-Bernbourg, la Principauté de Lippe, les Principautés de Schwarzbourg-Roudolstadt et Schwarzbourg-Sondershausen, de Reuss, ligne

1

Abb. 2: »Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag« zwischen den deutschen Staaten und China, 1861. Titelblatt der am 20.5.1863 in Bremen publizierten Fassung, Staatsarchiv Bremen.

Kiukiang, Nanking und Hankow, und dass britische Schiffe auf dem Jangtse Handel treiben durften. Weil die Taipings zu dieser Zeit noch die Kontrolle über den Jangste ausübten, konnten anfangs nicht alle vier Häfen für den Außenhandel genutzt werden. Weitere wichtige Zugeständnisse an die westlichen Mächte waren das Recht, permanente Gesandtschaften in Peking zu errichten[83], das Recht, Kriegsschiffe in den Vertragshäfen zu stationieren, dass ihre Landesangehörigen Grundstücke überall in China erwerben durften, die Zulassung christlicher Missionare im Landesinneren, für Briten und Franzosen die volle Bewegungsfreiheit im Landesinneren, die Legalisierung des Opium- und des Kulihandels, außerdem die weitere Einschränkung der chinesischen Zollhoheit[84] und die Ausweitung der exterritorialen Rechte.[85]

Die deutschen Kaufleute in China standen dem Krieg kritisch gegenüber, weil er den Handel massiv störte und teilweise zum Erliegen brachte[86], gleichzeitig aber sprachen sie sich für neue, bessere Handelsverträge aus. Carlowitz forderte im November 1856 sogar die preußische Regierung auf, Kriegsschiffe einzusetzen und sich aktiv am Krieg zu beteiligen, damit den deutschen Kaufleuten die erwarteten Handelsvorteile nach Kriegsende gesichert würden. Kurz zuvor hatte auch Großbritannien die preußische Regierung aufgefordert, ebenfalls einen Beitrag zum Schutz der westlichen Bürger in China zu leisten. Noch aber zögerte Preußen, das sich durch eine geschickte Politik der Rücksichtnahme auf die Interessen der Großmächte als Vertreter Deutschlands im In- und Ausland profiliert und eine eigene Marine aufgebaut hatte, einen solchen Einsatz durchzuführen. Das änderte sich nach den

83 Aufgrund dieses Zugeständnisses errichtete die chinesische Regierung im Frühjahr 1861 das Tsungli Yamen, die Behörde für Auswärtige Angelegenheiten. Vgl. Masataka Banno, China and the West 1858 – 1861. The Origins of the Tsungli Yamen, Cambridge 1964, S. 219-223; Meng, Ssu-Ming, The Tsungli Yamen: Its Organization and Functions, Cambridge 1962, S. 16-25.

84 Die wichtigste diesbezügliche Bestimmung war, dass das sogenannte »Shanghaier Modell«, also das System der ausländisch geführten Seezollverwaltung, wie es 1854 für Shanghai nach dem Zusammenbruch der dortigen Zollbehörde aufgrund des Taiping-Aufstandes und der Besetzung der Stadt durch die Triaden eingeführt worden war, jetzt auf alle Vertragshäfen ausgedehnt wurde. Dadurch wurde eine Vereinheitlichung des chinesischen Zollsystems erreicht. Vgl. HKB Hb II 83, Bd. 3 (Handschriftlicher 62-seitiger Bericht »Allgemeines über den Betrieb des ausländischen Handels in China« von einem Herrn Focke aus dem Jahre 1874, S. 39-44); Bergère (wie Anm. 4), S. 57 f.; Kries (wie Anm. 61), S. 1-7; Hosea Ballou Morse, The Trade and Administration of the Chinese Empire, London u. a. 1908, S. 352-376.

85 StAB 2 – C.24.a.1. (Texte der Verträge von Tientsin); Berichte über Chinesische Handels-Verhältnisse (wie Anm. 3), S. 14 ff.; Franke (wie Anm. 72), S. 323 f.; Nord (wie Anm. 7), S. 31-77; Stoecker (wie Anm. 19), S. 16 f.; A. Wyatt Tilby, The English People Overseas, 6 Bde., London 1911 – 1914, Bd. 4 (1912): Britain in the Tropics 1527 – 1910, S. 368 ff.; eine umfassende Darstellung des Zweiten Opiumkrieges enthält: John Yue-wo Wong, Deadly Dreams. Opium, Imperialism, and the Arrow War (1856 – 1860) in China, Cambridge 2002.

86 Durch eine britische Seeblockade kam der Handel in Canton im Jahre 1857 völlig zum Erliegen.

Vertragsschlüssen von Tientsin. Weil diese Verträge, anders als der Vertrag von Hoomunchai, die Gleichstellung der übrigen Handelsnationen nicht automatisch gewährte, drohte der deutsche Chinahandel ausgeschaltet zu werden. Diese Befürchtung war nicht unbegründet aufgrund der stetig wachsenden wirtschaftlichen Konkurrenz der europäischen Staaten untereinander. Außerdem war die Stellung der deutschen Konsuln in China gefährdet, die nicht vertraglich abgesichert war, sondern lediglich von den Vertragsmächten geduldet wurde[87]. In Preußen kam man deshalb Ende 1858 zu der Entscheidung, eine Expedition, stellvertretend für den Deutschen Zollverein, nach Ostasien zu entsenden, um die dortigen deutschen Interessen durch den Abschluss eines Vertrages abzusichern und gleichzeitig den eigenen Führungsanspruch in Deutschland zu betonen.[88]

Besonders in Bremen und Hamburg sahen viele, sollte kein Handelsvertrag mit China geschlossen werden, den »Gewinn einer Arbeit von Jahrhunderten«, nämlich »sich mühsam zu den ersten Handelsplätzen des europäischen Festlandes emporgeschwungen« zu haben, »durch den Vorsprung andrer Völker auf dem neuen chinesischen und japanesischen Markt [...] in hohem Grade gefährdet«[89]. Die Hansestädte aber verfügten nicht über die nötigen militärischen Mittel, um auf eigene Faust einen Vertrag mit China zu erzwingen. Diplomatische Vorstöße sowohl über das hanseatische Konsulat in Hongkong bei der chinesischen Regierung als auch über den hanseatischen Ministerresidenten in London bei der britischen Regierung scheiterten. Deshalb wandten sich die Regierungen der Hansestädte[90] schließlich an Preußen, eine Entscheidung, die ihnen keinesfalls leicht gefallen ist[91]. Vor allem in Hamburg stand man der Großmacht skeptisch gegenüber und fürchtete um

87 Siehe dazu u. a. Eberstein, Hamburg (wie Anm. 2), S. 115 ff.

88 Heiko Herold, Deutsche Kolonial- und Wirtschaftspolitik in China 1840 bis 1914. Unter besonderer Berücksichtigung der Marinekolonie Kiautschou, Köln 2004, S. 12 f.; Ratenhof (wie Anm. 79), S. 34 - 37; Michael Salewski, Die preußische und die Kaiserliche Marine in den ostasiatischen Gewässern: Das militärische Interesse an Ostasien, in: Tsingtau. Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897 – 1914, hrsg. v. Hans-Martin Hinz u. Christoph Lind, Berlin 1998, S. 76 - 83, hier S. 78.

89 Zitate aus: J. D. Sturz, Denkschrift betreffend den von Deutschland einzuleitenden Verkehr mit dem neu eröffneten Weltmarkt in China und Japan, nebenbei mit Siam und Singapore, o. O. o. J. [1859], S. 1 (enthalten in: HKB Hb II 83, Bd. 1).

90 Obwohl ein Handelsvertrag mit China für Lübeck kaum einen praktischen Nutzen brachte, weil es im Prinzip keinen lübischen Chinahandel gab, schloss sich Lübeck Bremen und Hamburg vornehmlich aus hanseatischer Tradition an, wie schon bei den Konsulatsgründungen. Siehe dazu Graßmann (wie Anm. 47), S. 52 - 55; Handelsvertrag mit China, in: Lübeckische Blätter, Jg. 4 (1862), Nr. 13, S. 98.

91 Es hatte auch Bestrebungen gegeben, sich den Holländern anzuschließen, die ebenfalls eine Expedition vorbereiteten. Ein Zusammengehen mit Preußen war in den Hansestädten nicht populär, denn man fürchtete von der Großmacht nicht gleichberechtigt behandelt zu werden. Diese Bedenken konnten aber schließlich zerstreut werden, außerdem schien das Zusammenwirken mit der Großmacht erfolgsversprechender, als sich dem starken Handelskonkurrenten anzuschließen. Vgl. Glade (wie Anm. 19), S. 63 f.

die eigene Selbstständigkeit. Es gelang den Hansestädten aber, Preußen wichtige Zugeständnisse abzuringen. Sie erreichten eine Sonderstellung gegenüber den Ländern des Deutschen Zollvereins. Die wichtigsten Vereinbarungen waren, dass die Hansestädte in den abzuschließenden Verträgen als Vertragspartner explizit aufgeführt werden[92] und das Recht erhalten sollten, eigene Konsulate zu errichten, was den Zollvereinsstaaten verweigert worden war. Diese Zugeständnisse zeigen, wie wichtig es Preußen war, die Hansestädte in die Expedition einzubinden. Durch ihre Beteiligung wurde die sogenannte preußische Ostasienexpedition (1860 – 1862)[93] zur ersten gemeinsamen Unternehmung aller später im Deutschen Reich versammelten Staaten und markiert damit, wie es Kunibert Pauly formulierte, den Beginn »der planvollen Erschließung des Ostens«[94] durch die deutschen Länder.[95]

Am 24. Januar 1861 erreichte die Ostasienexpedition unter Leitung von Graf Friedrich Albert zu Eulenburg, dem späteren preußischen Innenminister (1862 – 1878), den Abschluss eines Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrages mit Japan. Dieser Vertrag aber wurde, sehr zum Verdruss vor allem der Hansestädte, nur zwischen Japan und Preußen geschlossen, weil sich das Shogunat vornehmlich aus innenpolitischen Gründen kategorisch geweigert hatte, einen Vertrag mit mehreren Dutzend Staaten gleichzeitig abzuschließen.

92 In der Präambel des Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrages vom 2. September 1861 heißt es, dass der Vertrag »zwischen den Staaten des Deutschen Zoll- und Handelsvereins, den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, sowie den Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg einerseits und China andererseits« geschlossen wurde und »Seine Majestät der König von Preußen, sowohl für Sich, als auch im Namen der übrigen Mitglieder des Deutschen Zoll- und Handelsvereins« zeichnete. (Die beiden Mecklenburg gehörten, wie auch die Hansestädte, dem Zollverein nicht an.) Es befindet sich sowohl im Staatsarchiv Bremen als auch im Archiv der Handelskammer Bremen ein Exemplar dieses Vertrages, der am 20. Mai 1863 in Bremen publiziert wurde. Vgl. StAB 2 – C.24. a.1.; HKB Hb II 83, Bd. 2.

93 Im Rahmen dieser Arbeit ist eine umfassende Darstellung der preußischen Ostasienexpedition nicht möglich, deshalb sei hier auf folgende ausführliche Dokumentation verwiesen: Albert Berg (Hrsg.), Die preussische Expedition nach Ost-Asien. Nach amtlichen Quellen, 4 Bde., Berlin 1864 – 1873. Von den zahlreichen Reiseberichten, die von Teilnehmern der Expedition veröffentlicht wurden, seien hier die beiden folgenden besonders empfohlen: Max von Brandt, Dreiunddreissig Jahre in Ost-Asien: Erinnerungen eines deutschen Diplomaten, 3 Bde., Leipzig 1901, Bd. 1, S. 1-294; Gustav Spieß, Die Preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860 – 1862. Reise-Skizzen aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt, Berlin u. Leipzig 1864.

94 Kunibert Pauly, Der deutsche Überseeverkehr mit dem Fernen Osten. Seine grundlegende Entwicklung vor dem Kriege, sein Wiederaufbau nach dem Kriege und seine Ausgestaltung in der neuesten Zeit, unter besonderer Berücksichtigung des Verkehrs mit China und Japan, (Diss.) Köln 1938, S. 6.

95 Karin Bartsch, Hamburgs Handelsbeziehungen mit China und Britisch-Ostindien (1842 – 1867), (Diss.) Hamburg 1956, S. 82-97; Eberstein, Hamburg (wie Anm. 2), S. 121; Glade (wie Anm. 19), S. 62-65; Ratenhof (wie Anm. 79), S. 36; Ziegler (wie Anm. 9), S. 53 f.

Spätere Versuche der Hansestädte, selbstständig einen Vertrag mit Japan zu schließen, scheiterten.[96]

Mehr Erfolg hatte Eulenburg in China, wo er am 2. September 1861 in Tientsin einen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag mit der chinesischen Regierung schloss, diesmal aber nicht nur für Preußen, sondern gleichfalls für die anderen Zollvereinsländer, die beiden Mecklenburg und die Hansestädte. Durch den Abschluss dieses Vertrages erreichten die deutschen Staaten die Gleichstellung mit den bisherigen Vertragsmächten. Zu den wichtigsten Bestimmungen des Vertrages[97] zählen:

Artikel 2

»Seine Majestät der König von Preußen kann, wenn er es für gut befindet, einen diplomatischen Agenten bei dem Hofe von Peking accreditiren, und Seine Majestät der Kaiser von China kann in gleicher Weise, wenn er es für gut befindet, einen diplomatischen Agenten am Hof von Berlin ernennen. Dem von Seiner Majestät dem Könige von Preußen ernannten diplomatischen Agenten soll gestattet sein, auch die Vertretung der anderen contrahirenden Deutschen Staaten zu übernehmen, welchen vertragsmäßig das Recht, sich durch eigene diplomatische Agenten beim Hofe von Peking vertreten zu lassen, nicht zusteht[98]. [...].«

In einem Separatartikel zum Vertrag wurde vereinbart, dass Preußen mit Rücksicht auf die Taiping-Rebellion seinen Generalkonsul frühestens fünf Jahre nach Ratifizierung des Vertrages beauftragen werde. Obwohl der Vertrag erst am 14. Januar 1863 ratifiziert wurde, trat Guido von Rehfues sein Amt als preußischer Generalkonsul in Peking bereits Ende 1865 an[99].

Artikel 4

»Die contrahirenden deutschen Staaten sollen das Recht haben, einen General-Consul und für jeden offenen Hafen oder jede dergleichen Stadt in China, für welche ihre Handelsinteressen es erheischen, einen Consul, Vice-Consul oder Consular-Agenten zu ernennen. [...].«

96 Glade (wie Anm. 19), S. 65-70.

97 Die folgenden Auszüge aus dem Vertrag sind der amtlichen bremischen Publikation entnommen. Vgl. StAB 2 – C.24.a.1.; HKB Hb II 83, Bd. 2. Anlässlich der Ratifikation des Vertrages am 14. Januar 1863 in Shanghai ließ die chinesische Regierung insgesamt 22 Abschriften der chinesischen Originalversion für die deutschen Vertragsstaaten anfertigen, die allerdings nicht alle mit dem kaiserlichen Siegel versehen wurden. Im Archiv der Hansestadt Lübeck ist das Exemplar, das den drei Hansestädten übergeben wurde, noch heute erhalten. Vgl. AHL Urkunden, Hanseatica Nr. 31, 1861 September 2; Eberstein, Hamburg (wie Anm.2), S. 126 f.

98 Aufgrund dieser Klausel kam es im Jahre 1865 zu einem Kompetenzkonflikt zwischen den Hansestädten und Preußen über die Ausübung der Konsulargerichtsbarkeit in China. Siehe dazu die Magisterarbeit von Heiko Herold, Bremens Handel mit Shanghai im Spiegel der Konsulatsberichte 1842 – 1867, Düsseldorf 2004 (unveröffentlicht), S. 57 f.

99 Siehe dazu Stoecker (wie Anm. 19), S. 62 f.

Preußen beanspruchte dieses Recht ausschließlich für sich und zwang nach Abschluss des Vertrages die anderen deutschen Staaten, im Verein mit der chinesischen Regierung, ihre Konsulate in China in den darauf folgenden Jahren zu schließen[100]. Nur die Hansestädte, die sich schon im Vorfeld der Expedition in weiser Voraussicht dahingehend abgesichert hatten, konnten aufgrund eines Separatartikels zum Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag ihre Konsulate in den geöffneten Häfen beibehalten und dort weiterhin eigene Konsuln ernennen. Auf Initiative Lübecks wurden in China ab 1862 nur noch gemeinsame hanseatische Konsulate errichtet[101].

Artikel 6

»In den Städten: Canton, Swatau (Tschau-Tschau), Amoi, Futschau, Ningpo, Schanghai, Tongtschau[102], Tientsin, Niutschwang, Tschin-Kiang, Kiu-Kiang, Hangkau, ferner Kiongtschau auf der Insel Hainan und Tai-wan und Tam-sui auf der Insel Formosa – ist es den Unterthanen der contrahirenden Deutschen Staaten erlaubt, sich mit ihren Familien niederzulassen, frei zu bewegen, und Handel oder Industrie zu treiben. Sie können zwischen denselben nach Belieben mit ihren Fahrzeugen und Waaren hin- und herfahren, daselbst Häuser kaufen, miethen oder vermiethen, Land pachten oder verpachten, und Kirchen, Kirchhöfe und Hospitäler anlegen.«

Aufgrund dieser Bestimmung war es fortan auch deutschen Schiffen erlaubt, in die vielversprechende Flussschifffahrt auf dem Jangtse einzusteigen, was besonders für die im Küstenhandel stark vertretenen Bremer und Hamburger von Interesse war. Das Geschäft wurde allerdings von den Briten und Amerikanern dominiert.

Artikel 7

»Handelsschiffe eines der contrahirenden Deutschen Staaten sind nicht berechtigt nach anderen Häfen zu fahren, als solchen, die in diesem Vertrage für offen erklärt worden sind. Sie sollen nicht gesetzwidrig andere Häfen anlaufen, oder heimlichen Handel längs der Küste treiben. Schiffe, welche in Zuwiderhandlung gegen diese Bestimmung betroffen werden, sollen mit ihrer Ladung der Confiscation durch die Chinesische Regierung unterliegen.«

Ausnahmen bestanden nur für den Fall, dass ein Schiff in Folge von Havarien oder aus anderen Gründen einen Hafen aufsuchen musste (Artikel 31). Die

100 Eberstein, Hamburg (wie Anm. 2), S. 126.

101 StAB 2 – C.24.b.0.

102 Tongtschau in der Provinz Schantung war einer der durch die Verträge von Tientsin 1858 neu geöffneten Häfen. Schon kurz nach den Vertragsschlüssen von Tientsin war Tongtschau jedoch durch das vierzig Meilen östlich davon liegende Chefoo (oft auch Tschifu geschrieben) ersetzt worden, weil es dort für die ausländischen Schiffe bessere Ankermöglichkeiten gab. Vgl. Nord (wie Anm. 7), S. 41. Tongtschau ist zwar im deutschen Vertrag als geöffneter Hafen aufgeführt, angelaufen wurde aber Chefoo.

Hansestädte, vor allem Hamburg, befürchteten, dass ihre chinesische Küstenfahrt aufgrund dieser Bestimmung starken Schaden nehmen könnte. Hanseatische Schiffe wurden oft von chinesischen Händlern gechartert und verkehrten deshalb auch in nicht geöffneten Häfen. In der Praxis jedoch kam dieser Bestimmung keine Bedeutung zu, zumindest wurde der hanseatische Küstenverkehr nach nicht geöffneten Häfen davon nicht beeinträchtigt.[103]

Artikel 10

»Die Bekenner und Lehrer der christlichen Religion sollen in China volle Sicherheit für ihre Personen, ihr Eigentum und die Ausübung ihrer Religions-Gebräuche genießen.«

Dieser Artikel sicherte den deutschen und anderen christlichen Missionaren und Gläubigen in China erstmals volle Sicherheit zu.

Artikel 30

»Kriegsschiffen der contrahirenden Deutschen Staaten, welche zum Schutze des Handels kreuzen, oder mit Verfolgung von Seeräubern beschäftigt sind, soll es freistehen, alle Chinesischen Häfen ohne Unterschied zu besuchen [...].«

Schon kurz nachdem die preußische Ostasienexpedition in die Heimat zurückgekehrt war, wurden Forderungen laut, ein deutsches Marinegeschwader in den ostasiatischen Gewässern zu stationieren, um die abgeschlossenen Verträge notfalls militärisch durchsetzen zu können. Doch erst im Jahre 1869 entsandte der Norddeutsche Bund zwei Korvetten zum Schutz der deutschen Interessen in Ostasien.[104]

Artikel 40

»Die contrahirenden Theile kommen überein, daß den Deutschen Staaten und ihren Unterthanen volle und gleiche Theilnahme an allen Privilegien, Freiheiten und Vortheilen zustehen soll, welche von Seiner Majestät dem Kaiser von China der Regierung oder den Unterthanen irgend einer anderen Nation gewährt sind, oder noch gewährt werden mögen. [...].«

Dieser Artikel, die sogenannte Meistbegünstigungsklausel, war die wichtigste Bestimmung des Vertrages, weil sie den deutschen Staaten die Gleichstellung mit allen anderen Vertragsmächten auch über den 2. September 1861 hinaus sicherte. In den weiteren Artikeln und Zusatzbestimmungen des Vertrages waren vor allem Handelsbestimmungen und Zolltarife festgelegt, außerdem, dass alle Deutschen in China der Konsulargerichtsbarkeit unterstanden und, mit entsprechenden Pässen ausgestattet, in ganz China reisen durften.

Wenige Monate später erreichte die preußische Ostasienexpedition auch den Abschluss eines Vertrages mit Siam, dem heutigen Thailand. Dieser Vertrags-

103 Eberstein, Hamburg (wie Anm. 2), S. 169 f.; Stoecker (wie Anm. 19), S. 47; Ziegler (wie Anm. 9), S. 244 ff.

104 Siehe Herold, Kolonial- und Wirtschaftspolitik (wie Anm. 89), S. 16 ff.

schluss war für die Hansestädte allerdings kaum von Bedeutung, weil sie mit Siam bereits am 25. Oktober 1858 einen eigenen Vertrag geschlossen und kurz darauf auch ein gemeinsames Konsulat in Bangkok eingerichtet hatten.[105]

Die Erfolge der preußischen Ostasienexpedition hatten Signalwirkung auf zahlreiche europäische Staaten, die nun ebenfalls Expeditionen nach Ostasien ausrüsteten, um ihre gefährdeten Privilegien in Handel und Schifffahrt mit den ostasiatischen Ländern vertraglich abzusichern. Allein bis Ende der 1860er Jahre schlossen sieben weitere europäische Staaten einen Vertrag mit dem Chinesischen Kaiserreich: Portugal (1862), Dänemark (1863), Holland (1863), Spanien (1864), Belgien (1865), Italien (1866) und Österreich-Ungarn (1869).[106]

Die Entwicklung in den 1860er Jahren

Der Abschluss des Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrages zwischen den deutschen Staaten und China kam zur richtigen Zeit, denn Ende 1861 trat genau das ein, was nach den Vertragsschlüssen von Tientsin und Peking befürchtet worden war: Die nicht mehr garantierte Gleichbehandlung der ausländischen Staaten im Chinahandel wurde schrittweise aufgehoben. Am 13. Dezember 1861 berichtete der bremische Konsul in Shanghai, Rudolph Heinsen[107], dem Senat:

> »Wie verlautet soll der Vertrag mit dem 1ten Juli 1862 in Kraft treten[108], ein Zeitpunkt welcher glücklicher Weise nicht in sehr weiter Ferne, da die chinesische Regierung jetzt auch angefangen hat, einen Unterschied zwischen den einen Vertrag mit China habenden Nationen und denen welche ohne einen solchen hier sind, zu machen. Laut einer jüngst erlassenen Bekanntmachung dürfen Schiffe der Letzteren nicht mehr den Jangtszekiang Fluß befahren und ebenso werden solchen Unterthanen jetzt keine Pässe mehr gegeben um ins Innere zu gehen«.[109]

105 Glade (wie Anm. 19), S. 56-60; Prüser, Handelsverträge (wie Anm. 67), S. 68 f.
106 Nord (wie Anm. 7), S. 78 f.
107 Heinsen war am 20. Februar 1861 zum bremischen Konsul in Shanghai ernannt worden. Ab 1862 vertrat er dort alle drei Hansestädte. Siehe Herold, Bremens Handel (wie Anm. 98), S. 55.
108 Dieser Termin konnte nicht eingehalten werden, weil der Vertrag aus verschiedenen Gründen erst am 14. Januar 1863 ratifiziert wurde. Siehe dazu Yü, Wen-tang, Die deutsch-chinesischen Beziehungen von 1860–1880, Bochum 1981, S. 87 f.
109 StAB 2–C.24.b.2. Dieser Bericht traf am 14. Februar 1862 in Bremen ein, wie am oberen Rand der ersten Seite vermerkt wurde. Nur eine Woche später heißt es darauf in einer Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft bezüglich des Vertragsschlusses mit China, dieser sei »im gegenwärtigen Moment um so mehr willkommen zu heißen, als nach den jüngsten Nachrichten die chinesischen Behörden bereits begonnen haben, die nicht durch Vertrag begünstigten fremden Flaggen von den vertragsmäßig anderen Flaggen gewährten neuesten Verkehrserleichterungen auszuschließen«. Zitat aus: Mittheilung des Senats an die Bürgerschaft vom 21. Februar 1862, in: Verhandlungen zwischen dem Senat und der Bürgerschaft vom Jahre 1862, o. O. [Bremen] o. J. [1863], S. 51-77, hier S. 51.

Doch es waren in jenen Tagen nicht nur die Maßnahmen der chinesischen Regierung, welche die ausländischen Händler und Diplomaten in Shanghai bewegten, sondern vielmehr die Bedrohung durch die Taipings. Zwar hatten die Rebellen Ende der 1850er Jahre empfindliche Verluste hinnehmen müssen, doch gewannen sie bald darauf erneut an Schwung. Im Sommer 1860 unternahm eine Rebellenarmee von der Taiping-Hauptstadt Nanking aus einen Feldzug, der sie siegreich bis vor die Tore Shanghais brachte. Ihr Angriff auf die Stadt am 18. August 1860 aber scheiterte, weil das reaktivierte britisch-französische Freiwilligenkorps in die Kämpfe eingriff. Im Februar 1861 versprachen die Rebellen auf Druck Großbritanniens, Shanghai zumindest für die Dauer eines Jahres nicht wieder anzugreifen. Innerhalb dieser Frist begann sich auch der Jangtsehandel zu entwickeln, ab April 1861 verkehrten britische Dampfer auf der Strecke zwischen Hankow und Shanghai.[110] Vermutlich ging Heinsen aufgrund der in dieser Zeit verhältnismäßig friedlichen Lage in seinem Konsulatsbericht an den Bremer Senat vom 13. Dezember 1861 nur oberflächlich auf die Taipings ein[111]:

> »Die Nachricht von dem Staatsstreich des Prinzen Hung, ein den fremden (sic) freundlich gesinnt sein sollender Staatsmann, nahm bereits die letzte Post mit, die verschiedenen Zeitungen enthalten die Einzelheiten darüber und erlaube ich mir daher auch weiter darauf zurückzukommen«[112].

Ende Februar war auch die preußische Ostasienexpedition in Shanghai eingetroffen, wo sie einige Monate Station machte. In den zahlreichen Berichten, die von den Teilnehmern dieser Expedition verfasst wurden, wird stets von Shanghai als dem wichtigsten aller geöffneten Häfen gesprochen, welcher »die größte Aufmerksamkeit verdient, namentlich Deutschlands«[113]. Auch wird in diesen Berichten deutlich, dass der Handel mit Shanghai im Jahre 1861 tatsächlich einen kräftigen Aufschwung nahm. Der sächsische Kaufmann Gustav Spieß beispielsweise schwärmte:

> »Der Hafen der Stadt ist ungemein belebt; außer (durchschnittlich 60 bis 70) europäischen Kauffahrern lagen eine Anzahl französischer und englischer Kriegsschiffe und Kanonenboote vor Anker; eine Menge

110 Bergère (wie Anm. 4), S. 49 ff.; Gregory (wie Anm. 71), S. 87-110; Maclellan (wie Anm. 7), S. 47-51; Pott (wie Anm. 73), S. 42-51; Staiger (wie Anm. 4), S. 29.

111 In seinen beiden ersten Berichten vom 15. Mai und 15. Juni 1861 wird der Taiping-Aufstand mit keinem Wort erwähnt. Vgl. StAB 2-C.24.b.2.

112 Ebd. Die erwähnten Zeitungen beziehungsweise Zeitungsberichte sind weder in der Konsulatsakte noch in den Beständen der auf China bezogenen »Generalia et diversa« im Staatsarchiv Bremen noch in den entsprechenden Beständen der Handelskammer Bremen enthalten. Vgl. ebd.; HKB Hb II 83, Bd. 1; StAB 2-C.24.a.1.; StAB 2-C.24.b.0.

113 C. Jacob, China. Bericht über Wollwaren und einige andere Europäische Importe, in: Berichte über Handelsbeziehungen zum östlichen Asien, hrsg. v. C. Jacob u. Fr. W. Grube, als Manuskript gedruckt, o.O. o.J., S. 1-35, hier S. 30 (enthalten in: StAB 2-C.24.a.1.).

> Dampfer unterhalten die Verbindung mit den benachbarten Häfen der chinesischen Küste, mit Hongkong, Amoy, Ningpo, Futschen, Swatau, Tientsin und den nun eröffneten Plätzen am Yangtse-kiang; rechnet man dazu die zahllosen Lorcha's und chinesischen Dschunken, die den Verkehr in's Innere und an der Küste vermitteln, so wird man sich ein Bild des regen Lebens und Treibens machen können. Täglich kommen und gehen Fahrzeuge der verschiedensten Art, der überwiegenden Mehrzahl nach unter englischer und amerikanischer Flagge segelnd, doch sind auch mecklenburgische, oldenburger, bremer[114], hamburger und hannoversche Schiffe in ziemlicher Anzahl in den hiesigen Gewässern beschäftigt. [...] Die Lebhaftigkeit des kommerziellen Lebens in Schanghai ist ungewöhnlich und erinnert uns an Hamburg – auch hier in Schanghai kommen und gehen täglich Schiffe jeder Größe und Gattung; der Hafen ist zu gleicher Zeit von 50 - 70 europäischen Kauffahrern bevölkert, während Tausende von chinesischen Dschunken einen dichten Mastenwald in der Nähe der eigentlichen Chinesenstadt bilden«.[115]

Diese friedliche Atmosphäre aber war trügerisch, denn schon im Januar 1862 griffen die Rebellen Shanghai erneut an. Nun war es mit der bisherigen weitgehenden Neutralität der Ausländer endgültig vorbei. Im Verein mit Vertretern der chinesischen Regierung wurde eine gemischt chinesisch-ausländische Truppe aufgestellt, die sogenannte »Ever Victorious Army«, die gemeinsam mit dem Freiwilligenkorps Shanghai erfolgreich verteidigte und bis zur Niederschlagung des Taiping-Aufstandes im Sommer 1864 zahlreiche Siege gegen die Rebellen im Jangtsedelta errang. Die entscheidende Wende im Kampf gegen die Rebellen brachte schließlich das Eingreifen britischer Truppen, die eingesetzt wurden, um die Umsetzung der Vertragsbestimmungen von Tientsin und Peking in der Region durchzusetzen.[116]

In den Konsulatsberichten aus Shanghai an den Bremer Senat spielen der Angriff auf die Stadt im Januar 1862 und die folgenden Kämpfe im Jangtsedelta nur eine untergeordnete Rolle. Letztmalig wird in einem Bericht von Heinsens Stellvertreter Schwemann vom 1. April 1862 (!) Bezug darauf genommen:

> »Was nun den hiesigen Handel anbetrifft so hat derselbe in den letzten verfloßenen Monaten wiederum nicht unbeträchtliche Störungen durch die Rebellen erlitten; dieselben sind jetzt im Besitz der ganzen Provinz nur mit Ausnahme von Shanghai und würden zweifelsohne auch diesen Platz schon längst erobert haben, wenn nicht zur Sicherheit der fremden Niederlassung hier die Westmächte genöthiget gewesen wären der Stadt

114 Für das Jahr 1861 meldete das bremische Konsulat in Shanghai, dass insgesamt 16 bremische Schiffe eingelaufen waren. Vgl. StAB 2 – C.24.b.2. (Schiffsliste für 1861).

115 Spieß (wie Anm. 93), S. 220.

116 Bergère (wie Anm. 4), S. 51 ff.; Gregory (wie Anm. 71), S. 111-131; Maclellan (wie Anm. 7), S. 51-60; Pott (wie Anm. 73), S. 51-62; Staiger (wie Anm. 4), S. 29 f.



Abb. 3: Der Bund in Shanghai um 1865.

> gleichfalls ihren Schutz angedeihen zu lassen. Wie es übrigens den Anschein jetzt hat beabsichtigt die kaiserlich chinesische Regierung unterstützt von den Westmächten energischer gegen die Rebellion einzuschreiten als bisher; sollte sich dies verwirklichen so würde die Rebellion bald ganz unterdrückt & Ruhe und Frieden im Lande wiederhergestellt werden können«[117].

Schwemann berichtete zwar, dass der Handel durch die Kampfhandlungen seit Januar 1862 stark beeinträchtigt wurde, doch sowohl die fehlenden Hinweise auf die Taipings in den folgenden Konsulatsberichten[118] als auch die Schiffslisten für die Jahre 1862 bis 1864 lassen darauf schließen, dass sich die Rebellion zumindest auf den bremischen Handel mit Shanghai nicht weiter negativ auswirkte. Nachdem im Januar 1862 die »Bürgermeister Duckwitz« offenbar noch rechtzeitig vor dem Angriff der Rebellen Shanghai verlassen

117 StAB 2 – C.24.b.2.

118 Mit einer Ausnahme: Konsul Heinsen erwähnt am Ende eines siebenseitigen Berichtes vom 21. Juni 1865 in einem Nebensatz »die Unterdrückung« einer »Rebellion in den nördlichen Provinzen«. Vermutlich handelte es sich dabei um versprengte Einheiten der geschlagenen Taipings, die noch bis 1866 weiterkämpften. Zitate aus: StAB 2 – C.24.b.2.; vgl. Franke (wie Anm. 72), S. 319.

hatte, lief das nächste bremische Schiff erst Anfang März dort ein, kurz nachdem die Taipings ins Jangtsedelta zurückgedrängt worden waren. Insgesamt verzeichnete Schwemann für das Jahr 1862 siebzehn angekommene bremische Schiffe, was sogar eine geringfügige Steigerung gegenüber dem Vorjahr bedeutet[119]. Im Jahre 1863, als die Taipings für Shanghai keine Bedrohung mehr darstellten, verdoppelte sich die Anzahl fast auf 31 Schiffe und auch 1864 wurde diese Anzahl annähernd erreicht.[120]

Der Taiping-Aufstand lähmte zwar vorübergehend den Handel, konnte aber die rasante Entwicklung Shanghais zum wichtigsten Handelsplatz in China nicht aufhalten. Durch die Öffnung der verschiedenen Jangtsehäfen und den Einstieg der Europäer und Amerikaner in den chinesischen Binnenhandel, was neben Shanghai vor allem dem Jangtsehafen Hankow zugute kam[121], erlebte die Stadt in den 1860er Jahren einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung. Marie-Claire Bergère bezeichnet diesen Boom als »naissance du capitalisme shanghaien«[122]. Shanghai wirkte auf die ausländischen Händler nach der Öffnung des Jangtse wie ein Magnet, die Stadt entwickelte sich in diesem Jahrzehnt – neben Hongkong[123] – zur Drehscheibe des europäischen, ostindischen, japanischen, australischen und amerikanischen Waren-, Geld- und Wechselverkehrs. Auch das Stadtbild veränderte sich dadurch zunehmend. Abgesehen von den zahlreichen ausländischen siedelten sich auch viele chinesische Händler und Handelshäuser in Shanghai an. Durch den Taiping-Aufstand waren viele Chinesen in die Ausländersiedlungen[124] geflohen und hatten sich dort niedergelassen, vor allem in der amerikanischen.

119 Das gilt allerdings nur in Bezug auf die Anzahl der Schiffe und nicht in Bezug auf ihre addierte Ladekapazität. Vgl. StAB 2 – C.24.b.2. (Schiffsliste für 1861); HKB Hb II 83, Bd. 2 (Schiffsliste für 1862).

120 StAB 2 – C.24.b.2 (u. a. Schiffslisten für 1861, 1863 und 1864); HKB Hb II 83, Bd. 2 (u. a. Schiffsliste für 1862).

121 Wie auch Shanghai profitierte Hankow von seiner günstigen geographischen Lage. Es befand sich im Zentrum eines riesigen Kanalnetzes, das sich über das gesamte Chinesische Kaiserreich erstreckte und dadurch die Stadt zu einem hervorragenden Ausgangspunkt für die Erschließung neuer Märkte machte. Vgl. Berichte über Chinesische Handels-Verhältnisse (wie Anm. 3), S. 101-106; David R. MacGregor, The Tea Clippers. An account of the China Tea Trade and of some of the British Sailing Ships engaged in it from 1849 to 1869, 2., durchgesehene Auflage, o. O. [London] 1972, S. 6; eine umfassende Wirtschaftsgeschichte Hankows im 19. Jahrhundert, vor und nach der Öffnung für den Fremdhandel, enthält: William T. Rowe, Hankow. Commerce and Society in a Chinese City, 1796 – 1889, Stanford 1984.

122 Bergère (wie Anm. 4), S. 59.

123 Hongkongs Boom begann bereits in der zweiten Hälfte der 1850er Jahre, weil es vom Taiping-Aufstand nicht betroffen war. Vgl. Anm. 2.

124 Seit 1843 bestand die britische Niederlassung, die französische seit 1849 und die amerikanische seit 1854. Vgl. Pott (wie Anm. 73), S. 14-19. Die Konzessionen wurden in den nachfolgenden Jahrzehnten immer weiter ausgedehnt, wodurch die Niederlassungen ernorme Gebietszuwächse verzeichneten. Siehe dazu Christian Henriot, Zheng, Zu'an, Atlas de Shanghai. Espaces et représentations de 1849 à nos jours, Paris 1999, S. 28.

Auch sie profitierten davon, als im Jahre 1863 die Territorien der britischen und der amerikanischen Niederlassung vornehmlich aus ökonomischen Gründen zum »International Settlement« vereinigt wurden, das weiterhin die »Shanghai Municipal Council«[125] verwaltete. Nur die französische Niederlassung blieb unabhängig davon bestehen, verwaltet vom französischen Konsul. Die meisten deutschen Kaufleute und Konsuln, auch die bremischen, hatten sich im Gebiet des »International Settlement« angesiedelt[126]. Schon im Jahre 1860 gab es in Shanghai eine »Germania Concert Hall«, sechs Jahre später wurde der »German Club« eröffnet »with a supper to which many foreigners of other nationalities were invited«[127], wie J. W. Maclellan in seinem Buch über die Geschichte der Stadt hervorhebt. Es waren die 1860er Jahre, in denen Shanghai seinen internationalen Charakter erhielt, den es über viele Jahrzehnte, bis zur Gründung der Volksrepublik China, beibehalten sollte.[128]

Direkthandel

Der Direktverkehr von Bremen nach Shanghai blieb auch in den 1860er Jahren bescheiden, wenngleich die Anzahl der direkt verkehrenden Schiffe geringfügig zunahm im Vergleich zu den beiden vorangegangenen Jahrzehnten. Nach der Bremer Handelsstatistik und den Schiffslisten des bremischen Konsulates in Shanghai fuhren zwischen 1861 und 1867 insgesamt nur dreizehn Schiffe von Bremen nach Shanghai. Fast alle nahmen ihre Ladung erst in England auf. Der Anteil der bremischen Reederei am Direktverkehr betrug in diesem Zeitraum mit fünf Schiffen lediglich ein gutes Drittel. Obwohl Konsul Heinsen und sein Stellvertreter Schwemann nach § 15 des Bremischen Konsularreglements dazu verpflichtet waren, verzeichneten sie die übrigen acht Schiffe anderer Flaggen, hauptsächlich von anderen deutschen Staaten, nicht in ihren Schiffslisten, sondern registrierten nur die in Shanghai angekommenen und von dort abgegangenen bremischen Schiffe[129].

125 Die »Shanghai Municipal Council« wurde erstmals im Jahre 1854 gewählt, bis zur Gründung des »International Settlement« verwaltete sie alle drei Ausländersiedlungen. Vgl. u. a. A. M. Kotenev, Shanghai: Its Mixed Court and Council. Material relating to the History of the Shanghai Municipal Council and the History, Practice and Statistics of the International Mixed Court. Chinese Modern Law and Shanghai Municipal Land Regulations and Bye-Laws governing the Life in the Settlement, Taipei 1968, S. 9-14.

126 Bis Anfang der 1860er Jahre hatten sich fast alle Deutschen in Shanghai in der britischen Niederlassung angesiedelt. Vgl. Berg, Bd. 3 (wie Anm. 93), S. 376.

127 Maclellan (wie Anm. 7), S. 91.

128 Ebd., S. 63-115; Bergère (wie Anm. 4), S. 59-89 u. 121-134; Berichte über Chinesische Handels-Verhältnisse (wie Anm. 3), S. 10-16; Guy Brossollet, Les Français de Shanghai 1849–1949, Paris 1999, S. 93-107; Krüger, Anfänge (wie Anm. 6), S. 102; Pott (wie Anm. 73), S. 79-92; Reichert (wie Anm. 74), S. 46-60.

129 Ebenfalls nicht vermerkt wurden Schiffe anderer Flaggen unter dem Kommando bremischer Kapitäne. Das es solche Schiffe gab und diese auch in Shanghai Station machten, belegt eine Erklärung über die Kosten des Krankenhausaufenthaltes von Johann Friedrich Lange, die Heinsen im April 1866 an den Bremer

Einzige Ausnahme, ohne ersichtlichen Grund, ist die hawaiische Bark »Admiral Harakewitsch«, die im Jahre 1864 von Bremen nach Nikolajewsk und entweder von dort dann weiter nach Shanghai fuhr oder auf dem Weg nach Nikolajewsk in Shanghai Station machte[130]. Verlässliche Angaben über die transportierten Waren und die Auftraggeber lassen sich darum auch nur für die bremischen Schiffe und das hawaiische Schiff machen[131]: Die vier bremischen Schiffe, über die entsprechende Angaben vorhanden sind, hatten alle verschiedene Auftraggeber, nämlich die Firmen »Siemssen & Co.«, »Kunst, Röhl & Co.«[132], »Maertens Latham & Co.« und »Ed. Schellhahs & Co.«. Für diese transportierten sie Kohlen, Bier[133], Stückgüter und diverse andere Waren nach Shanghai, die sie teilweise in Bremen, teilweise in England aufgenommen hatten. Für zwei Schiffe, die Schonergalliot »Georg« unter dem Kommando von Kapitän Schierloh (1864) und die Bark »Rudolph« unter dem Kommando von Kapitän Oelrichs (1865), war Shanghai nicht der erste chinesische Hafen auf ihrer Reise, sondern Hongkong.[134] Das hawaiische Schiff transportierte diverse Waren im Auftrag der Firma »Bourjan, Hübener & Co.«. Prinzipiell ist davon auszugehen, dass diejenigen Schiffe, die nicht unmittelbar Shanghai, sondern zunächst einen anderen Hafen im Fernen Osten anliefen, dort einige neue Ladung aufnahmen, die zusätzlich zu den in Bremen oder England aufgenommenen Waren in Shanghai gelöscht wurde[135].

Senat zwecks Erstattung seiner Auslagen schickte. Demnach stammte Lange gebürtig aus Bremerhaven und war vor seiner Erkrankung an Dysentarie (Ruhr) zuletzt Kapitän der britischen Lorcha »Heatherbelle« gewesen. Vgl. StAB 2 – C.24.b.2. (Anlage zu Heinsens Bericht vom 7. April 1866; Bericht Heinsens vom 24. Januar 1867).

130 Siehe StAB 2 – C.24.b.2 (Schiffsliste für 1864).

131 Allerdings gibt es eine Ausnahme: Heinsens Schiffsliste für das Jahr 1866, sofern es eine gab, ist weder in der Konsulatsakte noch in den entsprechenden Beständen des Archivs der Handelskammer Bremen vorhanden, weshalb für das eine in diesem Jahr von Bremen via England nach Shanghai abgegangene bremische Schiff keine näheren Angaben verfügbar sind. Vgl. HKB Hb II 83, Bd. 2; StAB 2 – C.24.b.2. Auch in dem publizierten »Commercial Report« des britischen Konsuls in Shanghai für 1866 werden über Ladung und Auftraggeber der bremischen Schiffe keine Angaben gemacht. Vgl. Commercial Reports from Her Majesty's Consuls in China, Japan, and Siam 1866, S. 87 f.

132 Hierbei handelt es sich um den Vorläufer der bekannten Firma »Kunst & Albers«, die im Jahre 1864 in Wladiwostok gegründet wurde und bald darauf zum führenden Handelshaus im Russischen Fernen Osten aufstieg. Zur Geschichte der Firma siehe: Lothar Deeg, Kunst & Albers Wladiwostok. Die Geschichte eines deutschen Handelshauses im russischen Fernen Osten (1864 – 1924), Essen 1996.

133 Bremer Bier war ein wichtiges bremisches Exportgut nach Ostasien, besonders während der Kaiserzeit. Vgl. Lydia Niehoff, Bremer Bier in Ostasien, in: Bremen – Ostasien. Eine Beziehung im Wandel, hrsg. v. Hartmut Roder, Bremen 2001, S. 262 - 267.

134 Jahrbuch für die Amtliche Statistik des Bremischen Staates 1867; Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1861 – 1866; StAB 2 – C.24.b.2 (Schiffslisten für 1861, 1863, 1864 und 1867); HKB Hb II 83, Bd. 2 (Schiffslisten für 1862 und 1865).

In umgekehrter Richtung, also von Shanghai nach Bremen, fuhr laut Bremer Handelsstatistik zwischen 1861 und 1867 nur ein einziges Schiff, das im Jahre 1862 in Bremen eintraf. Es hatte außerdem noch Fuhchau, Hongkong und Macao angelaufen, weshalb Schwemann weder im Jahre 1861 noch im Jahre 1862 ein direkt nach Bremen abgegangenes Schiff verzeichnete.[136]

Wie schon in den Jahrzehnten zuvor gelangten die meisten chinesischen Waren nach Bremen, Hamburg und den anderen deutschen Staaten indirekt über Großbritannien, der gesamte deutsch-chinesische Direkthandel war marginal. Auch deshalb mussten noch Ende der 1860er Jahre viele deutsche Schiffe, die von deutschen Häfen nach China fuhren, ihre Ladung in Großbritannien aufnehmen[137]. Es fuhren sogar, um dieses konkrete Beispiel hervorzuheben, mehr bremische Schiffe direkt von englischen Häfen (meist Cardiff) als von Bremen aus nach Shanghai; nach den Schiffslisten von Heinsen und Schwemann waren es zwischen 1861 und 1867 insgesamt zwölf, allesamt beladen mit Kohlen (eines beladen mit Kohlen und Stückgütern). Allerdings fuhr im gleichen Zeitraum nur ein bremisches Schiff von Shanghai nach Großbritannien, genauer gesagt nach London, beladen mit Seide und Tee (1861).[138]

Küstenhandel

Zweifelsohne machten die bremischen Händler ihr Hauptgeschäft im chinesischen Küstenhandel, in dem Shanghai in den 1860er Jahren neben Hongkong eine Schlüsselstellung zukam. In Bremen wurden sogar Schiffe speziell für die chinesische Küstenfahrt gebaut[139] (vgl. Abb. 1, S. 137). Nach der hamburgischen und teilweise der preußischen Flagge war die bremische bis 1866 stets am häufigsten von allen deutschen Flaggen im Hafen von Shanghai vertreten[140]. Weit abgeschlagen in den Schifffahrtsstatistiken dagegen war Lübeck; nur in einem seiner ohnehin wenigen Konsulatsberichte an den Lübecker Senat ging Konsul Heinsen auf den Handelsverkehr lübischer Schiffe mit Shanghai ein:

135 Nach Karin Bartsch betrieben beispielsweise viele Hamburger Kaufleute ein, wie sie es nennt, »Dreiecksgeschäft« zwecks Risikominimierung und Erschließung neuer Handelsplätze. Allerdings lief dieses vornehmlich in umgekehrter Richtung, also von Asien nach Hamburg (oder auch nach Bremen). Beliebte Routen waren beispielsweise Canton–Manila–Hamburg und Canton–Batavia–Hamburg. Bartsch unterscheidet dieses Dreiecksgeschäft vom Direkthandel. Vgl. Bartsch (wie Anm. 95), S. 68 f.

136 Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1862, S. 6.

137 Korff (wie Anm. 4), S. 102 f.

138 Louven, Wirtschaftsbeziehungen (wie Anm. 10), S. 159; Stoecker (wie Anm. 19), S. 45; Jahrbuch für die Amtliche Statistik des Bremischen Staates 1867; Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1861 – 1866; StAB 2 – C.24.b.2 (Schiffslisten für 1861, 1863, 1864 und 1867); HKB Hb II 83, Bd. 2 (Schiffslisten für 1862 und 1865).

139 Siehe u. a. Johannes Lachs, Schiffe aus Bremen. Bilder und Modelle im Focke-Museum, Bremen o. J. [1994], S. 149.

140 Commercial Reports from Her Majesty's Consuls in China, Japan and Siam 1862 – 1866.

»Seit längerer Zeit war ich ohne Veranlassung zu berichten an Euer Hochwohlgeboren, da meine konsularische Tätigkeit sich fast ausschließlich auf die Lübeckische Bark »Emma & Mathilde« beschränkte, welche zu verschiedenen Malen unseren Hafen besuchte. Am 14ten Novbr. d. J. [1865] traf die Lübeckische Bark »Alma« vom Amur hier ein[141], das einzige Schiff unter Lübeckischer Flagge welches bis jetzt in diesem Jahr den hiesigen Hafen besuchte«[142].

Bis Mitte der 1860er Jahre dominierten bremische und hamburgische Schiffe die chinesische Küstenfahrt und konnten ebenfalls in der chinesischen Flussschifffahrt Fuß fassen[143]. Das spiegelt sich auch in den bremischen Konsulatsberichten aus China wider. Sichtlich mit Stolz erfüllt berichtete beispielsweise Rudolph Heinsen aus Shanghai am 15. Mai 1861 an den Bremer Senat:

»Sowohl der Import und Export Handel [mit Shanghai] als auch namentlich die Schifffahrt haben in den letzten Jahren eine bedeutende Ausdehnung erhalten und ist so besonders erfreulich zu sehen wie die deutschen Schiffe fast den ganzen sehr bedeutenden Küstenhandel vermitteln«[144].

Ein entscheidender Vorteil der Hanseaten und auch der anderen Deutschen gegenüber den im Gesamthandel mit China dominierenden Briten und Amerikanern war, dass sie hauptsächlich kleine Schiffe wie Barken, Briggs und Schoner mit einer Tragfähigkeit von durchschnittlich nur 200 bis 400 Tons einsetzten[145]. Dadurch war es ihnen möglich, ohne Probleme auch kleinere Häfen und Buchten anzulaufen und günstigere Chartertarife anzubieten als ihre angloamerikanische Konkurrenz. Die chinesischen Dschunken, die bis zum Ersten Opiumkrieg die chinesische Küstenfahrt beherrscht hatten, waren

141 In seinem Bericht vom 7. April 1866 geht Heinsen auf den Aufenthalt der Bark »Alma« in Shanghai ausführlicher ein. Vgl. AHL ASA E Ü 2.

142 Ebd. (Bericht Heinsens an Senator Dr. Curtius vom 7. Dezember 1865). Lübecks Handelsschwerpunkt lag in dieser Zeit auf dem Handel mit den deutschen Ländern, insbesondere aber auf dem Handel mit den Ostseestaaten, »dessen Erhaltung und Förderung seine gesamte Politik im 19. Jahrhundert gewidmet ist«. Wie der Übersee- und Englandhandel für Bremen und Hamburg war »die Erhaltung des nordischen Geschäfts für Lübeck eine Lebensfrage«, wie es in einer populären Denkschrift aus dem Jahre 1848 heißt. Zitate aus: Nora Rasmussen, Handel und Handelspolitik Lübecks vom Ende der Franzosenherrschaft (1813) bis zum Anschluss an den Zollverein (1868), (Diss.) Kiel 1924, S. 3 (ein vollständiges Exemplar ist nur im Archiv der Hansestadt Lübeck vorhanden. Vgl. AHL L VII 167); Lübecks Nordischer Handel unter Berücksichtigung seiner Bedeutsamkeit für die deutsche Fabrication, Lübeck 1848, S. 14.

143 Nach Einschätzung von C. Jacob, einem Teilnehmer der preußischen Ostasienexpedition, lag die chinesische Küstenfahrt Anfang der 1860er Jahre sogar zu mindestens drei Viertel in deutscher, hauptsächlich hamburgischer und bremischer Hand. Vgl. Jacob (wie Anm. 113), S. 28; vgl. außerdem Louven, Wirtschaftsbeziehungen (wie Anm. 4), S. 160; Stoecker (wie Anm. 19), S. 47.

144 StAB 2 – C.24.b.2.

145 Die bremischen Segler waren im Allgemeinen etwas größer als die hamburgischen. Vgl. Korff (wie Anm. 4), S. 107 f. u. 111.



Abb. 4: Flanieren im Huangpu-Park am Bund in Shanghai um 1870.

in den 1860er Jahren bereits weitgehend verdrängt, weil ihnen die europäischen und amerikanischen Segler technisch deutlich überlegen waren. Diese konnten gegen den Monsun kreuzen und dadurch wetterunabhängig das ganze Jahr auf allen Routen eingesetzt werden, wozu die Dschunken technisch nicht in der Lage waren[146]. Ausländische, besonders die kleinen hanseatischen Schiffe wurden aus diesem Grund auch häufig von chinesischen Händlern gechartert[147]. Ausschlaggebend für diese Entwicklung aber war nicht die technische Überlegenheit, sondern dass auf den ausländischen Schiffen die transportierten Waren gegen Havarie und andere Schäden versichert waren. Europäische Versicherungsunternehmen hatten sich schon früh auf dem chinesischen Markt etablieren können, und ihr Angebot, auch Frachten chinesischer Händler auf europäischen und amerikanischen, nicht aber chinesischen Schiffen zu versichern, war der ausländischen Küstenfahrt äußerst zuträglich. Nach verschiedenen zeitgenössischen Berichten profitierten die Hanseaten auch davon, dass ihre Schiffsbesatzungen den Chinesen,

146 Allerdings lernten die Chinesen schnell dazu, so dass es ihnen schon in den 1870er Jahren gelang, mit moderneren Schiffen nach und nach Marktanteile von der ausländischen Konkurrenz zurückzugewinnen. Vgl. Eberstein, Hamburg (wie Anm. 2), S. 170.

147 Der britische Konsul in Shanghai, Rutherford Alcock, nennt in seinem »Report on the Maritime Trade of China, and the prospects of the more valuable portion being transferred to Foreign Bottoms« aus dem Jahre 1848 die häufigen Piratenüberfälle auf die im asiatischen und chinesischen Küstenhandel verkehrenden Dschunken als den wichtigsten Grund für die chinesischen Händler, vermehrt die wendigeren und damit auch sichereren europäischen Schiffe zu chartern. Vgl. Returns of the Trade of the various Ports of China 1847–1848 (wie Anm. 25), S. 55-59. Dieser Trend verstärkte sich noch, nachdem sich europäische und amerikanische Unternehmen etabliert hatten, welche die auf ausländischen Schiffen transportierten Waren gegen Schäden aller Art versicherten. Trotzdem wurden auch ausländische Schiffe, bremische eingeschlossen, von Piraten geplündert. Vgl. Ziegler (wie Anm. 9), S. 277-292.

anders als beispielsweise die Briten, mit Respekt begegneten[148]. In der Regel wurden die Schiffe für die Küsten- und Flussschifffahrt monatsweise gechartert. Aus den Schiffslisten von Konsul Heinsen und seinem Stellvertreter Schwemann geht hervor, dass bremische Schiffe, die Shanghai anliefen, zumeist von deutschen, aber auch von britischen und amerikanischen Firmen gechartert wurden. Einige wenige fuhren für Rechnung des Kapitäns, chinesische Firmen sind nicht vermerkt; Angaben darüber sind jedoch nur in den Listen für die Jahre 1862 bis 1865 enthalten[149]. Aus den Schiffslisten geht ebenfalls hervor, dass keines der in den 1860er Jahren in Shanghai angekommenen bremischen Schiffe unmittelbar aus einem Jangtsehafen kam oder dorthin weiterfuhr, was belegt, dass bremische Schiffe am ertragreichen Handel zwischen Shanghai und den geöffneten Jangtsehäfen nicht beteiligt waren. Dieser wurde fast vollständig von den Briten kontrolliert, die hier von Beginn an auf Dampfschiffe setzten[150]. In der zweiten Hälfte der 1860er Jahre stagnierte die hanseatische Küstenschifffahrt. Zwar blieb nach Walther Vogel der Ferne Osten »noch bis 1870 die ausschließliche Domäne der Segelschiffe«[151], was für den Direkthandel mit Europa auch richtig ist, aber die Anzahl vor allem der britischen Dampfschiffe im chinesischen Küstenverkehr nahm schon einige Jahre vor der Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869 immer mehr zu[152]. Als die Hanseaten Ende der 1860er Jahre erkannten, dass die Zukunft der chinesischen Küstenfahrt in den Händen der Dampfschiffe lag, war

148 Nach Jacobs Einschätzung war dies der Hauptgrund für den Erfolg der hanseatischen und auch der anderen deutschen Schiffe im chinesischen Küstenverkehr. Vgl. Jacob (wie Anm. 113), S. 28; siehe dazu auch Rolf-Harald Wippich, Oldenburg und Ostasien. Der Schiffs- und Handelsverkehr eines norddeutschen Kleinstaates im Chinesischen Meer in der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Europäische Überseegeschichte, hrsg. v. M. A. Denzel u. a., Jg. 4 (2004), S. 33 - 62, hier S. 43 f.

149 Die Konsulatsakte im Staatsarchiv Bremen enthält nur Schiffslisten für die Jahre 1861, 1863, 1864 und 1867. Im Archiv der Handelskammer Bremen befinden sich weitere Schiffslisten für 1862 und 1865. Vgl. StAB 2 – C.24.b.2; HKB Hb II 83, Bd. 2.

150 Berichte über Chinesische Handels-Verhältnisse (wie Anm. 3), S. 14 ff.. Im Jahre 1866 aber verloren die Briten ihre Vormachtstellung im Jangtsehandel. Der britische Konsul in Shanghai, Charles A. Winchester, berichtete im April 1867 nach London, dass die amerikanische »Shanghai Steam Navigation Company« alle auf dem Jangtse verkehrenden Flussdampfer aufgekauft habe und dass »their former opponents have engaged for ten years [!] not to run vessels on the great river«. Zitat aus: Commercial Reports from Her Majesty's Consuls in China, Japan, and Siam 1866, S. 69.

151 Walther Vogel, Die deutsche Handelsmarine im 19. Jahrhundert, Berlin 1914, S. 20; siehe auch Korff (wie Anm. 4), S. 74 - 77 u. 105 f.

152 Schon im Jahr 1866 wurden insgesamt mehr Dampf- als Segelschiffe in den chinesischen Vertragshäfen ein- und ausklariert, und zwar sowohl in Bezug auf die Anzahl der Schiffe als auch deren Tonnage. Das gilt jedoch nicht für Shanghai, dort dominierten noch bis Anfang der 1870er Jahre die Segelschiffe. Vgl. Handels-Statistik der chinesischen Vertragshäfen, in: China. Handels-Statistik der Vertragshäfen für die Periode 1863 – 1872, zusammengestellt für die österreichisch-ungarische Welt-Ausstellung Wien 1873, veröffentlicht auf Veranlassung

es bereits zu spät. Inzwischen hatten sich verstärkt britische Großunternehmen im chinesischen Küstenverkehr engagiert, denen die hanseatische Konkurrenz nichts entgegensetzen konnte, weshalb sie nun binnen weniger Jahre vom Markt verdrängt wurde.[153] Erst zur Jahrhundertwende gelang es deutschen Reedereien, namentlich dem bremischen »Norddeutschen Lloyd« und der »Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft« (HAPAG), wieder erfolgreich in der chinesischen Küsten- und Flussschifffahrt Fuß zu fassen[154].

Der Handelsverkehr bremischer Schiffe mit Shanghai ist für die 1860er Jahre gut dokumentiert anhand der Schiffslisten von Konsul Heinsen und seinem Stellvertreter Schwemann, die für die Jahre 1861 bis 1865 und 1867 vorliegen[155]. Auf diese Listen ist schon des Öfteren verwiesen worden. Ihre detailliertere Auswertung ermöglicht es, im Verein mit den (teilweise schon angeführten) darauf Bezug nehmenden Konsulatsberichten, ein relativ genaues Bild vom Handelsverkehr bremischer Schiffe mit Shanghai in den 1860er Jahren zu bekommen:

Erstmals liegt für das Jahr 1861 eine Liste der in Shanghai angekommenen bremischen Seeschiffe vor, die Schwemann Anfang April des folgenden Jahres dem Senat übermittelte. Demnach kamen 16 bremische Schiffe in Shanghai an, darunter vier Schiffe zweimal, die Bark »Bürgermeister Duckwitz« dreimal. Fast alle kamen aus anderen chinesischen Häfen und hatten hauptsächlich Bohnenkuchen und Zucker geladen, oft wurde auch Diverses vermerkt. Lediglich drei Schiffe kamen mit Kohlen beladen aus Europa, genauer den englischen Häfen Cardiff, Sunderland und Swansea. Nach oft mehrwöchiger Liegezeit liefen fast alle wiederum in Richtung anderer chinesischen Häfen aus, beladen mit Bohnenkuchen, Textilien oder Erbsen, manche mit Ballast. Nur die »Bürgermeister Duckwitz« verließ Shanghai am 28. Januar 1862 in Richtung Europa, um Seide und Tee nach London zu transportieren.

des General-Inspectors der chinesischen See-Zollverwaltung, Schanghai 1873, S. 16, Tab. I.3; Shanghai [Handelsstatistik], S. 5, Tab. 3.

153 Bartsch (wie Anm. 95), S. 64; Bechtloff (wie Anm. 57), S. 46; Fr. Wolff, China oder der Chinesische Handel, in: Handelsberichte der kaufmännischen Begleiter der Ostasiatischen Expedition, als Manuskript gedruckt, Berlin o.J. [1862], S. 32-59, hier S. 33-36 (enthalten in: StAB 2-B.11.b.6.); Die Deutschen Schiffe in China, in: Hansa. Zeitschrift für Seewesen, Jg. 3 (1866), Nr. 77, S. 620 ff.; Eberstein, Hamburg (wie Anm. 2), S. 33 f. u. 167-172; Glade (wie Anm. 19), S. 33 f.; Jacob (wie Anm. 113), S. 28 f.; Korff (wie Anm. 4), S. 88 f. u. 96 f.; D. Kürchhoff, Die Schiffahrt in und nach Ostasien, in: Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft, Jg. 6 (1904), Nr. 6, S. 453-471, hier S. 453 f.; Louven, Wirtschaftsbeziehungen (wie Anm. 10), S. 159 f.; Frank Stielow, Deutsche Küstenschiffahrt in chinesischen Gewässern, in: Bremen – Ostasien. Eine Beziehung im Wandel, hrsg. v. Hartmut Roder, Bremen 2001, S. 188 f.; Stoecker (wie Anm. 19), S. 44-48; Wätjen, Handelsschiffahrt (wie Anm. 2), S. 232-247; Ziegler (wie Anm. 9), S. 243-248.

154 Siehe Eberstein, Hamburg (wie Anm. 2), S. 171 f.; Herold, Kolonial- und Wirtschaftspolitik (wie Anm. 89), S. 40 f..

155 StAB 2-C.24.b.2 (Schiffslisten für 1861, 1863, 1864 und 1867); HKB Hb II 83, Bd. 2 (Schiffslisten für 1862 und 1865).

Zwar berichtete Schwemann dem Bremer Senat, dass der allgemeine Handel mit Shanghai im Jahre 1862 einen »ganz unerwarteten Aufschwung« genommen habe, der »namentlich durch die Eröffnung von neuen Häfen am Jangtse-Kiang & im nördlichen China herbeigeführt worden ist«[156]. Allerdings war der Handel mit Shanghai, wie schon in den Vorjahren, 1862 noch immer stark beeinträchtigt durch Übergriffe der Taipings. Schwemann listete 17 angekommene bremische Schiffe auf, darunter viermal die Brigg »Martin Luther« und zweimal die Bark »Energie«. Die Ladekapazität all dieser Schiffe zusammengerechnet war jedoch knapp 400 Lasten geringer als im Vorjahr. Fast alle Schiffe waren im chinesischen und asiatischen Küstenhandel tätig, nur ein Schiff kam direkt aus Europa, aus dem englischen Cardiff. Eingeführt wurden vor allem Reis und Stückgüter. Zu den wichtigsten Ausfuhrgütern gehörten Baumwolle, Bohnenkuchen und Stückgüter. Auffällig ist der hohe Anteil an Schiffen, die mit Ballast ausliefen, nämlich 9 von 17. Vermutlich lag dies an Versorgungsengpässen Shanghais mit wichtigen Ausfuhrgütern aufgrund der heftigen Kämpfe um die Stadt und ihr Hinterland. Schwemann verzeichnete diesmal auch die Auftraggeber, für deren Rechnung die bremischen Schiffe fuhren; es waren ausschließlich deutsche Firmen, hauptsächlich »Bourjan, Hübener & Co.« und »Siemssen & Co.«.

Im Vergleich zum Vorjahr verdoppelten sich 1863 die Ankünfte bremischer Schiffe annähernd von 17 auf 31, ein Niveau, das jedoch in den darauf folgenden Jahren bis zum Ende des Untersuchungszeitraums (1867) nicht mehr erreicht wurde[157]. Wie bereits oben ausgeführt, profitierten auch die bremischen Küstenfahrer sowohl vom gewaltigen Boom Shanghais, der im Jahre 1863 nach dem Zurückdrängen der Taipings seinen Anfang nahm, als auch vom Inkrafttreten des Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrages zwischen den deutschen Staaten und China nach dessen Ratifikation am 14. Januar 1863. Von den insgesamt 19 verschiedenen Schiffen legten zehn zweimal in Shanghai an, die Bark »Sextant« sogar dreimal. Die meisten Schiffe lieferten Reis und Stückgüter aus anderen chinesischen und asiatischen Häfen, vor allem aus Hongkong. Je ein Schiff kam aus New York, beladen mit Kohlen, und dem russischen Nikolajewsk, beladen mit Holz. Sechs Schiffe kamen aus Europa (fast ausschließlich Großbritannien), beladen mit Kohlen und Stückgütern, die Brigg »Clara« als einzige direkt aus Bremen, beladen mit Kohlen und Bier. Kein einziges Schiff aber fuhr zurück nach Europa, fast alle verkehrten nach anderen chinesischen und asiatischen Häfen, drei fuhren nach New York. Viele Schiffe verließen Shanghai mit Ballast oder beladen mit Baumwolle, Stückgütern, Seide und/oder Tee. In drei Fällen wird auch für Newchwang bestimmtes Opium als Ladung aufgeführt: beim Schoner »Indianola« sowie den Barken »Großvater« und »Confucius«. Schwemann verzeichnete auf dieser Liste auch die auftraggebenden Firmen. Die beiden

156 StAB 2 – C.24.b.2. (Bericht Schwemanns vom 22. Januar 1863).

157 Gleiches gilt für die addierte Ladekapazität, die sich ebenfalls annähernd verdoppelte von 2433 auf 4667 Lasten. Vgl. StAB 2 – C.24.b.2. (Schiffsliste für 1863); HKB Hb II 83, Bd. 2 (Schiffsliste für 1862).

wichtigsten Auftraggeber waren demnach »Bourjan Hübener & Co.« mit zehn Aufträgen und »Siemssen & Co.« mit acht Aufträgen.

In seinem Jahresbericht für 1864 informierte der inzwischen aus Europa zurückgekehrte Rudolph Heinsen den Bremer Senat, dass auf Anweisung der Shanghaier Zollbehörde bremische Schiffe, »welche mit 1 Commerz-Last gleich 2 Tons Register bei der hiesigen Zollbehörde angegeben waren, [jetzt] mit 4 Lasten gleich 9 Tons anzugeben«[158] seien. Er habe aber nicht gegen diese Maßnahme protestiert, »da der Vertrag vom 2. September 1861 hierüber keine näheren Bestimmungen enthält und Bremische Schiffe selbst bei dieser Berechnung noch einen kleinen Vortheil gegen eine effective Messung voraus haben«[159]. Zwar ging der Handelsverkehr im Jahre 1864 im Vergleich zum Vorjahr leicht zurück, doch das hatte andere Gründe als die Erhöhung der Zollabgaben. Heinsen führte diesen Umstand darauf zurück, »daß der Küstenhandel nicht so lebhaft war als im Jahre zuvor und daß die vielen an hiesiger Küste beschäftigten Dampfschiffe den Segelschiffen eine große Concurrenz bereiten«[160]. Zwar wurde die Flussschifffahrt auf dem Jangtse, wie oben ausgeführt, schon seit 1860 von britischen Dampfschiffen kontrolliert, doch zeigt sich hier, dass die zunehmende Konkurrenz britischer und amerikanischer Dampfschiffe auch im chinesischen Küstenhandel schon in der ersten Hälfte der 1860er Jahre zu einer spürbaren Verschärfung des Wettbewerbs führte und den in diesem Bereich dominanten Hanseaten erste Einbußen bescherte. Insgesamt verzeichnete Heinsen 29 angekommene bremische Schiffe für 1864, zwei weniger als im Vorjahr. Davon liefen vier Schiffe zweimal Shanghai an, die Bark »America« unter dem Kommando von Kapitän Köper[161] dreimal. Fast ein Drittel aller Schiffe kam aus europäischen, amerikanischen und kanadischen Häfen, beladen mit Kohlen, Holz oder diversen Waren. Allerdings wurden sie anschließend ausnahmslos im Küstenhandel eingesetzt, alle Schiffe verließen Shanghai in Richtung chinesischer Häfen, vor allem Hongkong, Newchwang und Chefoo. Am boomenden Baumwollexport in die Vereinigten Staaten von Amerika[162] waren die bremischen Schiffe nicht beteiligt. Auffällig ist, dass 22 von 28[163] Schiffen Shanghai mit Ballast verließen. (Unter den angekommenen Schiffen ist nur beim Schoner »Pfeil«, der aus dem neuseeländischen Auckland kam, Ballast in der Rubrik Ladung vermerkt.) Offensichtlich belieferten die bremischen Schiffe in erster

158 StAB 2 – C.24.b.2. (Bericht Heinsens vom 7. April 1865).
159 Ebd.
160 Ebd.
161 Die Bark »America« lief zwischen 1864 und 1866 Shanghai mehrfach an, sie war ein typischer Küstenfahrer. Heinsen traute Kapitän Köper im Januar 1866 im bremischen Konsulat mit einer Hamburgerin. Siehe Herold, Bremens Handel (wie Anm. 98), S. 60 ff.
162 Siehe Eiichi Motono, Conflict and Cooperation in Sino-British Business, 1860 – 1911. The Impact of the Pro-British Commercial Network in Shanghai, Houndmills u. a. 2000, S. 19 f.
163 Die hawaiische Bark »Admiral Harakewitsch« verließ Shanghai erst nach dem Jahreswechsel.

Linie die in Shanghai ansässigen Filialen ihrer Auftraggeber, die aber nur sehr eingeschränkt in der Lage waren, sie mit entsprechenden Ausfrachten zu beladen. Die Gründe dafür ließen sich im Einzelnen nicht nachvollziehen. Wie schon in den Vorjahren waren es hauptsächlich deutsche Firmen, welche die bremischen Schiffe charterten, vor allem »Kunst, Röhl & Co.«, »Bourjan, Hübener & Co.«, »Wilhelm Pustau & Co.« und »Rehhoff & Co.«.

Im Jahre 1865 verschärfte sich der Trend vom Vorjahr, Heinsen konnte nur noch 25 angekommene bremische Seeschiffe verzeichnen. Davon liefen fünf Schiffe Shanghai zweimal an, die Bark »Amazone« dreimal. Allerdings übertraf die Ladekapazität aller angekommenen Schiffe diejenige des Vorjahres um fast 100 Lasten. Eingeführt wurden hauptsächlich Stückgüter, aber auch Bau- und Feuerholz, Kohlen und Medizin, hauptsächlich aus chinesischen und anderen asiatischen Häfen. Die Brigg »Emma« brachte im Auftrag von »Wilhelm Pustau & Co.« im August eine äußerst ungewöhnliche »Fracht« von Amoy nach Shanghai: chinesische Soldaten. Ausgeführt wurden vor allem Baumwolle, Weizen und Stückgüter, einmal ist auch Opium vermerkt. Nur acht Schiffe verließen Shanghai mit Ballast, sechs davon in Richtung Newchwang. Fast alle Schiffe verkehrten nach chinesischen und asiatischen Häfen. Auftraggeber waren wiederum hauptsächlich deutsche Firmen, vor allem »Bourjan, Hübener & Co.«, »Ed. Schellhahs & Co.«, »Wilhelm Pustau & Co.« und »Claussen, Droege & Co.«.

Anders als in Hamburg[164] liegt in Bremen für das Jahr 1866 keine Schiffsliste von Heinsen vor[165]. Dass weder im Staatsarchiv Bremen noch im Archiv der Handelskammer Bremen eine solche Liste vorhanden ist, nicht einmal eine Abschrift derselben, lässt vermuten, dass Heinsen dem Bremer Senat in jenem Jahr offenbar keine zukommen ließ. Allerdings schrieb er in seinem Konsulatsbericht vom 5. Februar 1868, dass im Jahre 1866 acht bremische Schiffe in Shanghai eingetroffen waren[166]. Informationen über Namen, Herkunft und Ladung der Schiffe enthält dieser Bericht allerdings nicht, so dass auf andere Quellen zurückgegriffen werden musste. Weil seinerzeit fast alle bremischen Schiffe, die in Shanghai und den anderen chinesischen Häfen einliefen im chinesischen und asiatischen Küstenhandel tätig waren, beschränkte sich der Verfasser zunächst darauf, neben der Bremer Handelsstatistik[167] sämtliche Akten der bremischen Konsulate im Fernen Osten auf verwertbare Schiffslisten durchzusehen[168]. Solche Schiffslisten, die auch Auskunft über

164 CHH Consulats-Berichte 1866.

165 HKB Hb II 83, Bd. 2; StAB 2 – C.24.b.2.

166 StAB 2 – C.24.b.2. Diese Anzahl verzeichnete auch der britische Konsul in Shanghai, Charles A. Winchester. Vgl. Commercial Reports from Her Majesty's Consuls in China, Japan, and Siam 1866, S. 87.

167 Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels 1866, S. 4 - 7.

168 Ausgewertet wurden alle Akten der bremischen Konsulate, die 1866 im asiatischen Raum bestanden, und die entsprechenden Bestände im Archiv der Handelskammer Bremen. In folgenden Konsulatsakten waren keine oder keine verwertbaren Schiffslisten für das Jahr 1866 vorhanden: HKB Hb II 18 b; HKB Hb II 87, Bd. 1, 3 u. 4; StAB 2 – C.4.b.6.c.1. (Konsulat in Kalkutta, 1851 errichtet);

den bremischen Handelsverkehr mit Shanghai geben, liegen für 1866 aus Amoy[169], Fuhchau[170], Hongkong[171] und Swatow[172] vor. Anhand dieser Listen, im Verein mit der Bremer Handelsstatistik, konnten schließlich alle 1866 in Shanghai Station machenden bremischen Schiffe nachgewiesen werden:

1. Ein nicht näher bezeichnetes Schiff lief von Bremen via England nach Shanghai, wahrscheinlich mit Kohlen beladen.
2. Die Bark »America« unter dem Kommando von Kapitän Köper traf am 2. Februar von Shanghai in Swatow ein, beladen mit Manurekuchen[173].
3. Die Bark »F. Reck« unter dem Kommando von Kapitän Stechmann traf am 3. April von Shanghai mit Bohnenkuchen etc. beladen in Swatow ein.
4. Die Bark »F. Reck« lief am 17. Mai von Swatow aus wieder zurück nach Shanghai, beladen mit Zucker etc. (danach fuhr sie vermutlich weiter nach Chefoo und dann zurück nach Swatow, wo sie am 29. Juni eintraf).
5. Die Schonerbrigg »Bertha & Pauline« unter dem Kommando von Kapitän Lehmann lief am 19. Juni von Amoy nach Shanghai, beladen mit diversen Waren.
6. Die Schonerbrigg »Eduard« unter dem Kommando von Kapitän Zinke traf am 7. August von Shanghai mit diversen Waren beladen in Amoy ein.

StAB 2 – C.4.b.6.c.2 (Konsulat in Singapore, 1844 errichtet); StAB 2 – C.4.b.6.c.3. (Konsulat in Akyab, 1853 errichtet); StAB 2 – C. 4.b.6.c.4. (Konsulat in Bombay, 1856 errichtet); StAB 2 – C.4.b.6.c.6. (Konsulat in Madras, 1858 errichtet); StAB 2 – C.4.b.6.c.7. (Konsulat in Penang, 1859 errichtet); StAB 2 – C.4.b.6.c.8. (Konsulat in Bassein, 1859 errichtet); StAB 2 – C.4.b.6.c.9. (Konsulat in Rangoon, 1859 errichtet); StAB 2 – C.4.b.6.c.10. (Konsulat in Karatschi, 1861 errichtet); StAB 2 – C.24.b.1 (Konsulat in Canton, 1851 errichtet); StAB 2 – C.24.b.5. (Konsulat in Tientsin, 1863 errichtet); StAB 2 – C.24.b.6. (Konsulat in Newchwang, 1864 errichtet); StAB 2 – C.24.b.7. (Konsulat in Ningpo, 1865 errichtet); StAB 2 – C.24.b.8. (Konsulat in Takao, 1866 errichtet); StAB 2 – C.24.b.9. (Konsulat in Tamsui, 1866 errichtet); StAB 2 – C.33.a. und StAB 2 – C.33.b. (Akten über Bremens Beziehungen mit Siam, 1858 wurde ein Konsulat in Bangkok errichtet); StAB 2 – P.7.c.2.B.8. (Konsulat in Batavia, 1851 errichtet) StAB 2 – P.7.c.2.M.11 (Konsulat in Manila, 1852 errichtet); StAB 2 – P.7.c.2.S.38. (Konsulat in Samarang, 1862 errichtet). Die zahlreichen Berichte der Konsuln in den o.g. Konsulatsakten konnten im Rahmen dieser Arbeit nicht ausgewertet werden.

169 StAB 2 – C.24.b.0. In Amoy bestand nur ein hamburgisches Konsulat. Die Liste der von Amoy angekommenen und abgegangenen bremischen Schiffe für 1866 wurde, wie einem entsprechenden Vermerk von Senator Smidt auf der ersten Seite der Liste zu entnehmen ist, dem Bremer Senat vom Hamburger Syndikus Merck am 27. März 1867 übermittelt. (Syndikus Carl Merck leitete die hamburgische Verwaltungsabteilung für Auswärtige Angelegenheiten.)

170 Die Schiffsliste aus Fuhchau für 1866 befindet sich nicht in der entsprechenden Konsulatsakte im Staatsarchiv Bremen (StAB 2 – C.24.b.3.), sondern im Archiv der Handelskammer Bremen. Vgl. HKB Hb II 83, Bd. 2.

171 StAB 2 – C.4.b.6.c.5.

172 StAB 2 – C.24.b.4. Das Konsulat wurde 1862 errichtet. Vgl. StAB 2 – C.24.b.0.

173 Dabei handelt es sich vermutlich um ein Düngemittel (von engl. Manure = Dünger).

7. Die Bark »F. Reck« lief am 14. September von Swatow aus nach Shanghai, beladen mit Zucker etc. (sie war am 29. Juni aus Chefoo in Swatow eingetroffen)[174].
8. Der Schoner »Themis« unter dem Kommando von Kapitän Bömermann lief am 2. November mit diversen Waren beladen von Shanghai nach Hongkong.

Heinsen ging in seinen Konsulatsberichten nicht auf die Gründe für diesen starken Rückgang des bremischen Schiffsverkehrs mit Shanghai ein. Er erwähnte nicht mit einem Wort die große Wirtschaftskrise, die Shanghai 1866 erfasste und den gesamten Chinahandel in eine temporäre Rezession hineinkatapultierte. Diese wurde ausgelöst durch den Zusammenbruch einer spekulativen Kreditwirtschaft, die durch einen gewaltigen Boom der Baumwollausfuhren während des amerikanischen Bürgerkrieges (1861–1865) angeheizt worden war[175]. Im Vergleich zum Vorjahr ist für 1866 ein genereller Rückgang des Handelsverkehrs von Schiffen aller Flaggen mit Shanghai zu verzeichnen, allerdings war die Bremer Flagge davon besonders stark betroffen.[176]

Als 1867 die Wirtschaft in Shanghai wieder anzog, profitierten davon auch die bremischen Händler. »Die deutschen Schiffe bleiben an der Küste sehr beliebt«, resümierte Heinsen in einem Bericht an den Bremer Senat[177]. Mit 22 angekommenen bremischen Schiffen wurde annähernd die Anzahl von 1865 erreicht, vier davon liefen Shanghai zweimal an, das Vollschiff »Matador« sogar viermal. Allerdings übertraf die Ladekapazität aller angekommenen Schiffe diejenige des Vorvorjahres um fast 300 Lasten. Sieben Schiffe kamen von nicht-asiatischen Häfen, hauptsächlich Sydney und Cardiff, allerdings verließen alle Schiffe Shanghai in Richtung eines Hafens an der chinesischen Küste. Die wichtigsten Einfuhrgüter waren Kohlen, Zucker und Gemüse, oftmals wurde auch Diverses vermerkt. Ausgeführt wurden Weizen, Bohnen, Reis, Tee und Opium. Bei gut zwei Drittel der Schiffe ist als Ausfuhrladung Diverses oder Ballast vermerkt. Über die Auftraggeber ist nichts verzeichnet. Bremische Schiffe waren auch im Kulihandel tätig, der aber vor allem über Hongkong und Macao abgewickelt wurde[178]. Shanghai spielte dabei offenbar keine Rolle, jedenfalls meldete Heinsen Ende Januar 1867 auf eine entsprechende Anfrage von Senator Heinrich Smidt[179], dass »eine Culiebeförderung von Shanghai nach außerchinesischen Plätzen bis jetzt nicht stattfindet«[180].

Für die nachfolgenden Jahre liegen keine Schiffslisten mehr vor, das bremische Konsulat in Shanghai wurde Ende 1868 aufgelöst[181].

174 Die Bark »F. Reck« fuhr anschließend von Shanghai weiter nach Fuhchau, wo sie am 1. Dezember mit Ballast eintraf.
175 Siehe Motono (wie Anm. 162), S. 19 f.
176 Ebd., S. 19-23; Commercial Reports from Her Majesty's Consuls in China, Japan, and Siam 1866, S. 66-70 u. 87; Maclellan (wie Anm. 7), S. 60 ff.
177 StAb 2–C.24.b.2. (Bericht Heinsens vom 5. Februar 1868).
178 Siehe u. a. Ziegler (wie Anm. 9), S. 201-224.
179 Senator Heinrich Smidt war Vorsitzender der Senatskommission für Auswärtige Angelegenheiten.

Quellen- und Literatur

Ungedruckte Quellen

Archiv der Handelskammer Bremen (HKB)

Hb II	*Handelspolitik – Außenhandel: Länder.*
Hb II 18 b	Britische Kolonien: Port Natal, Hongkong, Jamaica, Gibraltar 1850 – 1884.
Hb II 83, Bd. 1	China 1849 – 1862 (darin u. a. enthalten: Returns of the Trade of the various Ports of China for the Years 1847 and 1848, presented to the House of Commons by Command of Her Majesty, London 1849; J. D. Sturz: Denkschrift betreffend den von Deutschland einzuleitenden Verkehr mit dem neu eröffneten Weltmarkt in China und Japan, nebenbei mit Siam und Singapore, o. O. o. J. [1859]).
Hb II 83, Bd. 2	China 1863 – 1870 (darin u. a. enthalten: Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen den deutschen Staaten und China vom 2. September 1861).
Hb II 83, Bd. 3	China 1871 – 1893.
Hb II 87, Bd. 1	Britisch Indien, Ostindien: Allgemeines 1841 – 1924.
Hb II 87, Bd. 3	Britisch Indien, Ostindien: Akyab, Bombay, Kalkutta 1851 – 1878.
Hb II 87, Bd. 4	Britisch-Indien, Ostindien: Batavia (fehlt in der Akte!), Madras, Makassar, Penang, Rangoon, Singapore, Karatschi 1852 – 1876.

Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen (StAB)

2 – B.11.b.	*Preußische diplomatische Agenten, Konsuln usw. bei den Hansestädten und Korrespondenz mit denselben.*
2 – B.11.b.6.	Freiherr von Richthofen, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, 1859 – 1867 (darin u. a. enthalten: Handelsberichte der kaufmännischen Begleiter der Ostasiatischen Expedition, als Manuskript gedruckt, Berlin o. J. [1862]).
C.4.b.	*Hanseatische Konsuln und Agenten in England und in den britischen Kolonien.*
2 – C.4.b.6.c.1.	In Kalkutta 1843 – 1866.
2 – C.4.b.6.c.2.	In Singapore 1843 – 1868.
2 – C.4.b.6.c.3.	In Akyab 1853 – 1868.
2 – C.4.b.6.c.4.	In Bombay 1855 – 1867.
2 – C.4.b.6.c.5.	In Hongkong 1856 – 1869.
2 – C.4.b.6.c.6.	In Madras 1858 – 1866.
2 – C.4.b.6.c.7.	In Penang 1859 – 1868.
2 – C.4.b.6.c.8.	In Bassein 1856 – 1868.
2 – C.4.b.6.c.9.	In Rangoon 1859 – 1865.
2 – C.4.b.6.c.10.	In Karatschi 1860 – 1868.
2 – C.24.a.	*Verhältnisse der Hansestädte mit China: Generalia et diversa.*
2 – C.24.a.1.	1840 – 1865 (darin u. a. enthalten: Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen den deutschen Staaten und China vom 2. September 1861; Shipping in China Waters. Merchant

Vessels, in: Overland China Mail, Jg. 11 (1855), Nr. 119, S. 476; C. Jacob, Fr. W. Grube (Hrsg.): Berichte über Handelsbeziehungen zum östlichen Asien, als Manuskript gedruckt, o.O. o.J.).

2 – *C.24.b.* *Verhältnisse der Hansestädte mit China: Hanseatische diplomatische Agenten, Konsuln usw. in China.*

2 – C.24.b.0. Generalia et diversa 1860 – 1867.
2 – C.24.b.1. Konsulat in Canton 1829 – 1869.
2 – C.24.b.2. Konsulat in Shanghai 1851 – 1868.
2 – C.24.b.3. Konsulat in Fuhchau 1860 – 1870.
2 – C.24.b.4. Konsulat in Swatow 1862 – 1868.
2 – C.24.b.5. Konsulat in Tiëntsin 1863 – 1867.
2 – C.24.b.6. Konsulat in Newchwang 1864 – 1869.
2 – C.24.b.7. Konsulat in Ningpo 1865 – 1871.
2 – C.24.b.8. Konsulat in Takao 1865 – 1867.
2 – C.24.b.9. Konsulat in Tamsui 1866 – 1869.

2 – *C.33.* *Verhältnisse der Hansestädte mit Siam (Thailand).*

2 – C.33.a. Generalia et diversa 1856 – 1861.

2 – C.33.b. Gegenseitige diplomatische Agenten, Konsuln usw. 1858 – 1902.

2 – *P.7.c.* *Agenten und Konsuln im Auslande.*

2 – P.7.c.2.B.8. Batavia 1850 – 1868.
2 – P.7.c.2.M.11. Manila (Philippinen) 1852 – 1866.
2 – P.7.c.2.S.38. Samarang auf Java 1862 – 1868.

2 – *R.11.* *Schifffahrt zur See.*

2 – R.11.e.1. Schiffslisten und statistisches Material über die unter bremischer Flagge fahrenden Schiffe 1765 – 1876 (darin u.a. enthalten: Carl Joh. Klingenberg: Bremens Schifffahrt von der Weser im Jahre 1857 von und nach aussereuropäischen Plätzen und Gewässern, sowie nach der Türkei, dem Schwarzen und dem Weißen Meere, Bremen 1858).

2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 1 Verzeichnis der Reisen von Bremer Seeschiffen 1845 – 1849.
2 – R.11.p.3.b.1.b., Bd. 2 Verzeichnis der Reisen von Bremer Seeschiffen 1856 – 1858.

2 – *T.6.m.* *Armenanstalten, Stiftungen und Vereine: Haus Seefahrt.*

2 – T.6.m.16.e.4. Hauptbuch der Reisegelder (Bodmerei-Buch) 1841 – 1882.

Archiv der Hansestadt Lübeck (AHL)

Altes Senatsarchiv, Externa, Übersee 2 (ASA E Ü 2).
Urkunden, Hanseatica Nr. 31, 1861 September 2.

Commerzbibliothek der Handelskammer Hamburg (CHH)

Consulats-Berichte 1843 – 1867 (darin u.a. enthalten: Custom-House Return of Shipping at the Port of Shanghae, Shanghai 1855; Return of Foreign Shipping at the Port of Shanghae, hrsg. v. Office of Maritime Customs, Shanghai 1855; Returns of the Import and Export Trade, carried on under Foreign Flags, at the Port of Shanghai, for the Year of 1859, hrsg. v. Superintendent of Customs at Shanghae, Shanghai o.J. [1860]).

Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg (StAH)

Senat Cl.VI, No. 14a, Vol. 2	*Hamburgs Beziehungen zu fremden Staaten: China*
Senat Cl.VI, No. 14 a, Vol. 2, Fasc. 2 c	Hamburgisches Konsulat zu Shanghai, 1853 – 1859.
Senat Cl.VI, No. 14 a, Vol. 2, Fasc. 2d	Hamburgisches Konsulat zu Shanghai, 1859 – 1860.

Gedruckte Quellen

Statistiken, Verträge etc.

Bremer Schiffslisten 1843 – 1867.

Commercial Reports from Her Majesty's Consuls in China, Japan, and Siam, presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty, 1862 – 1867.

Custom-House Return of Shipping at the Port of Shanghae, 12.07. – 31.12.1854.

Sturz, J. D.: Denkschrift betreffend den von Deutschland einzuleitenden Verkehr mit dem neu eröffneten Weltmarkt in China und Japan, nebenbei mit Siam und Singapore, o. O. o. J. [1859].

Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen den deutschen Staaten und China vom 2. September 1861.

Handels-Statistik der chinesischen Vertragshäfen, in: China. Handels-Statistik der Vertragshäfen für die Periode 1863 – 1872, zusammengestellt für die österreichisch-ungarische Welt-Ausstellung Wien 1873, veröffentlicht auf Veranlassung des General-Inspectors der chinesischen See-Zollverwaltung, Schanghai 1873.

Jahrbuch für die Amtliche Statistik des Bremischen Staates, hrsg. v. Bureau für Bremische Statistik, 1867.

Klingenberg, Carl Joh.: Bremens Schifffahrt von der Weser im Jahre 1857 von und nach aussereuropäischen Plätzen und Gewässern, sowie nach der Türkei, dem Schwarzen und dem Weißen Meere, Bremen 1858.

Mittheilung des Senats an die Bürgerschaft vom 21. Februar 1862, in: Verhandlungen zwischen dem Senat und der Bürgerschaft vom Jahre 1862, o. O. [Bremen] o. J. [1863], S. 51-77.

Return of Foreign Shipping at the Port of Shanghae, hrsg. v. Office of Maritime Customs, 01.01. – 30.06.1855.

Returns of the Import and Export Trade, carried on under Foreign Flags, at the Port of Shanghai, hrsg. v. Superintendent of Customs at Shanghae, 1859.

Returns of the Trade of the various Ports of China, presented to the House of Commons by Command of Her Majesty, 1847 – 1848.

Shanghai [Handelsstatistik], in: China. Handels-Statistik der Vertragshäfen für die Periode 1863 – 1872, zusammengestellt für die österreichisch-ungarische Welt-Ausstellung Wien 1873, veröffentlicht auf Veranlassung des General-Inspectors der chinesischen See-Zollverwaltung, Schanghai 1873.

Tabellarische Übersicht des Bremischen Handels, zusammengestellt von der Behörde für die Handelsstatistik, 1851 – 1866.

Übersicht des Bremischen Handels, zusammengestellt von der Behörde für die Handelsstatistik, 1849 – 1850.

Zeitungsberichte

Beilage zur Weser-Zeitung Nr. 937 (9. Januar 1847).

Beilage zur Weser-Zeitung Nr. 125 (16. Januar 1848).

Bremen's Schifffahrt 1849, in: Weser-Zeitung Nr. 1912 (26. Januar 1850).

China. (Die Aufbringung der Brig Greta), in: Weser-Zeitung Nr. 3727 (30. Nov. 1855).

Handelsvertrag mit China, in: Lübeckische Blätter, Jg. 4 (1862), Nr. 13, S. 98.

Shipping in China Waters. Merchant Vessels, in: Overland China Mail, Jg. 11 (1855), Nr. 119, S. 476.

Verzeichnis der im Jahre 1850 nach aussereuropäischen Plätzen und Gewässern von der Weser abgegangenen und daselbst angekommenen Schiffe, in: Weser-Zeitung Nr. 2226 (30. Januar 1851).

Handbücher und andere Hilfsmittel

Hamburgischer Staats-Kalender, Jg. 1843–1868.

Henriot, Christian, Zheng, Zu'an: Atlas de Shanghai. Espaces et représentations de 1849 à nos jours, Paris 1999.

Lagai, Heinrich (Hrsg.): Ritter's geographisch-statistisches Lexikon über die Erdtheile, Länder, Meere, Buchten, Häfen, Seen, Flüsse, Gebirge, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Bäder, Bergwerke, Kanäle, Eisenbahnen, etc., 2 Bde., 7., umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig 1883.

Meyers großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, 20 Bde., 6. Auflage, Leipzig u. Wien 1902–1908.

Schwarzwälder, Herbert: Das Große Bremen-Lexikon, 2 Bde., 2., aktualisierte, überarbeitete und erweiterte Auflage, Bremen 2003.

Staatskalender der freien Hansestadt Bremen, Jg. 1842–1868.

Darstellungen

Banno, Masataka: China and the West 1858–1861. The Origins of the Tsungli Yamen, Cambridge 1964.

Bartsch, Karin: Hamburgs Handelsbeziehungen mit China und Britisch-Ostindien (1842–1867), (Diss.) Hamburg 1956.

Bechtloff, Dagmar: Bremer Kaufleute im Asienhandel während des 19. Jahrhunderts, in: Bremen–Ostasien. Eine Beziehung im Wandel, hrsg. v. Hartmut Roder, Bremen 2001, S. 44-53.

Berg, Albert (Hrsg.): Die preussische Expedition nach Ost-Asien. Nach amtlichen Quellen, 4 Bde., Berlin 1864–1873.

Bergère, Marie-Claire: Histoire de Shanghai, Paris 2002.

Berichte über Chinesische Handels-Verhältnisse, hrsg. v. Königlich Dänisches Ministerium, Hamburg 1865.

Bohner, Theodor: Der deutsche Kaufmann über See. Hundert Jahre deutscher Handel in der Welt, Berlin 1939.

Brandt, Max von: Dreiunddreißig Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten, 3 Bde., Leipzig 1901.

Brandt, Max von: China und seine Handelsbeziehungen zum Auslande, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen, Berlin 1899.

Brossollet, Guy: Les Français de Shanghai 1849–1949, Paris 1999.

Deeg, Lothar: Kunst & Albers Wladiwostok. Die Geschichte eines deutschen Handelshauses im russischen Fernen Osten (1864–1924), Essen 1996.

Die Deutschen Schiffe in China, in: Hansa. Zeitschrift für Seewesen, Jg. 3 (1866), Nr. 77, S. 620 ff.

Eberstein, Bernd: Hamburg–China. Geschichte einer Partnerschaft, Hamburg 1988.

Einige Worte über China, die Philippinen und den Malayischen Archipel in ihren Handelsbeziehungen zu Deutschland, als Manuskript gedruckt, Hamburg 1845.

Entholt, Hermann: Bremens Handel, Schiffahrt und Industrie im 19. Jahrhundert (1815–1914), in: Die deutsche Wirtschaft und ihre Führer, hrsg. v. Kurt Wiedenfeld, Bd. 5: Otto Matthies, Hermann Entholt, L. Liechtweiss: Die Hansestädte Hamburg/ Bremen/ Lübeck, Gotha 1928, S. 129-244.

Fairbank, John King: Trade and Diplomacy on the China Coast. The Opening of the Treaty Ports 1842–1854, Cambridge 1953.

Franke, Herbert, Trauzettel, Rolf: Das Chinesische Kaiserreich, 12. Auflage, Frankfurt a. M. 1999, S. 315.

Geyer, Dietrich: Der russische Imperialismus. Studien über den Zusammenhang von innerer und auswärtiger Politik 1860–1914, Göttingen 1977.

Glade, Dieter: Bremen und der Ferne Osten, Bremen 1966.

Graßmann, Antjekathrin: Hanse weltweit? Zu den Konsulaten Lübecks, Bremens und Hamburgs im 19. Jahrhundert, in: Ausklang und Nachklang der Hanse im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Antjekathrin Graßmann, Trier 2001, S. 43-65.

Gregory, J. S.: Great Britain and the Taipings, London 1969.

Herold, Heiko: Deutsche Kolonial- und Wirtschaftspolitik in China 1840 bis 1914. Unter besonderer Berücksichtigung der Marinekolonie Kiautschou, Köln 2004.

Herold, Heiko: Die Anfänge der konsularischen Vertretung Bremens in Shanghai, in: Bremisches Jahrbuch, hrsg. v. Staatsarchiv Bremen, Bd. 83, Bremen 2004, S. 70-86.

Herold, Heiko: Bremens Handel mit Shanghai im Spiegel der Konsulatsberichte 1842–1867, Düsseldorf 2004 (unveröffentlicht).

Hong Kong, der Treff der westlichen Welt mit China 1841 bis 1997, hrsg. v. Ostasiatischer Verein Bremen e.V., Bremen 1997.

Jacob, C.: China. Bericht über Wollwaren und einige andere Europäische Importe, in: Berichte über Handelsbeziehungen zum östlichen Asien, hrsg. v. C. Jacob u. Fr. W. Grube, als Manuskript gedruckt, o. O. o. J., S. 1-35.

Jubiläumsschrift Ostasiatischer Verein Bremen e.V. 17. Januar 1901–17. Januar 1951, Bremen 1951.

Kotenev, A. M.: Shanghai: Its Mixed Court and Council. Material relating to the History of the Shanghai Municipal Council and the History, Practice and Statistics of the International Mixed Court. Chinese Modern Law and Shanghai Municipal Land Regulations and Bye-Laws governing the Life in the Settlement, Taipei 1968.

Korff, Adalbert: Der direkte deutsch-chinesische Schiffahrtsverkehr von seiner Entstehung bis zum Ausbruch des Weltkrieges, (Diss.) Kiel 1922.

Kries, Wilhelm von: Seezollverwaltung und Handelsstatistik in China, Jena 1913.

Krüger, E.: Anfänge deutscher Beziehungen nach Fern-Ost. Aus dem Manuskript einer »Geschichte des Deutschtums in Shanghai«, in: Wir Deutsche in der Welt, o. O. 1937, S. 97-104.

Kürchhoff, D.: Die Schiffahrt in und nach Ostasien, in: Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft, Jg. 6 (1904), Nr. 6, S. 453-471.

Lachs, Johannes: Schiffe aus Bremen. Bilder und Modelle im Focke-Museum, Bremen o. J. [1994].

Lanning, George, Couling, Samuel: The History of Shanghai, Shanghai u. a. 1921.

Louven, Erhard: Die frühen Wirtschaftsbeziehungen: Von den preußischen Handelskompanien bis zum Zweiten Weltkrieg, in: Deutsch-chinesische Beziehungen. Ein Handbuch, hrsg. v. Rüdiger Machetzki, Hamburg 1982, S. 30-37.

Louven, Erhard: Shanghais wirtschaftliche und soziale Entwicklung, in: Shanghai. Chinas Tor zur Welt, hrsg. v. Institut für Asienkunde, Hamburg 1989, S. 73-111.

Lübecks Nordischer Handel unter Berücksichtigung seiner Bedeutsamkeit für die deutsche Fabrication, Lübeck 1848.

MacGregor, David R.: The Tea Clippers. An account of the China Tea Trade and of some of the British Sailing Ships engaged in it from 1849 to 1869, 2., durchgesehene Auflage, o. O. [London] 1972.

Maclellan, J. W.: The Story of Shanghai. From the Opening of the Port to Foreign Trade, Shanghai 1889.

Meng, Ssu-Ming: The Tsungli Yamen: Its Organization and Functions, Cambridge 1962.

Michael, Franz Henry, Chang, Chung-Li: The Taiping Rebellion. History and Documents, 3 Bde., Seattle u. a. 1966–1971.

Morse, Hosea Ballou: The Trade and Administration of the Chinese Empire, London u. a. 1908.

Motono, Eiichi: Conflict and Cooperation in Sino-British Business, 1860 – 1911. The Impact of the Pro-British Commercial Network in Shanghai, Houndmills u. a. 2000.

Niehoff, Lydia: Bremer Bier in Ostasien, in: Bremen – Ostasien. Eine Beziehung im Wandel, hrsg. v. Hartmut Roder, Bremen 2001, S. 262-267.

Nord, A.: Die Handelsverträge Chinas, Leipzig 1920.

Ostasiatischer Verein Hamburg–Bremen zum 60jährigen Bestehen, Hamburg 1960.

Osterhammel, Jürgen: China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit, München 1989.

Pauly, Kunibert: Der deutsche Überseeverkehr mit dem Fernen Osten. Seine grundlegende Entwicklung vor dem Kriege, sein Wiederaufbau nach dem Kriege und seine Ausgestaltung in der neuesten Zeit, unter besonderer Berücksichtigung des Verkehrs mit China und Japan, (Diss.) Köln 1938.

Pott, F. L. Hawks: A Short History of Shanghai. Being an Account of the Growth and Development of the International Settlement, Shanghai 1928.

Prüser, Friedrich: Vom Bremer Überseekaufmann, Bremen 1940.

Prüser, Jürgen: Die Handelsverträge der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg mit überseeischen Staaten im 19. Jahrhundert, Bremen 1962.

Rasmussen, Nora: Handel und Handelspolitik Lübecks vom Ende der Franzosenherrschaft (1813) bis zum Anschluss an den Zollverein (1868), (Diss.) Kiel 1924.

Ratenhof, Udo: Die Chinapolitik des deutschen Reiches 1871–1945. Wirtschaft – Rüstung – Militär, Boppard am Rhein 1987.

Reichert, Folker: »Heimat der Ballen und Fässer«. Grundzüge einer Stadtgeschichte, in: Shanghai. Stadt über dem Meer, hrsg. v. Siegfried Englert u. Folker Reichert, Heidelberg 1985, S. 41-89.

Rowe, William T.: Hankow. Commerce and Society in a Chinese City, 1796 – 1889, Stanford 1984.

Salewski, Michael: Die preußische und die Kaiserliche Marine in den ostasiatischen Gewässern: Das militärische Interesse an Ostasien, in: Tsingtau. Ein Kapitel deut-

scher Kolonialgeschichte in China 1897 – 1914, hrsg. v. Hans-Martin Hinz u. Christoph Lind, Berlin 1998, S. 76 - 83.

Spieß, Gustav: Die Preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860 – 1862. Reise-Skizzen aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt, Berlin u. Leipzig 1864.

Staiger, Brunhild: Shanghais politische und kulturelle Entwicklung in historischer Perspektive, in: Shanghai. Chinas Tor zur Welt, hrsg. v. Institut für Asienkunde, Hamburg 1989, S. 18 - 51.

Stielow, Frank: Deutsche Küstenschiffahrt in chinesischen Gewässern, in: Bremen – Ostasien. Eine Beziehung im Wandel, hrsg. v. Hartmut Roder, Bremen 2001, S. 188 f.

Stoecker, Helmuth: Deutschland und China im 19. Jahrhundert. Das Eindringen des deutschen Kapitalismus, Berlin 1958.

Tilby, A. Wyatt: The English People Overseas, 6 Bde., London 1911 – 1914.

Treue, Wilhelm: Der Krimkrieg und seine Bedeutung für die Entstehung der modernen Flotten, Herford 1980.

Vogel, Walther: Die deutsche Handelsmarine im 19. Jahrhundert, Berlin 1914.

Vogel, Walther: Die Deutschen als Seefahrer. Kurze Geschichte des deutschen Seehandels und Seeverkehrs von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hamburg 1949.

Vollers, Arend: 100 Jahre Ostasiatischer Verein Bremen – Rückblick und Ausblick, in: Bremen – Ostasien. Eine Beziehung im Wandel, hrsg. v. Hartmut Roder, Bremen 2001.

Vosberg-Rekow, Max: Das Britische Weltreich und der Deutsche Wettbewerb, 2. Auflage, Berlin 1898.

Wätjen, Hermann: Der Fremdhandel in China nach dem Opiumkriege, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 19 (1923), S. 1 - 10.

Wätjen, Hermann: Die deutsche Handelsschiffahrt in chinesischen Gewässern um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Hansische Geschichtsblätter, Jg. 67/68 (1942/43), S. 222 - 250.

Wippich, Rolf-Harald: Oldenburg und Ostasien. Der Schiffs- und Handelsverkehr eines norddeutschen Kleinstaates im Chinesischen Meer in der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Europäische Überseegeschichte, hrsg. v. M. A. Denzel u. a., Jg. 4 (2004), S. 33 - 62.

Wolff, Fr.: China oder der Chinesische Handel, in: Handelsberichte der kaufmännischen Begleiter der Ostasiatischen Expedition, als Manuskript gedruckt, Berlin o. J. [1862], S. 32 - 59.

Wong, John Yue-wo: Deadly Dreams. Opium, Imperialism, and the Arrow War (1856 – 1860) in China, Cambridge 2002.

Yü, Wen-tang: Die deutsch-chinesischen Beziehungen von 1860 – 1880, Bochum 1981.

Ziegler, Heide: Bremens politische, ökonomische und soziokulturelle Beziehungen zu China bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Göttingen 2003.

»Die Veredlung des Seelenlebens auch der unteren Stände«: Die Bremer Schillerstiftung für Schülervorstellungen

Von Sylvelin Wissmann

In den Jahren 1898 bis 1945 verfügte Bremen über eine Einrichtung, die es sich zur Aufgabe gestellt hatte, jedem Schulkind der Volksschulen im letzten Schuljahr das Erlebnis einer oder mehrerer Theateraufführungen zu ermöglichen. Diese Absicht konnte über lange Jahre verwirklicht werden, nur in einigen Krisenjahren nicht und ab 1942 gar nicht mehr. Nicht nur wegen sichtbarer Einflüsse des Zeitgeschehens lohnt es sich, im »Schillerjahr 2005« an die heute praktisch vergessene *Schiller-Stiftung für Schülervorstellungen* zu erinnern und die Intentionen, Initiatoren und Institutionen vorzustellen, die in ihr zusammenwirkten. Wesentliche Quellen für diese Untersuchung sind aus dem Nachlass der Stiftung das Protokollbuch mit Sitzungs- und Jahresberichten und das »Cassabuch«[1]; weitere Informationen entstammen unterschiedlichen Hinterlassenschaften: aus dem Dom-Archiv und dem Archiv des Domchors, von Schulen und Schulbehörde, vom Bremischen Lehrerverein und Theater sowie aus den üblichen Hilfsmitteln wie der zeitgenössischen Presse, Chroniken, Biographien, genealogische Unterlagen der MAUS.[2] Versuche, bei Privatpersonen in etwaigen Nachlässen damals Beteiligter Unterlagen zu finden, schlugen fehl.

Das 19. Jahrhundert wird in erster Linie betrachtet als Jahrhundert der Entdeckungen und bedeutenden wissenschaftlichen Errungenschaften. Es ist aber auch die große Zeit gelebter Bürgertugenden, die sich in zahllosen Privatinitiativen manifestierten. Diese bewegten sich auf zwei Hauptlinien, einer sozialen und einer kulturellen: Wohltätigkeit im Bereich Armut, Alter, Krankheit, und Mäzenatentum im Bereich Kunst und Kultur. Gemeinsinn war beider Ursprung und Motivation, und beide hatten auf ihre Weise das gleiche Ziel: die Hebung des Gemeinwohls, vorzugsweise in der jeweils nächsten Umgebung, dem Gemeinwesen. Am Ende des Jahrhunderts trafen die nebeneinander laufenden Linien in einer sehr weiten Auffassung von wohltätiger Vorsorge gewissermaßen zusammen und zwar über die Erkenntnis, dass nicht nur Ausbildung eine wirkungsvolle Armutsprophylaxe sein kann, sondern auch Bildung: Bildung als sinnstiftende Begegnung mit dem Wahren,

1 Im Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen (im Folgenden StAB), Signatur 7,5229.

2 DIE MAUS. Gesellschaft für Familienforschung e.V., Bremen.

Guten und – nicht zuletzt – Schönen. Damit gewann eines der Ideale der Aufklärung, die »Volksbildung«, wieder Bedeutung, und in deren konkreter Anwendung ließ sich Wohltun nunmehr auch über den kulturellen Bereich praktizieren. Dieser Auffassung folgend sind entsprechende Initiativen allgemeiner Bildung – meist als Angebote sinnvoller Freizeitbeschäftigung – gleichberechtigt neben Armen-, Alten- oder Krankenfürsorge in den Verzeichnissen der Bremer Wohlfahrtseinrichtungen zu finden.[3] Ein Beispiel für Wohltätigkeit mit den Mitteln der Kultur ist die hier vorgestellte Stiftung des Ehepaares Franz und Meta Schütte und deren Vorgeschichte.

Meta Schütte, geb. Capelle, die von 1855 bis 1931 lebte, war das vierte Kind des Kaufmanns Hermann Friedrich Carl Gustav Capelle und seiner Frau Meta, geb. Klatte. Von ihr, die im Jahre 1877 Franz Ernst Schüttes zweite Frau wurde und mit ihm sechs Kinder hatte, ist verhältnismäßig wenig bekannt, insofern war sie eine zeittypische »Gattin«, die durch und mit ihrem Mann wirkte. Entsprechend war sie in späteren Jahren auch eine typische Witwe, indem sie die wohltätigen Zuwendungen fortsetzte, die das Ehepaar bislang gemeinsam getätigt hatte. Eigenständig gründete sie im Kriegsjahr 1916 eine hochdotierte, nach ihrem verstorbenen Mann benannte Stiftung.[4]

Franz Ernst Schütte, der von 1836 bis 1911 lebte, entstammte einer Bremer Kaufmannsfamilie. Er war eine der »größten Unternehmerpersönlichkeiten Bremens in der Gründerzeit« und ein ebenso großer Kunstmäzen; die Ausstattung und die Fassade des Doms, mehrere Denkmale und den Erwerb zahlreicher Kunstwerke hat er finanziert.[5] Sehr am Herzen lag ihm der Bürgerpark; er war im Vorstand des Bürgerparkvereins[6] und auch hier stets ein williger Geldgeber. Die Förderung des Bürgerparks zeigt bereits, dass Schüttes Engagement über Mäzenatentum im Kunst- und Kulturbereich hinausgehend

3 So auch unsere Stiftung: Die Wohlfahrtseinrichtungen Bremens. Ein Auskunftsbuch. Hg. von der Auskunftstelle für Wohltätigkeit. Bremen. Ausgabe 1899, S. 81, hier unter der Rubrik ›Volksbildung, Volksunterhaltung‹ und dem Namen vor Gründung der Stiftung: ›Theatervorstellungen für Volksschüler‹; Ausgabe 1910, S. 113, hier als ›Schillerstiftung für Volksschülervorstellungen‹; Ausgabe 1929, S. 314, hier als Unterrubrik zu ›Jugendwohlfahrt und Erziehungsarbeit‹.

4 Franz Schütte-Stiftung, 14.12.1916; Kapital von 2 Millionen Mark zugunsten bedürftiger Bremer Kriegsteilnehmer oder Hinterbliebener. Vgl. Hubert Wania, 15 Jahre Bremen. Eine Chronik, Bremen 1930, S. 177. Laufende Zuwendungen etwa an den Verein zum Wohlthun bis in die Zwanziger Jahre, jährlich etwa 300 Mark. Vgl. Sylvelin Wissmann, Ein gutes Zeichen der Zeit. 200 Jahre Verein zum Wohlthun in Bremen, Bremen 2004, S. 79. Daten Meta Schütte aus der »Grauen Mappe« ›Capelle‹ der MAUS.

5 Herbert Schwarzwälder, Das Große Bremen-Lexikon, Bremen, 2. Aufl. 2003, Bd. II, S. 790 f.; vgl. auch in Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts, Hg. von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins, Bremen 1912, S. 455-459: die »Fülle seines gemeinsinnigen Wirkens«.

6 1865 gegründet als Verein zur Bewaldung der Bürgerweide, womit das fragliche Areal umrissen ist; seit 1876 Bürgerparkverein. Franz Ernst Schütte ist ebenso wie sein Bruder Carl bereits im ersten, bereits etwa 750 Personen umfassenden »Verzeichniß der Mitglieder des Vereins« von 1866 vertreten (ebd., S. 17).

eine soziale Komponente hatte, denn ein Park »für Bürger«[7] ist in eben dieser Weise multifunktional. Einerseits ist er ein sozialer Faktor, insofern er als grüne Lunge einen Ausgleich für das enge gesundheitsschädliche Wohnen in der Stadt bietet und der Erholung aller dient – bisher hatten dies Privileg nur die Wohlhabenden auf ihren Landgütern oder in der »Sommerfrische«. Andererseits sind Parks gepflanzte und gestaltete Kunstwerke, ästhetische Gebilde gezähmter Natur, um deren Anlage in früheren Jahrhunderten Landesfürsten und einfachere Adelige untereinander wetteiferten. Ein Bürger-Park lässt sich daher auch als so genanntes abgesunkenes Kulturgut definieren. Sein Konzept, statt Privatgut Privilegierter ein Allgemeingut zu sein, wurde bereits in der Zeit der Aufklärung vorbereitet durch noch von fürstlicher Seite formulierte und praktizierte Absichten. Allerdings sollte die damalige Öffnung der Schloss-Parks nicht so sehr der Erholung dienen, sondern geleitete Belehrung über das Schöne und Nützliche – also »Volksbildung« – bieten und eine über das Sehen, Fühlen und Denken wirkende Bereicherung für alle sein. Beispielgebend für diese Intentionen war das Wörlitzer Gartenreich des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau.[8]

Als Ende 1898 der Realschullehrer Johannes Müller und sein Freund, der Dramatiker und Stadtbibliothekar Heinrich Bulthaupt[9] nach dem Muster kürzlich in Hamburg eingerichteter Schülervorstellungen von Klassikern solche auch in Bremen einführen wollten, gewannen sie Schütte als Mitinitiator und für die Finanzierung. Alle drei waren führende Mitglieder des Künstler-Vereins, der seit 1856 eine wichtige Rolle im noch nicht staatlich geführten Bremer Kunst- und Kulturbetrieb spielte.[10]

Die Hamburger Aufführungen vom Januar und März 1898 waren für sie inhaltlich und in der praktischen Durchführung überzeugend, die dortige Finanzierungsform durch vorherige Sammlungen jedoch nicht: »Da aber in unserer Schwesterstadt die Deckung der Kosten für diese Aufführungen …

7 Unter »Bürger« sind entsprechend den damaligen Bremer Verhältnissen mit einem nur geringen Anteil an so genanntem Industrie-Proletariat sowie nach Ende einer speziellen Klassifikation durch den Erwerb des Bürgerrechts tatsächlich alle Bevölkerungsschichten zu verstehen.

8 Der auch »Vater Franz« genannte Fürst lebte von 1740 bis 1817; insbesondere sein Park in Wörlitz wird auch als gepflanzte, geträumte oder praktizierte Aufklärung bezeichnet und war Vorbild späterer Anlagen, z.B. in Potsdam oder Muskau. Die »Werbeschrift« für den Bremer Park verweist (neben einem Bezug auf Pückler-Muskau und den Begriff »Gartenkunst«) auf den multifunktionalen Aspekt: »Die Anlage … ist in Wirklichkeit gemeinnütziger Art. Es handelt sich um eine Annehmlichkeit und Zierde der ganzen Stadt, um eine Schöpfung zum leiblichen und geistigen Gedeihen der gesammten Bevölkerung, zu Wohlfahrt und Segen für Jedermann.« Ein Bürgerpark auf unserer Bürgerweide. Ein Wort an die Bürger und Freunde der Stadt Bremen. Hg. vom Vorstande des Vereins für die Bewaldung der Bürgerweide, Bremen 1866, S. 7 und 4.

9 Johannes Daniel Zacharias Müller, 1861 – 1921; vgl. Bremische Biographie 1912 – 62, bearb. von Wilhelm Lührs, Bremen 1969, S. 340. Heinrich Alfred Bulthaupt, 1849 – 1905; vgl. Brem. Biogr. d. 19. Jhs. (wie Anm. 5), S. 79 - 92.

10 Vgl. Ernst Neuling, Der Künstlerverein in Bremen, Bremen 1907.

einige Sorgen bereitet ..., so lag es nahe, bei uns zuvor die Deckung der Kosten zu suchen und dann erst das Unternehmen einzurichten. Die Hoffnung, für dieses gute Werk eine offene Hand zu finden, ging bald in Erfüllung. Ein opferwilliger Wohltäter, dem unsere Stadt schon so manche Verschönerung zu verdanken hat, stellte für das erste Jahr die nötigen Mittel zur Verfügung ...«[11] Schütte wird hier und in der gesamten ersten Phase bis 1902 nicht als Geldgeber genannt, die Bezeichnung »opferwilliger Wohltäter« oder ähnliche Varianten treten an die Stelle seines Namens.

Nach der finanziellen Absicherung warben die drei Initiatoren zur Ausführung des »Unternehmens« weitere Mitstreiter, die in ihrer Funktion oder als Vertreter einer Institution dafür nötig oder geeignet waren. Damit versammelten sie unterschiedliche Einrichtungen – staatliche, berufsständische, privatwirtschaftliche –, und erst deren Zusammenwirken und Zusammenhalten ermöglichten das Projekt und hielten es am Leben. Als Erstes wandten sie sich an den Vorstand des Bremischen Lehrervereins; das ist auffällig, aber verständlich. Dieser Verein war 1884 gegründet worden in deutlicher Opposition zu bereits bestehenden Vertretungen der Volksschullehrerschaft, der 1849 eingerichteten Konferenz bremischer Volksschullehrer (der so genannten Großen Konferenz), die ihren anfänglichen reformorientierten Impetus verloren hatte, und der Konferenz Bremischer Landschullehrer von 1861. Jetzt, 1898, hatte der Bremische Lehrerverein sich längst überragend etabliert als gewerkschaftsähnliche Vertretung, als Vorsorge- und Fortbildungseinrichtung und vor allem als Bremer Austragungsort der Diskussionen in einer der lebhaftesten und fruchtbarsten Reformphasen der deutschen Bildungsgeschichte.

Der Vorstand des Lehrervereins sagte seine Mitarbeit »um so bereitwilliger zu ..., als er selbst schon auf Grund einer Anregung aus dem Kreise der Mitglieder heraus die Einrichtung von Aufführungen für Volksschüler auf sein Programm gesetzt hatte.«[12]

Nach einigen gemeinsamen Beratungen und Beschlüssen zur Wahl der Theaterstücke und zum weiteren Verfahren galt es, rasch zwei weitere direkt Beteiligte anzusprechen und für das Projekt zu gewinnen: Die Schulbehörde, die ihr Plazet geben, und das Theater, das die Aufführungen durchführen sollte. Von beiden kamen positive Rückmeldungen. Die Behörde, deren Vertreter namentlich nicht genannt werden, genehmigte die Angelegenheit »bereitwilligst«. Ansprechpartner für das Bremer Stadttheater[13] war der damalige Direktor Friedrich Erdmann-Jesnitzer[14], dessen Bereitwilligkeit, die

11 1. Jb. d. Comités 18. 3. 1899, Protokollbuch, S. 5.

12 Ebda. Protokollbuch, S. 6; s. auch hier S. 192 f.

13 Der Theaterbau am Bischofstor von 1843 (mit mehrmaligen Erweiterungen) stand im Besitz des Theater-Aktien-Vereins und war an die Betreiber verpachtet (bis 1920); seit August 1933 Bezeichnung Staatstheater; nach Zerstörung am 6. 10. 1944 nicht wieder aufgebaut.

14 Friedrich Erdmann-Jesnitzer, 1854 – 1906. Seit Sept. 1898 bis zu seinem Tode Direktor des Theaters. Die damals übliche Kaution für das Betreiben des Stadttheaters hinterlegte er allerdings bereits 1896. (StAB 4,28 – I. h. 7. Stadttheater Kaution)

gewünschten Aufführungen nicht nur auszurichten, sondern auch unter Verzicht »auf jeden Gewinst«, d. h. mit bloßer Auslagenerstattung zu arbeiten, vielleicht auch damit zusammenhing, dass er erst ein halbes Jahr im Amt war und gern seinen (in Bremen so geschätzten) Gemeinsinn unter Beweis stellen wollte. Als Letztes überredete man die Schauspieler, ebenfalls ohne Gage für die gute Sache zu arbeiten, und es gelang tatsächlich, bereits am 8. Februar und am 1. März 1899 Aufführungen durchzuführen – natürlich Schillers ›Wilhelm Tell‹ und ›Die Jungfrau von Orleans‹.

Das Ereignis fand sein Echo in der Presse. So widmeten ihm die Bremer Nachrichten vom 9. Februar 1899 einen langen Artikel mit dem Titel »Unsere Volksschüler im Stadttheater«. Neben Sinn- und Vorgeschichte der Initiative berichtet dieser ausführlich über die Aufführung selbst, vor allem aber über die Reaktion der jungen Theaterbesucher, deren unverstellte Emotionalität zum Maßstab des Gelingens der Initiative erhoben wird: »Beim ersten Glockenzeichen ging wie von *einem* gemeinschaftlichen Gefühle hervorgerufen, ein tiefes Aufathmen durch den ganzen Raum, dann – ebenso plötzlich und gleichzeitig – folgte lautlose Stille. Aber dann – welche Beifallsstürme nach jedem Fallen des Vorhanges, welche erregten Besprechungen über das Gesehene, sobald der Beifall verrauscht war. Und dieser Beifall selbst – wie natürlich war er ... Die Freude, die Lust und die Rührung, die ihnen aus so vielen tausend Augen entgegengelacht hat, wird denen, die den Kindern die weltvergessene Seligkeit dieses reinen Genusses verschafft haben, ein besserer Beweis für den Erfolg ihrer edlen Absichten gewesen sein, als alle Worte es vermöchten. – Auch die Darsteller, denen ein so großer Antheil an diesem Erfolge gebührt, empfanden sichtlich den belebenden Hauch, der von einer so ungeheuchelten Begeisterung, einer so hingebungsvollen Aufmerksamkeit ihnen entgegenwehte.«[15]

Erst nach Gelingen dieses ersten Versuchs beschritt man den Weg zu einer dauerhaften Einrichtung durch Gründung eines »Comité für die Veranstaltung von Theatervorstellungen für Volksschüler«, in das man neben den bisher Beteiligten (den drei Initiatoren und dem »engeren Vorstand« des Lehrervereins) den Theaterdirektor Erdmann-Jesnitzer und nun auch die Vorsitzenden der Konferenz Bremischer Volksschullehrer und der Konferenz Bremischer Landschullehrer bat. Das Comité wählte sogleich für die eigentliche Geschäftsleitung einen Ausschuss, bestehend aus dem Vorsitzenden, einem Stellvertreter und Geschäftsführer sowie einem Rechnungsführer – Bulthaupt, Johannes Müller und Carl Hohnholz (Lehrerverein, Schulvorsteher Schule Großenstr.) – und gab sich eine Satzung.[16] Man sieht, wie routiniert und zügig inzwischen Verfahren bei einer juristisch korrekten Etablierung privater Initiativen gehandhabt wurden, die – vor allem in der Form von

15 Das Kursive gesperrt. – Zur Schreibweise vgl. Anmerkung 49. – Zu beachten auch die angedeuteten, wenn auch ausschließlich aus dem positiven Gefühlsbereich entwickelten seelischen Wirkungen (Rührung), entsprechend der Katharsis durch Furcht und Mitleid bei der Tragödie.

16 Das gesamte Verfahren zur Einrichtung der Stiftung: StAB 2 – T.6.p.2.S.16.; die Satzung: Quadrangel 1.

Vereinen – erst um 1800 in größerem Umfang entstanden waren, sich dann aber rasch in alle sozialen und kulturellen Bereiche ausgebreitet und viele von deren Einrichtungen überhaupt erst ermöglicht hatten.

Entscheidend war und blieb die Beteiligung Franz Ernst Schüttes; er verpflichtete sich, die Kosten für Aufführungen in weiteren drei Jahren zu tragen. Nach deren Ablauf stellten er und seine Frau anlässlich ihrer Silberhochzeit im Jahre 1902 das Unternehmen langfristig und unabhängig finanziell sicher, indem sie die »Schiller-Stiftung für Schülervorstellungen« ins Leben riefen.

Ein besonderes Datum als Anlass für besondere Einrichtungen oder Gaben zu wählen, war sowohl im philanthropischen wie im mäzenatischen Bereich durchaus üblich, am häufigsten in Form von Spenden an bereits bestehende Einrichtungen. So wurden zu runden Geburtstagen, Hochzeiten, Jubiläen oder ähnlichen freudigen Ereignissen in Bremen gern das Armeninstitut, eines der Waisenhäuser oder auch eine der privaten wohltätigen Einrichtungen bedacht, desgleichen natürlich in Vermächtnissen.[17] Stärker noch als eine Spende wirkt eine Stiftung nach zwei Seiten: Die von einer Stiftung Bedachten profitieren konkret und in der Regel materiell in einer ganz bestimmten, meist von den Stiftern genau festgelegten Weise. Und die Stifter profitieren ebenfalls, allerdings eher immateriell. Sie haben neben dem Wunsch, etwas Gutes zu tun, auch den, etwas Bleibendes von sich in dieser Welt zu lassen. Die Nachhaltigkeit einer Erinnerung an das Gelebt- und Gewirkt-Haben ist durch eine Stiftung gewährleistet, mit ihr wird sozusagen ein (zumindest für längere Zeit) bleibendes Denkmal errichtet als Memoria über den eigenen Tod hinaus. Daher haben Stiftungen meist auch konkrete Verfügungen, wie es nach dem Ableben der Stifter weitergehen soll. Was Stifter nicht vorhersehen können, sind politische Entwicklungen, die zu Geldverlust, Krieg und Elend führen, oder auch gesellschaftlich-kulturelle Entwicklungen. In Elends- oder Aufbauzeiten etwa steht die Kultur zurück, und in Zeiten der Spaßgesellschaft sind die Klassiker und zumal Schiller für Vierzehnjährige nicht mehr als bewegendes oder belehrendes Element gefragt.

Zunächst aber ließ sich alles wunderbar an, und die Stiftung wurde umsichtig finanziell und personell durch Verfügungen über den Tod der Stifter hinaus abgesichert. Das offizielle Verfahren zur Einrichtung der Stiftung war allerdings nicht ganz einfach, weil notwendigerweise eine staatliche Behörde beteiligt war und deren spezifische Rechte und Interessen gewahrt werden mussten. Zwar erfolgte die Bearbeitung des Antrags durch den Senat – wohl in Rücksicht auf den prominenten Antragsteller – mit fünf Tagen relativ rasch, doch in den Akten über diesen Vorgang finden sich mehrere Vermerke mit Einwänden und Ersuchen um Besprechungen, und auch in der beschlussfassenden Senatsversammlung entstand eine Debatte, die den Präsidenten zur Formulierung eines Amendements veranlasste.[18] Der Antrag auf Einrichtung der Stiftung und die zugleich eingereichte Satzung wurden schließlich genehmigt, »jedoch mit dem Vorbehalte, daß im Allgemeinen und im Einzelnen

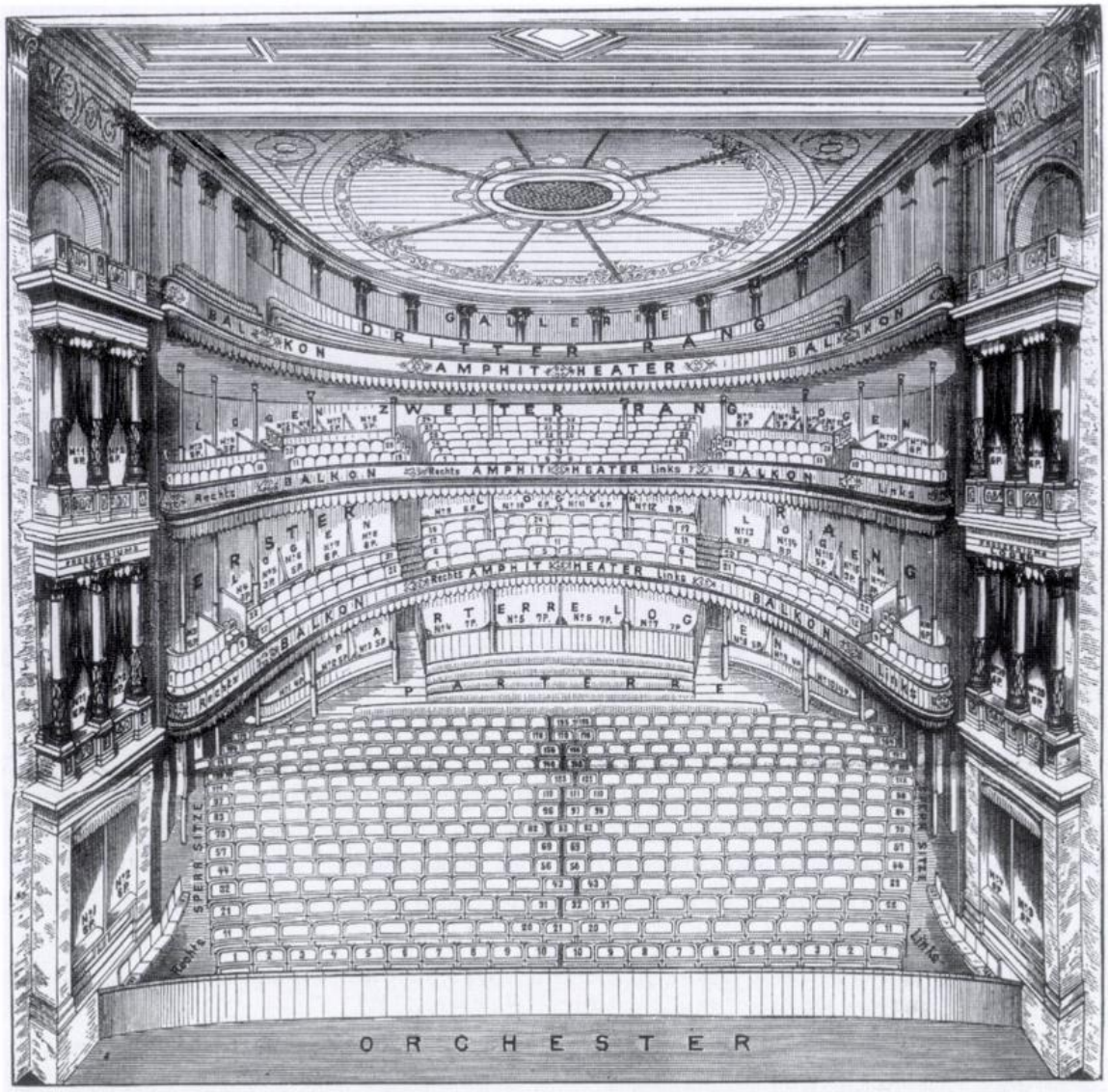
17 Der renommierte Verein zum Wohlthun (seit 1804) beispielsweise listet in seinen Jahresberichten viele solcher Anlässe auf. Vgl. Wissmann (wie Anm. 4).

18 StAB 2–T.6.p.2.S.16, Quadr. 2–5.

die Genehmigung von Schülervorstellungen der Unterrichts-Kommission wie bisher vorbehalten bleibe.«[19] Bisher waren die Vorstellungen jeweils einzeln genehmigt worden, und ganz offensichtlich fürchteten nun Mitglieder der Unterrichtskommission, die Stiftung werde damit »für alle Zeiten«, d. h. auch unter unvorhersehbaren veränderten Umständen, nicht nur eine Aufführungsgenehmigung, sondern auch das Recht auf Auswahl der Stücke erwerben: »Kann an sich die freigebige Stiftung nur dankbar begrüßt werden, so darf … doch ihre Genehmigung nicht ohne ausdrückliche, jeden Zweifel ausschließende Wahrung der Rechte der Schulaufsichtsbehörde erfolgen…«[20] Die Antragsteller hatten nichts gegen die gewünschte Hinzufügung einzuwenden, und so erging am 30. Mai 1902 der Senatsbeschluss, »daß der genannten Stiftung auf Grund der eingereichten … Satzung – selbstverständlich ohne daß dadurch die Befugnisse der Schulaufsichtsbehörde berührt werden – die staatliche Genehmigung damit erteilt sei.«[21]

Die weitere praktische Durchführung des Unternehmens blieb mit einigen Veränderungen die gleiche wie bei den ersten beiden Aufführungen. Und das war auch logistisch eine große Leistung gewesen, bei der bereits alle Beteiligten Fähigkeit und Willen zur Kooperation bewiesen hatten. Die äußeren Absprachen waren schnell erledigt, wobei Schulen und Schulbehörde sich großzügig zeigten: Zwar waren unterrichtsfreie Nachmittage ausersehen, doch die teilweise weiten Anmarschwege machten »sowohl für die Landschulen als auch für die städtischen Schulen einen frühen Schluß des Unterrichts in den betr. Klassen notwendig. Auf ein an die Hohe Behörde gerichtetes Ersuchen hin ermächtigte diese die Vorsteher, den Unterricht in denjenigen Klassen, für die der Theaterbesuch vorgesehen war, schon um 11 Uhr zu schließen.«[22] Die Aufführungen für die Schulkinder sollten bereits um 14 Uhr beginnen, damit der Umbau für die regulären Abendvorstellungen zeitlich gewährleistet war. Eine große Menge von Schulkindern musste rechtzeitig (um 13.45 Uhr) im Theater eintreffen und dort rasch auf die vorgesehenen Sitze verteilt werden. Das gelang mit Hilfe der Klassenlehrer und freiwilliger »Ordner« aus den Reihen des Lehrervereins praktisch problemlos. Das eigentliche Problem war zuvor gelöst worden, nämlich überhaupt alle unterzubringen. Zwar waren nur Schülerinnen und Schüler des letzten Schuljahres, d. h. der damaligen Ersten Klasse[23] der Volksschulen vorgesehen, trotzdem waren es bereits bei der ersten Vorstellung »1750 Schüler, 80 Lehrer, 20 Ehrengäste (Mitglieder des Hohen Senats und der Schulaufsichtsbehörde, Vertreter der Presse u. a.)«,

19 Ebda. Quadr. 4.
20 Ebda. Quadr. 3.
21 Ebda. Quadr. 6.
22 1. Jb. d. Comités 18. 3. 1899, Protokollbuch, S. 10; zu dieser Zeit wurde verwaltungsmäßig noch in Landgebiet und Stadtgebiet unterschieden. Die Landgemeinden wurden erst 1939 bzw. 1945 in die Stadtgemeinde eingegliedert. – Unterrichtsfreie Nachmittage waren am Mittwoch und am Sonnabend.
23 Die Bezeichnung der Volksschulklassen war – in Entsprechung zur Sexta bis Prima der Gymnasien – bis 1941 gegenläufig zur Zahl der Schuljahre: Achte bis Erste Klasse.



Mittelpreise der Plätze.

1. Rang Amphitheater . 4 ℳ 50 ₰	Parterre-Loge . . . . 2 ℳ 50 ₰	Parterre . . . . . 1 ℳ 80 ₰
1. Rang Balcon . . . 4 „ 50 „	2. Rang Amphitheater . 2 „ 25 „	3. Rang Amphitheater . 1 „ 25 „
1. Rang Loge . . . 4 „ 50 „	2. Rang Balcon . . . 2 „ 25 „	3. Rang Balcon . . . 1 „ — „
Sperrsitz . . . . . 4 „ — „	2. Rang Loge . . . 2 „ — „	Gallerie . . . . . — „ 50 „

Kleine Preise der Plätze.

1. Rang Amphitheater . 4 ℳ — ₰	Parterre-Loge . . . . 2 ℳ 50 ₰	Parterre . . . . . 1 ℳ 50 ₰
1. Rang Balcon . . . 4 „ — „	2. Rang Amphitheater . 2 „ 25 „	3. Rang Amphitheater . 1 „ — „
1. Rang Loge . . . 4 „ — „	2. Rang Balcon . . . 2 „ 25 „	3. Rang Balcon . . . — „ 80 „
Sperrsitz . . . . . 3 „ 50 „	2. Rang Loge . . . 2 „ — „	Gallerie . . . . . — „ 50 „

Den Anfang der Vorstellungen melden die Tageszettel. Der Verkauf der Eintrittskarten für den laufenden Tag findet an der Tageskasse von früh 11 Uhr bis Nachmittags 2 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 10 Uhr bis 2 Uhr statt. Der Vorverkauf für die im Spielplan angezeigten Vorstellungen finden an der Tageskasse während der üblichen Cassenstunden statt. Die Abonnements-Bedingungen theilt auf Wunsch die Theatercasse mit.

Etwaige Beschwerden werden auf dem Theaterbureau täglich von 11 bis 2 Uhr entgegengenommen. — Anonyme Zuschriften können keine Berücksichtigung finden. Billetbestellungen durch Telephon können nicht angenommen werden.

Abb. 1: Sitzplan des Bremer Stadttheaters um 1900.

die auf die 1400 Sitzplätze des Theaters zu verteilen waren.[24] Hinzu kam die damalige Trennung der Geschlechter in den Schulen, die im Theater aufrechterhalten werden musste. Letztere war durch die verschiedenen Bereiche des Theaters, Parkett, Logen, Ränge, nicht so schwierig. Der Überbesetzung wurde dadurch begegnet, dass jeweils drei Schulkinder auf zwei Sitzplätzen zusammenrücken sollten und eine Gruppe mit einer zweiten im Wechsel die halbe Zeit stehen musste. Als sich allerdings zur zweiten Vorstellung noch weitere 100 Schüler und Lehrer anmeldeten, reichten auch Zwischen- und Stehplätze nicht mehr aus, und man gab je Klasse und gestaffelt nach Klassenfrequenz weniger Karten aus als benötigt.[25] Die alsbald geschaffene Entspannung bei der Sitzverteilung durch getrennte Aufführungen für Mädchen und Jungen konnte nur durch eine Verdoppelung der Vorstellungen und entsprechende Mehrkosten erreicht werden. Auch diese übernahm Schütte.

Bei der Erörterung der Terminfragen verdient ein Satz des ersten Jahresberichtes des Comités besondere Beachtung: »Die Herrschaften der sogen. Stellenschüler (Laufburschen, Stundenmädchen) wurden durch den betr. Klassenlehrer und den Schulvorsteher für die Zeit der Vorstellung ihrer Dienstpflichten enthoben.«[26] Diesem sind drei Informationen zu entnehmen:

1. Es geht um Kinderarbeit, die um diese Zeit unter Volksschülern gang und gäbe war. Die damaligen Zeitungen sind voller Stellenanzeigen, in denen Laufburschen oder Stundenmädchen für »nach der Schulzeit« gesucht werden, und immer wieder listen Lehrkräfte für die Jahresberichte der Schulen die Schulkinder auf, an die Arbeitskarten verteilt wurden, oder missbilligen in Konferenzen, wenn Kinder in den frühen Morgenstunden vor der Schule oder in den späten Abendstunden arbeiten müssen.[27]

2. Die Schule hat das Vorrecht vor den Arbeitgebern und kann den Kindern ein Fernbleiben von der Arbeitsstätte gestatten.

3. Die Theateraufführungen genießen das gleiche Vorrecht, sie gelten als schulische Veranstaltung bzw. sind ihr gleichgestellt.

Die letzte Tatsache wird in den Berichten unter verschiedenen Aspekten auch als Verzahnung oder organischer Zusammenhang mit der Volksschule bezeichnet. Es war ausdrücklich eine Vorbereitung der Stücke im Unterricht vorgesehen, und vor allem darin sah man den besonderen Wert des Bremer Konzeptes von Schülervorstellungen, durch das »der Volksschule ein wesentliches Bildungsmittel ... angefügt« werde.[28]

Gleiches gilt für eine besondere Erweiterung des kulturellen Angebots für Volksschüler in das Feld der Musik, die ausschließlich Schüttes Initiative war: Bereits wenige Monate nach Einrichtung der Stiftung regt er ein Kirchenkonzert

24 1. Jb. d. Comités 18. 3. 1899, Protokollbuch, S. 11.
25 Bei 11 bis 25 Schülern je Klasse eine weniger, bei über 25 zwei weniger als die gewünschte Zahl.
26 1. Jb. d. Comités 18. 3. 1899, Protokollbuch, S. 10.
27 Beispielsweise Protokoll der Konferenz vom 3. 12. 1900 an der Schule Lessingstraße. – Das Reichsgesetz betr. Kinderarbeit vom 30. 3. 1903 regelt die Beschäftigung in gewerblichen Betrieben. Reichs-Gesetzblatt 1903, S. 113 ff.
28 3. Jb. d. Comités 25. 9. 1901, Protokollbuch, S. 41.

für die Schüler des letzten Schuljahres an, und im März des folgenden Jahres findet es statt. Schütte trägt dafür die Kosten, es wird nicht aus der Stiftung finanziert. Austragungsort ist ganz selbstverständlich der St. Petri Dom, an dem Schütte Bauherr[29] ist und um dessen Ausbau und Ausstattung er sich so verdient gemacht hat. Der Domorganist und -kantor, Musikdirektor Eduard Nößler, bietet Orgelstücke, die Sängerin Helene Berard und der Domchor Gesangsvorträge, »künstlerisch wertvoll doch leicht verständlich«, wie es von einer späteren Aufführung in gleicher Besetzung heißt.[30]

Im Bericht der Bremer Nachrichten vom 11. Februar 1903 über das Ereignis (»Konzert für unsere Volksschüler im St. Petri-Dom«) wird allerdings an der Auswahl der Musikstücke leise Kritik geübt: »Was den Kindern geboten werden soll, muß einfach und dem Verständnis angemessen sein; dabei ist Abwechslung und Kürze unbedingt notwendig. Im ganzen entsprach das Programm diesen Forderungen aufs beste. Ob aber anstatt der drei Orgelwerke nicht eins oder allenfalls zwei genügt hätten und dafür mit einem Bachschen Choral, einem geistlichen Volkslied oder einem Geigensolo den Kindern mehr gedient gewesen wäre?« Im Übrigen verteilt der Artikel nur Lob: an den Initiator Schütte (»der hochherzige Gründer der Schillerstiftung«), an die Organisatoren und vor allem an die Künstler.

Die gleich gestalteten Konzerte von 1913 und 1914 boten Mendelssohn, Händel, Beethoven, Klein und Becker; das Konzert von 1911 bestand in seinem ersten Teil zum Gedächtnis des gerade verstorbenen Franz Schütte aus sechs ernsten Musikstücken.[31] Auch die Kirchenkonzerte wurden zu einer über Jahre bleibenden Einrichtung. Die Zahl der teilnehmenden Schüler und Schülerinnen stieg bald deutlich an: von 1764 im Jahre 1903 bereits auf 1981 im Jahre 1905 und stetig weiter. Helene Berard wechselte gelegentlich mit der Sängerin Marie Busjaeger, ansonsten blieben die Konzerte hinsichtlich Musikauswahl und Mitwirkenden unverändert.[32] (siehe Abb. 2)

29 Bremische Bezeichnung für Mitglieder des Kirchenvorstandes. Zu Schütte vgl. Dietsch, Walter: Der Dom St. Petri zu Bremen. Geschichte und Kunst. Bremen 1978, S. 340 und S. 376.

30 3. Jb. d. Stiftung 22. 9. 1905, Protokollbuch, S. 81. Eduard Nößler, 1863 – 1943, wurde nach Tätigkeit am Stadttheater und an der Kirche Unser Lieben Frauen 1893 an den Dom berufen, er leitete zudem mehrere Gesangvereine und Liedertafeln und war auch als Komponist tätig.

31 Programmblätter 23. 2. 1913, 22. 2. 1914 und 26. 2. 1911. Im Archiv des Domchors, Konvolut Bremer Domchor 1856 – 1930, Konzert Archiv I. – Weitere Programmblätter bisher nicht auffindbar.

32 Marie Busjaeger war seit den 1890er Jahren auch häufig Mitwirkende in den Populären Conzerten, die ähnliche Programme hatten. Vgl. u. a. Weser Zeitung 2. 11. 1895 und Bremer Nachrichten 3. 11. 1895. Sie steht ab 1905 im Bremer Adressbuch (zuvor an dieser Adresse nur eine Witwe gleichen Namens, vermutlich ihre Mutter); Helene Berard ist dort nicht verzeichnet. Beider Lebensdaten waren nicht zu ermitteln, sie sind in keinem der verfügbaren musikgeschichtlichen oder biographischen (bis hin zum Deutschen Biographischen Generalregister) Lexikon oder Archiv aufgeführt.

Beide Arten der Kunstdarbietung waren speziell auf das Publikum, vierzehnjährige Schulkinder, ausgerichtet. Die klassischen Dramen, die jeweils zur Aufführung kamen, gehörten selbstverständlich zum Repertoire eines damaligen Theaters und standen nahezu jedes Jahr auf dem Spielplan. Sie wurden häufig auch bei den »Volkstümlichen Vorstellungen« bzw. den »Sonntag-Nachmittags-Vorstellungen« zu ermäßigten Preisen geboten, ebenfalls auf Jugend und schwachen Geldbeutel gerichtete Angebote, in deren Tradition die Schülervorstellungen durchaus standen.[33]

Der zweite Aufführungszyklus, noch vor der Verdoppelung der Vorstellungen, war besonders ehrgeizig. Neben ›Tell‹ und ›Jungfrau‹ wurde ›Götz von Berlichingen‹ aufgeführt und, was Schütte besonders am Herzen gelegen hatte, eine Oper, ›Der Freischütz‹. Den ›Götz‹ gab es aus welchen Gründen auch immer nur dies eine Mal. Nach kurzer Zeit spielte es sich ein, alljährlich zwei Dramen und eine Oper zu bieten, meist ›Tell‹, ›Jungfrau‹, ›Freischütz‹.[34] Bereits bei der Hauptversammlung des Comités am 20. 9. 1900 regte Schütte an, Shakespeares ›Julius Caesar‹ ins Programm aufzunehmen[35], falls die Oper nicht zustande käme; doch es gab den ›Freischütz‹. Ein Jahr später machte er sich erneut für den ›Caesar‹ stark, und zwar als zusätzliches Angebot. Obwohl er der Geldgeber war, konnte er sich nicht damit durchsetzen, zumal »der Vorsitzende meint, daß das Stück für Mädchen kaum geeignet sei«.[36] Erst nach Einrichtung der Stiftung wurde der ›Caesar‹ einige Male ins Programm aufgenommen, aber nur für die männliche Jugend. Die Mädchen sahen stattdessen die ›Jungfrau‹.

Die Auswahl der Stücke und die referierten Beratungen und Meinungsäußerungen dazu führen zur Frage der Intentionen der Initiatoren, denn nicht nur die Sache selbst, auch die Auswahl des Gebotenen verfolgte ein bestimmtes Ziel. Die von Johannes Müller verfassten ausführlichen Jahresberichte der ersten Zeit geben hierüber Auskunft, sie sind nahezu eine Sammlung von Absichtserklärungen.

Formuliert wird immer wieder der philanthropische Aspekt, und zwar als Ziel (den »Unbemittelten die Segnungen der Kunst und Wissenschaft mit eigenen Opfern zu erschließen«[37]), als Überzeugung (»Unser Gemeinwesen tritt ... mit an die Spitze der Städte, die einen neuen, vielversprechenden Weg auf dem Gebiete socialer Entwicklung bahnen, indem sie auch die unbemittelte Jugend den Segnungen der Kunst teilhaftig werden lassen«[38]) und als Hoffnung (»Möge unsere Arbeit, durch die wir in bescheidener Weise an der Erhebung der Volksbildung beizutragen suchen, mit Erfolg gekrönt sein ...«[39]).

33 Vgl. die so genannten Theaterzettel; u. a. im Bestand Brem. a. 887 bis Brem. a. 960 der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen.
34 Vgl. dazu die Spielstatistik der Stiftung in der Tabelle im Anhang.
35 Auch der »Caesar« stand auf dem regulären Spielplan des Stadttheaters.
36 Hauptvers. d. Comités 25. 9. 1901, Protokollbuch, S. 35.
37 1. Jb. d. Comités 18. 3. 1899, Protokollbuch, S. 8.
38 Ebd. S. 16.
39 2. Jb. d. Stiftung 29. 9. 1904, Protokollbuch, S. 77.

Konzert für Volksschüler

im

St. Petri Dom

am

Sonntag, 22. Februar 1914.

4¼ Uhr nachmittags.

Leitung und Orgel: Herr Professor **Eduard Nössler.**
Gesang: Fräulein **Marie Busjaeger.**
Chor: **Der Domchor.**

Programm.

1. Choralfantasie über „Bis hierher hat mich Gott gebracht".
2. „**Der 100. Psalm**" — F. Mendelssohn. (1809—1847).
3. „**Er weidet seine Herde**", Sopranarie aus dem „Messias" — G. F. Händel. (1685—1759).
4. „**Hebe deine Augen auf**", Kinderchor — F. Mendelssohn. (1809—1847).
5. „**Die Ehre Gottes aus der Natur**", (Sopransolo) — L. v. Beethoven. (1770—1827).
6. **Adagio, Andante** mit Variationen in G. — G. F. Händel. (1685—1759).
7. „**Der Herr ist mein Hirt**", — Bernh. Klein. (1793—1832).
8. „**Mache mich selig**", für Solosopran, Knabenchor und Orgel — A. Becker. (1834—1899).

Öffnung der Türen 4 Uhr.
Eingang für Schüler nur durch die Turmportale.

Abb. 2: Konzertprogramm für Schülerkonzert im St. Petri Dom, 22. Februar 1914.

Der Gedanke der Volksbildung als Instrument einer Armutsprophylaxe, der in weiterem Sinne durchaus mit dem heutigen Verständnis (geistiger) Emanzipation als »Hilfe zur Selbsthilfe« übereinstimmt, entstammte, wie bereits erwähnt, dem Ideenrepertoire der Aufklärung. Unter den damaligen programmatischen Schriften findet sich nicht zuletzt die von Johann Ludwig Ewald, der zeitweilig in Bremen als Prediger und Pädagoge tätig war und hier deutliche Spuren hinterließ. Er verwendet noch den Begriff »Volksaufklärung«, und sagt zu deren Verbreitung: »Natürlich ist *Unterricht* das *Hauptmittel*, wodurch diese zwekmäßige Aufklärung befördert werden kann; natürlich muß man *bei der Jugend anfangen*, auf sie wirken, ein neues besseres Geschlecht bilden, wenn das Volk eine Stufe höher steigen soll.«[40] Die Volksbildungsidee war unter dem sozialen Druck der Zeit um 1848 neu belebt und jetzt auch mit konkreten Bildungs- und Beschäftigungs-Angeboten praktisch umgesetzt worden, in Bremen etwa im Bildungs-Verein »Vorwärts« von 1846, zahlreichen konfessions- oder berufsgebundenen Bildungs- und Freundschaftsvereinen, Volksbibliotheken und Lesezimmern.[41]

Die Gründer der Schülervorstellungen standen in dieser philanthropischen Tradition der allgemeinen Volksbildung, deren Verwirklichung sie mit speziellen Mitteln erreichen wollten. Diese Mittel waren ebenfalls bereits in der Aufklärung formuliert worden in Erörterungen zur Bildung und Erziehung durch Kunst, die, wie das Zitat von Ewald zeigt, der Menschheit insgesamt den Weg zu höheren Zivilisationsstufen bahnen sollten. Die Initiatoren der Aufführungen folgen daher einer zweiten Traditionslinie, wenn sie von ihrer »Überzeugung von dem großen erziehlichen Wert dieser Aufführungen«[42] sprechen. Mit dieser setzen sie im engeren Sinne Ideen Friedrich von Schillers um, und folgerichtig beziehen sie sich auf seine Auffassung von Funktion und Bedeutung einer solchen Erziehung, die immer auch Besserung sein sollte, und von den Mitteln dazu, wie er sie in den entsprechenden Schriften – etwa die ›Ästhetische Erziehung des Menschen‹ oder die ›Schaubühne als moralische Anstalt‹[43] – vertritt. Aus der ›Schaubühne‹ zitiert Johannes Müller bereits in seinem ersten Bericht Schillers Auffassung von dem »großen erziehlichen Einfluß, ›den eine gutstehende Schaubühne auf den Geist der Nation haben würde‹« und beweist auch damit vorweg, dass die spätere Stiftung – in einer Zeit, da es Mode war, Schillers Namen auf alle möglichen Einrichtungen zu kleben – ihre Bezeichnung vollkommen zu Recht trug.

40 Johann Ludwig Ewald, Über Volksaufklärung; ihre Gränzen und Vortheile, Berlin 1790, S. 44. Das Kursive im Original gesperrt.

41 Vgl. § 1 der »Ordnung« des Vereins Vorwärts von 1846: »... ist ein Bildungs-Verein für Arbeiter. Sein Zweck ist: die sittliche und geistige Bildung der Mitglieder zu fördern, im freundschaftlichen Verkehr den Sinn für Schönes und Edles zu wecken ...«

42 1. Jb. d. Comités 18. 3. 1899, Protokollbuch, S. 5.

43 Korrekte Titel: ›Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen‹ (1795) und ›Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich bewirken?‹ Vorlesung, gehalten am 26. 6. 1784, später umbenannt in ›Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet‹. – Müllers Zitat Protokollbuch, S. 16 f.

Als illustrativer Einschub sei in diesem Zusammenhang ein Vorgang aus dem Jahre 1917 berichtet. In diesem Jahr verstarb eine große Bremer Wohltäterin, Marie Hackfeld geb. Pflüger, und in dem Bestand einer anderen Schillerstiftung, der ›Deutschen Schillerstiftung, Zweigverein Bremen‹, findet sich ein Schreiben des Amtsgerichts vom 26. Juni 1917, nach dem die Verstorbene der Stiftung »zehntausend Mark abgabenfrei vermacht hat«. Vom 25. Februar 1918 datiert ein Schreiben des Testamentsvollstreckers Johann Carl Pflüger, der um ein Exemplar der Satzung der Stiftung ersucht und dann fortfährt: »Gleichzeitig ergeht die amtliche Anfrage, ob es sich um die bereits anerkannte ›Schillerstiftung für Schülervorstellungen‹ handelt.« In zwei weiteren Schreiben, vom 2. und 8. März, dankt Pflüger dem Beauftragten der Deutschen Schillerstiftung für Auskunft und Satzung. Wie die Sache letztlich ausging, ließ sich bisher nicht ermitteln, doch ist die Vermutung berechtigt, dass vielleicht eine Namensverwechslung vorlag und die Erblasserin eigentlich die Schülervorstellungen im Sinn hatte.[44]

Anschließend an das erwähnte Schiller-Zitat im ersten Bericht über die Schüleraufführungen fährt der Verfasser fort: »Es ist nur zu verwundern, daß erst unsere schnellebige Zeit, die so sehr im Zeichen des Materialismus steht, den tiefen Sinn seiner Worte erfaßt und sich nicht gescheut hat, auch für die Jugend die Nutzanwendung daraus zu ziehen.«[45]

Vermutlich äußert der Verfasser seine Verwunderung rein rhetorisch, denn gerade der »Materialismus« der Industrialisierung und der Gründerzeit hatte bereits zu Gegenbewegungen wie etwa im Jugendstil und im Wandervogel geführt, mit denen die hier zitierte »Nutzanwendung für die Jugend« durchaus in Zusammenhang stand. Im Rückblick ist es gar nicht zu verwundern, doch die Ursache dafür mag 1899 noch nicht deutlich im Bewusstsein des Verfassers gestanden haben. Wie in einem großen Bogen spannten sich Schillers Gedanken zu Kunst und Erziehung bis in die damalige Gegenwart und erfuhren gerade einen neuen Impuls durch die so genannte Kunsterziehungsbewegung, in deren Mittelpunkt die Namen Langbehn und Lichtwark standen.[46] Ebenso wie Schiller wollten die Vertreter dieser Bewegung sowohl Erziehung zur Kunst (Kunstverständnis, Erkennen des Schönen) als auch Erziehung durch Kunst (Selbst- und Weltverständnis, Erkennen des Guten). Verständlicherweise waren gerade in der Lehrerschaft viele von diesem neubelebten

44 Vgl. StAB 2 – T.6. p.2. S.14, Deutsche Schillerstiftung / Bremer Zweigstiftung. Dieser Zweigverein wurde 1899 gegründet. Verschiedene Personen, etwa Bulthaupt und Schütte, waren in beiden Schillerstiftungen Mitglieder. – Gesina Maria Hackfeld, 1829 – 1917, Witwe des Kapitäns und Kaufmanns Heinrich Hackfeld, der mit seinem Schwager Pflüger ein Handelshaus auf Hawaii aufgebaut hatte.

45 1. Jb. d. Comités 18. 3. 1899, Protokollbuch, S. 19.

46 August Julius Langbehn, 1851 – 1907; Alfred Lichtwark, 1852 – 1914. Die Initialzündung gleichsam war Langbehns Schrift von 1889 »Rembrandt als Erzieher.« – Erstaunlich in diesem Zusammenhang die Dissertation von Hartwig Brandt, Motive der Kunsterziehungs- und Kunstgewerbebewegung, Würzburg 1981, welche den Rückbezug auf die (eigenartig auf die Französische Revolution reduzierte) Aufklärung kaum ausführt und Schiller nicht erwähnt.

und stark auf praktisch-methodische Anwendung gerichteten Ideengut sehr angetan. In Bremen etwa war der Reformlehrer Heinrich Scharrelmann ein Vertreter einer bedingungslosen Richtung der Kunsterziehungsbewegung, der den Begriff Kunst auf alles irgendwie bildende Tun erweiterte, also auch auf die Lehrtätigkeit und Erziehung in der Schule:

> »Kunst aber ist die Äußerung der lebendigen Schaffenskraft im Menschen. *Jede Stunde soll ein Kunstwerk sein!*
> Von diesem Standpunkte aus haben wir weniger eine Erziehung zur Kunst nötig als (Unterrichts-) Kunst zum Zwecke der Erziehung.«[47]

Wie zu erwarten befasste sich auch der Bremische Lehrerverein mit dieser Thematik, und sie steht hier in einem besonderen Zusammenhang mit der Einrichtung der Schülervorstellungen. Wie im 14. Jahresbericht zu lesen, hielt der Schulvorsteher Carl Karrenberg am 16. März 1898 einen Vortrag über »Aesthetische Erziehung«, in dem er die Bemühungen der Hamburger ›Lehrervereinigung für die Pflege künstlerischer Bildung‹ vorstellt und natürlich die Sache selbst programmatisch vertritt: »Die Notwendigkeit der ästhetischen Erziehung ist gegeben mit dem jedem Erzieher vorschwebenden Ideal vollkommenen Menschentums.«[48] Der nächstfolgende Jahresbericht stellt dann einen engen Wirkungszusammenhang her und rechnet dem Lehrerverein die kurz darauf erfolgte Einrichtung der Bremer Schülervorstellungen sehr stark zu: »Auch das 15. Vereinsjahr ist für uns nicht erfolglos gewesen. Die durch den Vortrag des Herrn *Karrenberg* über ›*Aesthetische Erziehung*‹ lebhafter angeregten Bestrebungen, unsern Volksschülern die Kenntnis klassischer Dramen durch Vorstellungen im Stadttheater zu vermitteln, haben dank der thatkräftigen Unterstützung durch die Herren Professor *Bulthaupt* und *Johs. Müller*, dem Entgegenkommen des Herrn Direktors *Erdmann-Jesnitzer* und der hochherzigen Gabe eines begüterten Mitbürgers zum Ziele geführt, so dass den Schülern der ersten Klassen unserer Volksschulen zwei Vorstellungen geboten werden konnten. Dieselben haben einen allseitig befriedigenden Verlauf genommen, und durch die Opferwilligkeit des Spenders ist der Fortbestand der Einrichtung für drei weitere Jahre gesichert (s. ausführlichen Bericht im Anhang).«[49] Diese vielleicht etwas weit gehende Vereinnahmung erklärt sich wohl aus der »Personalunion« des Johs. Müller, der

47 Heinrich Scharrelmann, 1871 – 1940, Zitat aus ders., Zur Vertiefung der Kunstbewegung, in: ders., Weg zur Kraft. Des Herzhaften Unterrichts zweiter Teil, Hamburg 1904, S. 156. – Die Klammer im Original, das Kursive dort gesperrt.

48 XIV. Jb. des Bremischen Lehrervereins für 1897/98, Bremen 1898, S. 12. StAB 7,30. III.3. a.; Sammlung Wulff. – Carl Ernst Johann Karrenberg, 1866 – 1948, gehörte im Lehrerverein zu den so genannten Gemäßigten und war seit dem Ersten Weltkrieg Leiter der Bremer Stelle für die Verschickung von Kindern aufs Land.

49 XV. Jb. des Bremischen Lehrervereins für 1898/99, Bremen 1899, S. 31. – Der erwähnte Bericht im Anhang findet sich auf den Seiten 42 - 48 des Jahresberichts und ist identisch mit dem ersten Bericht von Johs. Müller im Protokollbuch des Comités. Hier wie dort unterlaufen Müller noch einige Jahre lang Schreibweisen mit ‚th', die seit der Schreibreform von 1892 abgeschafft sind.

im Vorstand des Lehrervereins und Mitinitiator der Schülervorstellungen war (und für beide die Texte verfasste).

Für eine gewisse, zumindest im Bildungsbürgertum bereits bestehende Popularität der Vorstellungen von Kunst in engem Bezug zu Erziehung sprechen auch die beiden zitierten Artikel aus den Bremer Nachrichten anlässlich der Schüleraufführungen und der geistlichen Konzerte. Dort heißt es zu den »Klassikervorstellungen«: »Ihr specieller Anlaß ist dann wohl hauptsächlich der Wunsch gewesen, einen Versuch der Erziehung [,] auch die Anregungen der Kunst als Hülfsmittel zu gewinnen, an derjenigen Stelle zu machen, die sich für die Schule naturgemäß von selbst darbot, von der Lectüre unserer klassischen Dramen. ... Die ganze Feier ... dürfte zu weitergehenden Versuchen, Kunst und Erziehung einander gegenseitig dienstbar zu machen, ermuthigen...«; und anlässlich des ersten Konzerts: »In der Kunst steckt eine große erziehliche Kraft, und es lohnt sich wohl der Mühe, diese zur Entfaltung zu bringen.«[50]

Die Initiatoren der Schülervorstellungen wollten zwar auch, dass »die Kunst mit ihren reichen Schätzen in die Interessensphäre der breiten Schichten des Volkes gerückt werde«[51], also Erziehung zur Kunst, dennoch lag insbesondere die Erziehung durch Kunst in ihrer Absicht, speziell durch das von ihnen gewählte Mittel von Aufführungen, seien es Dramen auf der Theaterbühne, die nach Schiller »die Bildung des Verstands und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt«[52], oder (geistliche) Musik in der Kirche.

Anders aber als in den – trotz Schillers zitierter Formulierung »Geist der Nation« – eher kosmopolitisch ausgerichteten Aufklärungsideen von der Volksbildung und der Erziehung durch Kunst bewegte die Gestalter um 1900 »wenn wir das heranwachsende Geschlecht dem erziehlichen Einflusse der Bühne nahebringen wollen«[53] ein engerer nationaler Impetus, bei dem man sich eine Wechselwirkung erhoffte bzw. eine Rückwirkung der »Veredlung des Seelenlebens auch der unteren Stände durch die Kunst« auf die Nation als Ganzes: »Das gesteigerte Verlangen eines Volkes nach geistiger Speise ist noch immer mit einem nationalen Aufschwunge verbunden gewesen, darum kann es auch unserm Volke nur zum Segen gereichen, wenn nicht nur die höheren Kreise, sondern auch die breiten Massen hinausgehoben werden über die Sphäre des rauhen Alltagslebens ...«[54]

War in diesem Bericht der Nationalbegriff noch eher von der Gemeinsamkeit des Sprach- und Gedankenguts her bestimmt – für das Schiller wie kein anderer stand: es sei nur an die hochfliegenden Nationalgefühle anlässlich der Schillerfeiern 1859 erinnert – so wandelte er sich in Niederschriften aus der Zeit des Ersten Weltkrieges deutlich zu einem Nationalismus der Abgrenzung,

50 Bremer Nachrichten vom 9. Februar 1899 und 11. Februar 1903. Zur altertümlichen Schreibweise s. Anmerkung 49.

51 3. Jb. d. Comités 25. 9. 1901, Protokollbuch, S. 41 f.

52 Aus der ›Schaubühne‹, in: Friedrich Schiller, Sämtliche Werke, hg. von Gerhard Fricke u. Herbert G. Göpfert, München 1959, Bd. 5, S. 821.

53 3. Jb. d. Comités 25. 9. 1901, Protokollbuch, S. 42

54 Beide Zitate 1. Jb. d. Comités 18. 3. 1899, Protokollbuch, S. 18.

und die erziehlichen Absichten waren zielgerichtet darauf: »Hat die Schule jetzt die Aufgabe, dem heranwachsenden Geschlecht zum Bewußtsein zu bringen, wie ernst und schwer, aber auch wie erhaben und groß die Zeit ist, die wir ... erleben, so müssen wir sie durch unsere Darbietungen mehr noch als in den Tagen des Friedens unterstützen und der Jugend zeigen, daß in erster Linie die starke Persönlichkeit, der feste Charakter jedes Einzelnen die Grundlage ist, auf der unser Volkstum gedeihen und zu immer höherer Vollkommenheit sich entwickeln kann.«[55] Ganz ausdrücklich ist zu betonen, dass sich in den Berichten auch dieser Jahre keine allgemein fremdenfeindlichen oder speziell antifranzösichen Äußerungen finden. Dennoch ist es dies Gedankengut und dieses Vokabular, zumal mit verklärenden Umschreibungen etwa des Krieges als »blutiges Ringen mit einer Welt von Feinden«[56], das in Kürze die Nationalsozialisten für ihre Zwecke wirkungsvoll missbrauchen sollten.

Die Niederschriften der Jahre bis zum Ersten Weltkrieg enthalten neben den Berichten eine Reihe von Nachrufen, darunter auf Heinrich Bulthaupt und Friedrich Erdmann-Jesnitzer in den Jahren 1905 bzw. 1906. Der längste und bewegendste Nachruf ist Franz Ernst Schütte gewidmet, der am 11. Februar 1911 starb.[57] In einem kurzen Rückblick wird sein Wirken für die durch seine Stiftung gesicherten Schülervorstellungen dargestellt und hervorgehoben, dass er seiner eigenen Initiative, den ›Geistlichen Konzerten für Volksschüler‹, durch ein Vermächtnis von 20.000.- Mark ebenfalls »dauernden Bestand« gegeben habe: »Ich vermache:« lautet der Passus in einer Abschrift an die Stiftung vom 22. 3. 1911, »M 20000.- der Schillerstiftung für Schülervorstellungen, damit ist das Kapital so angewachsen, daß aus den Zinserträgen auch die jährlichen Kosten der Kirchenkonzerte in der Domkirche (ca. M 650.-) gedeckt werden können.«[58]

Nicht zuletzt ist dieser Nachruf ein Beispiel für die erfüllte Hoffnung eines Wohltäters auf die Memoria als Folge seiner Wohltaten: »... wie die Gegenwart dankbar dieser Spendung sich erfreut, so wird die Zukunft den Namen Franz Schütte in der Erinnerung lebendig erhalten, als den eines Wohltäters, der in nie versagendem und nie ermüdendem Gemeinsinn die Liebe zur Vaterstadt betätigte ... So wird das Gedächtnis an den Entschlafenen gesegnet bleiben von Geschlecht zu Geschlecht!«[59] – Satzungsgemäß berufen durch

55 12. Jb. d. Stiftung 25. 9. 1914, Protokollbuch, S. 133. – In diese Grundstimmung passt im Jahre 1914 die Aufnahme von Kleists ›Prinz Friedrich von Homburg‹ (neben ›Tell‹) in die Schülervorstellungen, die aber einmalig blieb (s. Auflistung der Vorstellungen auf S. 200/201).

56 15. Jb. d. Stiftung 9. 10. 1917, Protokollbuch, S. 157; auch rhythmisch deutlich der Anklang an Hamlets »Sich waffnend gegen eine See von Plagen«.

57 Nachruf Bulthaupt: 3. Jb. d. Comités 22. 9. 1905; Nachruf Erdmann-Jesnitzer: 4. Jb. d. Stiftg. 17. 9. 1906; Nachruf Schütte 9. Jb. d. Stiftg. 29. 9. 1911, Protokollbuch, S. 114 ff.

58 Domarchiv Sign. G.3.c.No 4, Rep. 689. – Die Satzung der Stiftung wurde daraufhin so geändert, dass die Kirchenkonzerte ein Teil ihrer Zweckbestimmung wurden. (Genehmigung des Senats vom 8. 11. 1912)

59 Ebda. Protokollbuch, S. 115 f.

Schüttes Witwe, trat sein Sohn Franz Schütte jr. in den Vorstand der Stiftung ein.[60]

Bevor im Jahre 1908 Hubert Reusch ans Stadttheater berufen wurde[61], hatte die Witwe des bisherigen Direktors, Selma Erdmann-Jesnitzer, für zwei Jahre (von 1906 bis 1908) die Nachfolge in der Direktion angetreten, und im Bericht zur 10jährigen Tätigkeit der Schüleraufführungen wird ausdrücklich herausgestellt, dass dadurch diese Zeit mit einer »Direktion Erdmann-Jesnitzer« zusammenfalle. Vor allem aber hebt dieser Bericht wieder die Besonderheit der Bremer Einrichtung hervor, die wegen des hohen Stiftungskapitals aus einer im gleichen Jahr in der ›Jugendschriften-Warte‹ erschienenen Aufstellung über Schülervorstellungen in deutschen Städten herausrage (siehe Abb. 3). Mit Stolz wird daraus zitiert: »Am glücklichsten ist Bremen daran, im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl, durch die hochherzige Stiftung des Kaufmannes F. G. Schütte.«[62] Diese Bemerkung wie die gesamte Aufstellung in der Jugendschriften-Warte zielte auf eine Besserung der entsprechenden Hamburger Verhältnisse, die alsbald auch mit einem festen Jahresbeitrag des Hamburger Senats erreicht wurde. Die anfänglichen, inzwischen offenbar eingeschlafenen Kontakte der Bremer zu Hamburg wurden zu dieser Zeit neu belebt bis hin zum Besuch einer Abordnung des Hamburger ›Theaterausschusses der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung‹ in der Bremer Aufführung der ›Braut von Messina‹ im Frühjahr 1909. Ein Gegenbesuch kam aus Termingründen nicht zustande[63], und der Kontakt schlief offenkundig bald endgültig ein.

Das Abweichen vom bisherigen Bremer Repertoire ›Tell‹ und ›Freischütz‹ zur ›Braut von Messina‹ und zum ›Waffenschmied‹ in der Spielzeit 1908/09 geschah auf Wunsch der Theaterdirektion und war, wie der entsprechende Bericht ausführt, kein Erfolg. Die ›Braut‹ war sprachlich und gedanklich für die Schulkinder zu schwierig. Der ›Waffenschmied‹ kam wegen humoristischer Teile besser an. »Aber alles in allem bietet doch diese Oper nicht das, was für eine Schülervorstellung in erster Linie in Betracht kommt, das zu Herzen Gehende, das Erhebende ...«[64]

Die Veranstalter achteten sehr auf die Verwirklichung ihrer erzieherischen Intentionen. Diese beruhte ebenso auf der Auswahl der Stücke wie auf der Qualität der Darbietung, und über letztere schleichen sich jetzt fortlaufend einige Klagen ein. Die Künstler ließen es gelegentlich am »nötigen Ernst« fehlen, die Darbietungen waren minderer Qualität, boten nur mäßige Durch-

60 Albrecht Franz Schütte, 1879–1967.

61 Direktion Reusch bis 1910, als er Konkurs machte; danach Erteilung der Konzession an Julius Otto. StAB 4,28–I. h.7; hier auch die Theaterverträge mit Reusch und Otto. Otto leitete das Theater bis 1924, danach Willy Becker bis 1938.

62 6. Jb. d. Stiftg., Protokollbuch, S. 95; zit. aus A. Witt, Statistik über Schülervorstellungen, in: Jugendschriften-Warte, 16. Jg., Nr. 6 (Juni 1908), S. 1. – Hier 26 Städte im Vergleich. Witt schreibt zweimal die Initialen Schüttes falsch: F. G. statt F. E.. – Vorliegendes Exemplar als Beilage zur Hannoverschen Schulzeitung.

63 In Hamburg sollten ›Wallenstein‹ und ›Zar und Zimmermann‹ geboten werden. 7. Jb. d. Stiftg. 24. 9. 1909, Protokollbuch, S. 103.

64 Ebd., S. 102 f.

schnittsleistungen. Es ist bezeichnend für die Veranstalter, dass Durchschnitt für ihre Zwecke nicht ausreicht, und sie beschwerten sich deswegen bei der Theaterdirektion und sogar bei der betreffenden Deputation mit der Bitte, Ermahnungen auszusprechen.[65]

Auch mit dem Leiter des Domchores entstanden Auseinandersetzungen über die Programmauswahl, bei der der Stiftungsvorstand mitentscheiden wollte, und über die »Solistenfrage«, die wohl dadurch ausgelöst wurde, dass 1916 anstelle einer vom Stiftungsvorstand favorisierten Sängerin, deren Qualität Nößler deutlich in Frage stellte, Nößlers Frau auftrat. Die Differenzen führten zu einem schriftlichen Austausch auch über den verwaltenden Bauherrn des Doms, Georg W. Wätjen, und zum Beschluß, 1917 kein Kirchenkonzert stattfinden zu lassen.[66] Doch zu diesen Zeitpunkt, im vorletzten Kriegswinter, wäre »bei der Kohlennot, die um die Mitte des Februar einsetzte, wegen des Heizverbots für Kirchen die Abhaltung des Konzerts an und für sich schon unmöglich gewesen.«[67]

Deutlich kündigt sich die Notzeit des vierten Kriegswinters an, Heizmaterial und Nahrung werden knapp und die anfängliche Siegesgewissheit ist spürbarer Unsicherheit über den Ausgang des Krieges gewichen, der mit entschiedenen Vergewisserungsformeln begegnet werden muss: »Noch liegt das Schicksal unseres Volkes wie eine unentschiedene Zukunftsfrage vor uns, aber mit dem unbeugsamen Siegeswillen verknüpfen wir die Hoffnung und die Zuversicht, daß die Entscheidung den blutigen Opfern, die wir mit unseren Verbündeten für unsere gerechte Sache gebracht haben, entsprechen und unserm Volke die Freiheit und Gesittung bewahren wird, auf denen der unvergleichliche Aufschwung unsers Volkes in den letzten 50 Jahren beruhte. An der Wahrung dieser Güter und an der Hebung der breiten Schichten des Volkes mitzuarbeiten, wird für alle Zukunft auch die Aufgabe der Schillerstiftung für Schülervorstellungen sein.«[68]

Gerade Freiheit und Gesittung sollten alsbald verloren gehen, zunächst aber kamen Jahre der Unruhe, vor allem durch ökonomische Unsicherheit, die sich auch an äußeren Gegebenheiten der Berichte ablesen lassen. Von Oktober 1917 bis März 1921 fanden keine Zusammenkünfte des Vorstandes statt. In dieser Zeit verstarben mehrere Vorstandmitglieder, darunter Johannes Müller, der bislang die ausführlichen Jahresberichte verfasst hatte (die ab jetzt wegfallen), und eine neue Generation von Entscheidungsträgern kündigt sich an mit dem Eintritt von Wilhelm Kruse, der in der Zeit des Nationalsozialismus eine exponierte Rolle in der Lehrerschaft spielen wird.[69]

65 So in diversen Jahresberichten, zuletzt 15. Jb. d. Stiftg. 9.10.1917, Protokollbuch, S. 154. – Deputation für das Städtische Orchester und das Stadttheater.

66 Marie Luise Nößler-Bethke, 14. Jb. 10.10.1916, Protokollbuch, S. 146. – Der Vorstand meinte, damit Nößler einen Gefallen getan zu haben und 1917 nun eine junge Bremerin, Gertrud Tapken, mit einem Auftreten fördern zu können. Vorgang: Domarchiv G.3.c.No 4, Rep. 689.

67 15. Jb. d. Stiftg., Protokollbuch, S. 156.

68 Ebd., S. 157.

69 Er wurde bereits im August 1933 einer der vier Obmänner für die weltanschauliche Ausrichtung der Bremer Volksschullehrerschaft (Schulbezirk Nord).

Beilage zur Hannoverschen Schulzeitung.

Jugendschriften-Warte,

Organ der vereinigten deutschen Prüfungs-Ausschüsse für Jugendschriften

Begründet 1893 von Paul Ziegler-Berlin

Herausgegeben vom Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften I. A.. Herm. L. Köster, Hamburg 23, v. Essenstr. 10

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Wolgast Hamburg-Fuhlsbüttel, Brombeerweg 41

Jahres-Abonnement für 12 Nummern 1,20 M. Vertrieb für den Buchhandel durch Ernst Wunderlich in Leipzig

No. 6 **Juni 1908** 16. Jahrgang

Statistik über Schülervorstellungen.

A. Witt-Hamburg.

Im Herbst vorigen Jahres bewarb sich der Theater-Ausschuß der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung (Hamburg) um eine Staatsunterstützung. Das nötige Material wurde durch eine Rundfrage bei den Jugendschriften-Ausschüssen beschafft, die in liebenswürdiger Weise eingehend antworteten. Bei der nachfolgenden Statistik sind nur diejenigen Orte berücksichtigt, die regelmäßige Schülervorstellungen unter Leitung des Magistrats, der Schulbehörde oder der Lehrerschaft haben. Im Schillerjahre sind an vielen Orten ausnahmsweise solche Vorstellungen veranstaltet worden.

Ohne regelmäßige Schülervorstellungen sind folgende Orte, von denen manche allerdings kein Theater besitzen: Adelnau, Augsburg, Bayreuth, Boizenburg (Elbe), Bommern, Braunschweig, Bromberg, Cöln, Crefeld, Delmenhorst, Dortmund, Düsseldorf, Emden, Essen, Gotha, Hagen i. W., Halle, Hameln, Harburg, Hildesheim, Kray, Lahr, Langenberg (Rhld.), Lauenburg (Elbe), Lüneburg, Norden, Ostfriesland, Nürnberg, Osnabrück, Regensburg, Schöneberg, Schwerta, Spandau, Stettin, Unterweserstädte (Bremerhaven, Geestemünde, Lehe), Wandsbek, Wanne i. W., Witten, Worms, Zerbst. In einigen von diesen Städten veranstalten die Direktionen auf eigene Rechnung nachmittags Schülervorstellungen mit Einzel-, nicht Klassenbesuch. Das geschieht z. B. in Braunschweig, Bromberg, Delmenhorst, Hagen i. W., Halle, Hildesheim, Nürnberg, Spandau, Stettin, Unterweserstädten, Zerbst.

In der Statistik sind nicht alle Rubriken ausgefüllt. Zum Teil war das Material nicht zu beschaffen, zum Teil war eine Angabe unnötig, z. B. über Freikarten, wenn der Besuch überhaupt kostenfrei war. Am glücklichsten ist Bremen daran, im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl, durch die hochherzige Stiftung des Kaufmannes F. G. Schütte. Auch manche von den Städten wenden beträchtliche Mittel auf.

	Ist ein Zuschuß gewährt worden?	Von wem ist derselbe beigesteuert?	In welcher Höhe?	Auf wieviel Vorstellungen verteilt sich derselbe?	Wie hoch belaufen sich die Kosten einer Vorstellung?	Wieviel zahlen die Schüler?	Wieviele Schüler kommen bei jeder Vorstellung ins Theater?	Werden Freikarten gewährt?
Berlin	ja	Städt. Cohn-Oppenheim-Stiftg.	4200 M	9—10	400—420 M	0,00 M	1000—1200	—
Bremen	ja	Schillerstiftung von F. G. Schütte	Kap. 100000 M	6	500 M und Garderobe	0,10 M	1230	nein
Breslau	ja	Stadt	500 M	5	?	0,25 M	1000	1600
Cassel	nein	—	—	—	987 M	alles; Angehörige dürfen auch teilnehmen	1240	nein
Chemnitz	ja	Stadt	300 M	3	300 M	0,20 M	1000	nein
Danzig	ja	Private, Vereine	bish. insgesamt 2000 M	5	400 M	0,00 M	1000	—
Dresden	ja	König	1200 M	4	670 M	0,25 M	1420	nein
Flensburg	ja	Private	240—270 M	5	350 M	0,10 M	800	nein
Frankfurt a. M.	ja	Stadt	800—1000 M	3	?	0,00 M	1/8 der Oberkl.	—
Fürth i. B.	ja	Renten der Theaterstiftung	370 M	1	370 M	0.00 M	1100	—
Glauchau	ja	Stadt	?	?	?	?	500	ja
Hamburg	ja	Stadt[1])	2500 M	7—8	700 M	0,25 M	1900	ja
Hannover	ja	Lehrerverein	100 M	2	818 M	0,70, 0,50, 0,20 M	1586	nein
Kiel	ja	Städt. Regie ist bis zu 10 Vorst. verpfl.	—	—	—	0,20 M	—	ja
Königsberg	ja	Stadt	1000 M	2	500 M	0,00 M	2000	—
Leipzig	ja	Stadt	2000 M	6—7	750 M	0,75, 0,50, 0,30, 0,15 M	1300	ja
Lübeck	ja	Stadt	30—50 M	?	?	0,30, 0,20 M	800—1000	nein
Magdeburg	ja	Stadt aus Sparkassenüberschuß	500 M	2—4	250 M	Volkssch. 0.00, Bürgerschüler 0,25 M	1080	nein
Mannheim	ja	Stadt	1000 M	2	800 M	0,20 M	1400	nein
Mühlhausen i. Thür.	—	Direktion kontraktl. verpflichtet	—	—	150 M	0,50, 0,30, 0,20, 0,10 M	600	nein
München	ja	Stadt	1000 M	—	—	0,50, 0,15 M	—	ja
Posen	ja	Theaterdirektion	—	1	—	[2])	600	—
Quedlinburg	ja	Stadt	alles	1	—	0,00 M	800	—
Stuttgart	ja	König	alles	1—2	—	0,00 M	1000	—
Würzburg	ja	Private[3])	—	1	240 M	0,20 M	1000—1100	ja
Zwickau	ja	Stadt	132,20 M	2	225 M	0,50, 0,25, 0,10 M	725	ja (150 a. 0,10 M für beide Vorst.)

[1]) Bisher Private 1700—2200 M. — [2]) II. und III. Rang frei; Parkett, I. Rang 0,20 M. — [3]) Städtische Bewilligung in Aussicht.

Abb. 3: Statistik der Jugendschriften-Warte über Schülervorstellungen, Juni 1908

Die Aufführungen fanden 1921 und für einige weitere Jahre im Schauspielhaus statt[70]; von Kirchenkonzerten ist keine Rede mehr. In diesem Jahr beträgt das Kapital der Stiftung, das bei ihrer Einrichtung 100.000.- Mark betrug und entsprechend der Satzung nach den jeweiligen Möglichkeiten weiter aufgestockt worden war, 154.700.- Mark, und man gibt dreimal den ›Tell‹ und fünfmal ›Minna von Barnhelm‹, im Jahre 1922 fünfmal ›Tell‹.[71] Danach findet sich wieder eine zeitliche Lücke in den Berichten, es ist die Phase der Inflation, die sich in einer Vorstandssitzung am 22. 9. 1922 ankündigt (»... die Erhöhung des Eintrittsgeldes ist im Vergleich zu der Geldentwertung nicht zu hoch anzusehen«[72]) und in der nächsten Sitzung am 21. 10. 1925 bereits Vergangenheit ist, aber eine, die bleibenden Schaden angerichtet hat: Das Stiftungs-Kapital hat noch einen Kurswert von 2 000.- Mark. 1923 und 1924 gibt es keine Vorstellungen, und nur mit einem Zuschuss »von ungenannter Seite« können 1924 wieder die gewohnten zwei Aufführungen von ›Tell‹ und ›Freischütz‹ stattfinden. Die nächsten Jahre sind von Geldproblemen geprägt, und man ist gezwungen, nicht nur von der Bremer Nothilfe, sondern auch von der Inspektion der Volksschulen, also von staatlicher Seite Zuschüsse anzunehmen, was die Veranstalter ungern sehen, weil sie glauben, nur mit privaten Geldgaben in ihren Entscheidungen frei bleiben zu können. [73]

Die Situation entspannt sich ab 1930 ein wenig aus zwei Gründen. Zum einen: »Wegen der geringen Schülerzahl in der ersten Klasse« (also dem 8. Schuljahr)[74] – als Folge des Krieges handelt es sich um geburtenschwache Jahrgänge. Zum andern kommt Franz Schütte jr. zu Hilfe, der jeweils die »Fehlbeträge« zur Verfügung stellen will, »die ihm zurückzuzahlen sind aus einem in Aussicht stehenden Vermächtnisse«. Dabei handelt es sich vermutlich um das seiner im Januar 1931 verstorbenen Mutter Meta Schütte, der Mitbegründerin der Stiftung.[75] Das Anerbieten wird bei gleichzeitiger Reduzierung des Aufführungsangebots auf ›Tell‹ angenommen, nachdem auch erwogen worden war, in jenem Winter ganz auf Aufführungen zu verzichten »mit Rücksicht auf die Schwere der Zeit« – ein Hinweis auf die Weltwirtschaftskrise.[76]

Wieder zeigt sich eine zeitliche Lücke bei den Sitzungsprotokollen. Der Bericht über eine Sitzung an dem berüchtigten Datum 30. Januar 1933 referiert über ein Konkurrenzunternehmen namens ›Arbeitsgemeinschaft für Theateraufführungen‹, das den Schulen ebenfalls »Tell-Aufführungen« anbietet, und

70 Schauspielhaus 1910 gegründet von Eduard Ichon und Johannes Wiegand mit der Absicht eines modernen Repertoires; der Neubau von 1913 ist das heutige Theater am Goetheplatz.

71 Entsprechende Eintragungen im ›Cassabuch‹.

72 Vorstandssitzung 21. 9. 1922, Protokollbuch, S. 160; statt früher 10 Pfennige betrug der Preis jetzt 5 Mark.

73 Von der Inspektion nur einmal ein Betrag von 950.– Mark – Bremer Nothilfe: 1922 aus der Kinderhilfe erweitert um die Bereiche Alters-, Kranken- und Volkshilfe. Auch hier gab es eine »Personalunion«: Senator Hermann Hildebrand war im Ausschuss der Nothilfe und im Vorstand unserer Stiftung.

74 Vorstandssitzung 2. 9. 1930, Protokollbuch, S. 172.

75 Eine Bestätigung war aus den Quellen nicht möglich. Vgl. Anm. 80.

76 Vorstandssitzungen 18. 2. und 27. 8. 1931, Protokollbuch, S. 176 und S. 177.

äußert Enttäuschung über ein dort beteiligtes Mitglied aus dem eigenen Vorstand, Heinrich Pattenhausen (Lehrer Volksschule Schmidtstr.). Letzterer hatte übrigens ebenso wie Kruse an diesem Tage anderweitig zu tun.

Am 18.10.1934 findet die letzte protokollierte Vorstandssitzung statt. Das neue Vorstandsmitglied Karl de Vries stellt darin einen Zuschuss von der Bücherkommission in Aussicht, der von jetzt an jährlich gewährt wird. Dadurch können ab Frühjahr 1935 wieder Tell-Aufführungen stattfinden, die in der Saison 1933/34 hatten ausfallen müssen.[77] Seit diesem Datum ist die Spur der Schillerstiftung nur noch im Cassabuch zu verfolgen und in den an die Schulbehörde gerichteten Mitteilungen der Stiftung über Aufführungen und Termine, welche die Behörde an die Schulen weiterleitet. Sie sind alle von dem Geschäftsführer W. Frerking unterzeichnet, der seit 1921 im Vorstand der Stiftung ist. Alljährlich bietet die Stiftung jetzt vier gleiche Aufführungen an; mit Ausnahme des Frühjahrs 1939, als der ›Freischütz‹ geboten wird, ist es stets ›Tell‹ und stets im Staatstheater. In den Jahren 1936 bis 1938 finden die Vorstellungen im November statt. 1936 bedarf es einer Verlegung von zwei Vorstellungen auf das folgende Frühjahr, da das Theater für die Reichskulturwoche benötigt wird. 1937 heißt es in einem Schreiben: »Da der Mittwoch-Nachmittag für die Veranstaltungen der HJ. freibleiben muß, so ist eine Umlegung der zwei letzten ›Tell‹-Aufführungen erforderlich ...«[78]

Nach den vier Freischütz-Aufführungen im März 1939 wird im Frühjahr des Kriegsjahres 1940 wieder Tell angeboten, und zwar mit fünf Vorstellungen. Danach endet das, wofür die Stiftung eingerichtet war, für immer. Im Cassabuch wird nur noch die weitere finanzielle Entwicklung festgehalten. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges löst sich die Stiftung auf und überträgt das restliche Kapital auf den Bürgerparkverein – eine nicht nur in Beziehung auf den Gründer der Stiftung stimmige Entscheidung. Die dazu geführte Korrespondenz findet sich als Beilage im Cassabuch. Die ersten persönlichen Verständigungen zwischen den letzten beiden Vorständen der Stiftung, Schütte und Frerking, über das Vorhaben sind jeweils mit »freundlichem« Gruß unterzeichnet, die offiziellen mit dem verlangten »Deutschen« Gruß.[79]

Der letzte Vermerk im Cassabuch ist quer über die sonst als »Soll« und »Haben« sich gegenüberliegenden Seiten geschrieben: »Laut Beschluß des Vorstandes der Schillerstiftung für Schülervorstellungen vom 20. Februar 1945 ist die Schillerstiftung aufgelöst und das Gesamtvermögen der Stiftung ... auf

77 Mitteilung der Landesschulbehörde, Abt. Volksschulen vom 21.2.1934. In: StAB 9, S9 – 22. Verfügungen der Bremer Schulbehörde 1931 – 1945. – Die Beihilfe der Bücherkommission (einer Abteilung des seit 1933 »gleichgeschalteten« Bremer Lehrervereins) betrug im Jahre 1934 1700.- und wuchs auf 2500.- Mark in den Jahren 1939 – 1941.

78 Ebd., Vo. 36/37, 15.10.1937.

79 Die Briefköpfe dieser Korrespondenz zeigen, dass Schütte sich nach wie vor in Bremen befand (das einen Monat nach Abwicklung des Vorgangs von den Alliierten erobert wurde), während Frerking aus Uslar antwortet, also vermutlich evakuiert war.

80 Die Rückzahlung an Franz Schütte bezeugt, dass die Stiftung das 1931 in Aussicht stehende Vermächtnis offenbar nicht erhalten hat.

den Bürgerparkverein übertragen worden ... Das auf dem Sparbuch 334 648 belegte Barguthaben in Höhe von RM 9504.66 wurde auf das Giro Konto des Bürgerparkvereins bei der Sparkasse am 2. 3.1945 überwiesen. Die von Herrn Franz Schütte gezahlten Vorschüsse in Höhe von insges. RM 1300.- wurden vom Bürgerparkverein auf das Konto von Herrn Schütte ... zurückvergütet, sodaß zur Verfügung des Bürgerparkvereins verbleiben RM 8204.66.«[80]

So endete eine Initiative der Verbreitung von klassischem Bildungsgut, von der Tausende von Volksschulabgängern profitiert hatten. Das Nachkriegselend und die Anstrengungen des Wiederaufbaus führten zum raschen Verblassen der Erinnerung an die Stiftung, die Stifter und die vielen ehrenamtlichen Helfer, die der Einrichtung immerhin ein Überdauern von siebenundvierzig Jahren ermöglichten, wobei nur in acht Krisen- oder Kriegsjahren die Vorstellungen ausfielen. Das »Schillerjahr« 2005 ist daher ein willkommener äußerer Anlass, der Schillerstiftung für Schülervorstellungen und den ihr zugrundeliegenden Bildungsvorstellungen wieder etwas Aufmerksamkeit zu widmen.

Anhang: Aufführungsstatistik zu den Schülervorstellungen

Schillerstiftung für Schülervorstellungen

Jahr	Wilhelm Tell	Freischütz	Jungfrau von Orleans	Julius Caesar	Minna von Barnhelm	Waffenschmied von Worms	Goetz von Berlichingen	Prinz von Homburg	Braut von Messina
1899	2	1	2				1		
1900	2	2	2						
1901	2	2	2						
1902	2	2	1	1					
1903	2	2	1	1					
1904	2	2	1	1					
1905	2	2	2						
1906	2	2	1	1					
1907	2	2	1	1					
1908	2					2			2
1909	3	3							
1910	3	3							
1911	3	3							
1912	3	3							

Jahr	Tell	Freischütz	Jungfrau	Julius Caesar	Minna	Waffenschmied	Goetz	Prinz	Braut
1913	3	3							
1914	3							3	
1915	3	3							
1916	3	3							
1917		3							
1918	6	3							
1919		3							
1920	3	3							
1921	3				5				
1922	5								
1923	–	–	–	–	–	–	–	–	–
1924	–	–	–	–	–	–	–	–	–
1925	2	2							
1926	3	3							
1927	3	3							
1928	3	3							
1929	3	3							
1930/31	2	2							
1931/32	2								
1932/33	2								
1933/34	–	–							
1934/35	4								
1935/36	4								
1936/37	4								
1937/38	4								
1939/39		4							
1939/40	5								
1940/41									
1941/42									
1942/43									
1943/44									
1944/45									
	105	**70**	**13**	**5**	**5**	**2**	**1**	**3**	**2**

Die Inkunabeln der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen: ein Zensus

Von Thomas Elsmann

1. Vorbemerkungen

Die heutige Staats- und Universitätsbibliothek Bremen vereinigt in ihren Sammlungen einen nicht unerheblichen Bestand an Handschriften und historischen Drucken,[1] unbeschadet der durch die Auslagerungsaktionen während des Zweiten Weltkrieges erlittenen Verluste der ›Bibliothek der Hansestadt Bremen‹, wie die Vorgängerinstitution seit dem zwischenzeitlichen Ende der bremischen Eigenstaatlichkeit (1938) bezeichnet wurde.[2] Im Berichtsjahr 1941/42 verfügte die Bibliothek über 283.715 Bände, davon 218 Inkunabeln und 1.660 Handschriften.[3] Die angegebene Anzahl der Inkunabeln ist dabei als gering zu bezeichnen, gerade auch im norddeutschen Kontext, zieht man etwa Vergleichszahlen für Hamburg,[4] Lübeck[5] und Rostock[6] heran. Tatsächlich gab es in der bremischen Bibliothek, wie auch immer sie im Laufe der Jahrhunderte bezeichnet wurde (*Bibliotheca Bremensis*, Stadtbibliothek,

1 Überblicke bei Thomas Elsmann, Bremen 1: Staats- und Universitätsbibliothek, in: Paul Raabe (Hg.), Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 1: Schleswig-Holstein · Hamburg · Bremen, Hildesheim, Zürich, New York 1996, S. 289-308. – Armin Hetzer, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, in: Tilo Brandis, Ingo Nöther (Bearb.), Handbuch der Handschriftenbestände in der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1992, S. 103-105.

2 Zu den Auslagerungen vgl. Thomas Elsmann, Von der *Bibliotheca Bremensis* zur Staats- und Universitätsbibliothek: ein historischer Abriß, in: Ders. (Hg.), Zurückgekehrte Kostbarkeiten der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen (Schriften der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, H. 4), Bremen 1998, S. 19-38, bes. S. 34-35.

3 Die Zahlen beruhen auf den jeweiligen Angaben im ›Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken‹.

4 Die heutige Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky verfügte vor dem Zweiten Weltkrieg über ca. 1.200 Inkunabeln, heute nur noch über 250 Titel in 230 Bänden.

5 Die heutige Bibliothek der Hansestadt Lübeck verfügte vor dem Zweiten Weltkrieg über 1.046 Inkunabeln, heute nur noch über 85 Inkunabeln und Inkunabelfragmente.

6 Zu Rostock zuletzt Nilüfer Krüger (Hg.), Die Inkunabeln der Universitätsbibliothek Rostock. Mit den Inkunabeln der Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern in Schwerin und der Kirchenbibliothek Friedland (Katalog der Universitätsbibliothek Rostock, Bd. 2: Die Inkunabeln), Wiesbaden 2003.

Staatsbibliothek, Bibliothek der Hansestadt Bremen, Universitätsbibliothek, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen),[7] kaum eine systematische Sammeltätigkeit bezogen auf Inkunabeln; lediglich nach dem Zweiten Weltkriege wurden in bescheidenem Maße Versuche unternommen, die Kriegsverluste durch Nachkäufe zu substituieren.

Im Gegensatz zu den Handschriften, den ›Bremensien‹ und der 1646 vom Rat erworbenen Bibliothek des Gelehrten Melchior Goldast von Haiminsfeld (1578 – 1635) spielten die Inkunabeln im Gesamtgefüge der Altbestände eine eher randständige Rolle. Ungeachtet der im Verhältnis geringen Anzahl, erkannte bereits der seit 1906 amtierende Direktor der Stadtbibliothek Henry Seedorf (1863 – 1922) den Wert der Sammlung.[8] Unterstützt durch den ebenfalls seit 1906 in Bremen im Rahmen eines Volontariates tätigen Bruno Claussen (1880 – 1958) – später Direktor der Universitätsbibliothek Rostock und Mitherausgeber der ›Niederdeutschen Bibliographie‹[9] – publizierte Seedorf in den von ihm herausgegebenen ›Mitteilungen aus der Stadtbibliothek in Bremen‹ ein erstes Verzeichnis der Inkunabeln,[10] das – wie auch das Folgende – einige Postinkunabeln beinhaltete, deren Druckdaten z. T. deutlich nach dem Scheidejahr 1500 lagen. Seedorf legte eine detaillierte Beschreibung von 153 Inkunabeln und Postinkunabeln vor, unter Zuhilfenahme der zum damaligen Zeitpunkt verfügbaren Hilfsmittel (im Wesentlichen Haebler, Hain, Hain-Copinger und Hain-Reichling). Dieser Seedorfsche Katalog bildete bis heute den zuverlässigsten Zugang zu den in der heutigen Staats- und Universitätsbibliothek bewahrten Inkunabeln. Im Dienstexemplar wurden Korrekturen vorgenommen, Neuankäufe ergänzt und die durch Auslagerung verlorenen Stücke gestrichen – ein Spiegel der Bibliotheksgeschichte! Dadurch wird der Aderlass sichtbar, den die Bibliothek durch die Auslagerungsverluste während des Zweiten Weltkrieges auch in diesem Bestandssegment erlitten hatte; immerhin 53 Titel, von denen sich heute mindestens sieben in den Beständen der Russischen Nationalbibliothek St. Petersburg befinden.

Die Arbeit am ›Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland‹ brachte eine erste erneuerte, kursorische Übersicht über den Inkunabelbestand,[11] verbunden mit einer Gliederung nach Alter, Inhalt und Druckort.

7 Zur Bibliotheksgeschichte vgl. Hans Wegener (Hg.), Beiträge zur Geschichte der Staatsbibliothek Bremen, Bremen 1952. – Elsmann (wie Anm. 2), passim. – Ders., Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, in: Bernd Hagenau (Hg.), Regionalbibliotheken in Deutschland. Mit einem Ausblick auf Österreich und die Schweiz (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderh. 78), Frankfurt am Main 2000, S. 196 - 202.

8 Zu seiner Person, vgl. Bernhard Bruch, Seedorf, Henry, in: Bremische Biographie 1912 – 1962, Bremen 1969, S. 484 - 485.

9 Vgl. zu ihm die zahlreichen biografischen Informationen in: Bruno Claussen an der Universitätsbibliothek Rostock 1912 – 1949 (Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Rostock, 112), Rostock 1995.

10 [Henry Seedorf], Die Inkunabeln der Stadtbibliothek, in: Mitteilungen aus der Stadtbibliothek Bremen 2, 1910, S. 29 - 32, 37 - 40, 43 - 48, 51 - 56, 58 - 64, 74 - 80; 3, 1911, S. 3 - 5, 11 - 14.

In der Zwischenzeit zeigte sich deutlich die durch Verkürzung bedingte Unzulänglichkeit dieser Angaben, sodass eine Neuverzeichnung in Angriff genommen wurde. Diese wird in Form eines Zensus vorgelegt, da sich ein ausführlich beschreibender Katalog, wie er aus dem norddeutschen Raum etwa für Greifswald[12] und Rostock vorliegt, angesichts des Umfanges nicht anbietet und der sich am vorhandenen Zensus für Wolfenbüttel[13] orientiert.

Der Aufbau der jeweiligen Titelaufnahme zeigt folgende Gliederung:

- Nummer (V = Verlust) – Autor[14] – Titel – Ort – Drucker – Druckdatum / Druckjahr – Format
- Signatur[15]
- Sprachstand
- Nachweise
- Provenienz
- Sonstiges

2. Provenienzen

Vorhandene Exemplare

Goldast	37
Cassel	11
Paulskloster	07
Domsdorff	05
Laurentius Bulla	03
Treviranus	02
Bremische Deutsche Gesellschaft	02
St. Stephani	02
Athenaeum	02
Societas Jesu	01
Johann von Lyne	01

Verlustige Exemplare

Goldast	06
Ministerium Bremense	02
Post	02
Vibrandus Lewardensis	02
Athenaeum	01
Von Münchhausen	01
Johann Focke	01

11 Vgl. Elsmann, Bremen 1 (wie Anm. 1), S. 297-298. Teile der dort angegebenen Zahlen sind aus heutiger Sicht zu korrigieren.

12 Zu Greifswald vgl. Inkunabeln in Greifswalder Bibliotheken. Verzeichnis der Bestände der Universitätsbibliothek Greifswald, der Bibliothek des Geistlichen Ministeriums und des Landesarchivs Greifswald, bearb. von Thomas Wilhelmi unter Mitarbeit von Konrad von Rabenau und Ewa Dubowik-Belka, Wiesbaden 1997.

13 Wolfgang Borm (Hg.), Incunabula Guelferbytana. Blockbücher und Wiegendrucke der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (Repertorien zur Erforschung der frühen Neuzeit, Bd. 10), Wiesbaden 1990.

14 Die Autoren- und Titelansetzungen folgen im Wesentlichen den Vorgaben des ISTC.

15 Bei den Signaturen wurden nur die Römischen Gruppensignaturen, Numerus currens, BD und BS (Sammlung Goldast) berücksichtigt. Die in der Zwischenzeit eingeführten Sonderzählungen für Inkunabeln wie *Ina, Inb, Inc* und *I 001 ff.* sind unbrauchbar und werden nicht mehr aufgeführt.

Deutlich zeigt sich die überragende Bedeutung zweier Sammler für die Inkunabelsammlung: Melchior Goldast von Haiminsfeld und Johann Philipp Cassel (1707 – 1783). Die Goldastsche Sammlung bildet bis heute eine der wenigen nicht zerstreuten späthumanistischen Gelehrtenbibliotheken in Norddeutschland, wenn auch einige Teile der ursprünglich wegen der Wirren des Dreißigjährigen Krieges von ihrem Besitzer in Bremen gelagerten Bibliothek nach dem Ankauf durch den Rat ausgeschieden worden sind. Die Bibliothek war Sammlung und Arbeitsinstrument zugleich;[16] sie spiegelt in vielen Aspekten Goldasts eigene wissenschaftliche Tätigkeit.[17]

Bildete der Erwerb der Sammlung Goldasts einen entscheidenden Einschnitt in der Geschichte der *Bibliotheca Bremensis* für das 17. Jahrhundert, so ist für das 18. Jahrhundert eben solche Bedeutung den Beständen aus dem Besitz Johann Philipp Cassels zuzusprechen.[18] Die städtische Bibliothek gelangte in den Besitz einer von der Aufklärung geprägten Sammlung, die Cassel in seinem eigenen Verständnis als Universalgelehrter zusammengetragen hatte. Cassel war ein Sammler von unerhörtem Fleiß, verbunden mit dem Bemühen um Systematisierung des von ihm Gesammelten. Unmittelbar nach Cassels Tod im Juli 1783 gingen Bibliothek und Sammlung in den Besitz der Stadtbibliothek über, wenn auch nicht in Gänze und mindestens in zwei Schritten. Neben stupenden Mengen an Kleinschrifttum (besonders Gelegenheitsschriften) und Bremensien gingen der Bibliothek fast 2.600 Titel in über 900 Bänden aus dem Bereich der neulateinischen Literatur zu,[19] darunter auch die im Zensus aufgeführten Inkunabeln. Eng mit der Person Cassels ist die Bremische Deutsche Gesellschaft verbunden. 1748 gegründet, besaß sie bald einen ansehnlichen Buchbesitz, darunter die niederdeutsche Fassung von *Reynke de Vos* (Nr. 149); Cassel selbst war sowohl Donator als auch Bibliothekar der Gesellschaft.[20] 1793 fiel deren Bibliothek ebenfalls an die Stadtbibliothek.[21]

16 Zur Bibliothek vgl. Gerhard Knoll, Klaus Peter Schmidt, Die Erschließung der Bibliothek des Humanisten Melchior Goldast von Haiminsfeld (1578 – 1635) in Bremen, in: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 5, 1980, S. 203 - 223. – Elsmann, Bremen 1 (wie Anm. 1), S. 298 - 299.

17 Eine größere biografische Studie, die Goldast gerecht werden könnte, fehlt bis heute. Die wesentliche Literatur zuletzt bei Rudolf Gamper, Die Bücherdiebstähle des Melchior Goldast in St. Gallen, in: Marcel Mayer, Stefan Sonderegger, Hans-Peter Kaeser (Hg.), Lesen – Schreiben – Drucken. Für Ernst Ziegler, St. Gallen 2003, S. 73 - 88, 144 - 147.

18 Auch für Cassel fehlt eine angemesse biografische Arbeit. Bisher nur kurz Karl H. Schwebel, Johann Philipp Cassel, in: Bremisches Jahrbuch 43, 1951, VII - IX. – Sehr wertvoll sind die älteren bio-bibliografischen Arbeiten: Heinrich Wilhelm Rotermund, Lexikon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben, T. 1, Bremen 1818, S. 63 - 69. – Gottlieb Christoph Harless, De vitis philologorum nostra aetate clarissimorum, Vol. 4, Bremen 1772, S. 155 - 181. – Johann Christoph Strodtmann, Beyträge zur Historie der Gelahrtheit, T. 1, Hamburg 1748, S. 240 - 269.

19 Vgl. Elsmann, Bremen 1 (wie Anm. 1), S. 299 - 300.

20 Vgl. dazu Franz Weber, Die Bremische Deutsche Gesellschaft, Greifenhagen 1910, zur Bibliothek S. 33, 43 - 45.

Verglichen mit Goldast und Cassel fallen alle übrigen Einzelpersonen zuzuordnenden Provenienzen deutlich ab. Hervorzuheben ist ein Konvolut aus dem Besitz von Frantz von Domsdorff, das neben späteren Drucken fünf Inkunabeln oder Postinkunabeln beinhaltet (002, 042, 113, 142, 160). Dieser *Frantz von Domsdorff Johans Seliger Son.* steht in verwandtschaftlichem Verhältnis mit Franz von Dumstorp (Komtur 1532 – 1561, gest. 11. Juni 1583), dem letzten Komtur des Deutschen Ordens in Bremen.[22] Der Komtur agierte für seinen Neffen vermutlich zunächst als Vormund, ehe dieser – nach Studien in Rostock, Marburg, Heidelberg und Erfurt – am dänischen Hof wirkte; er verstarb 1587 in Schleswig. Wie das aus seinem Besitz stammende Konvolut in den Besitz der bremischen Bibliothek gelangt ist, bleibt indes unbekannt.

Im Dunkeln bleiben einzelne Personen, wie Laurentius Bulla aus Trier und Vibrandus Lewardensis, aus dessen Besitz – vermutlich gekommen über Johann Philipp Cassel – ein Konvolut mit zwei Inkunabeln (V 24, V 50) und späteren Drucken aus dem niederländischen Raum bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges in Bremen vorhanden war.[23]

Interessant sind im Hinblick auf die nachzuweisenden Provenienzen diejenigen, die auf vorreformatorischen Buchbesitz in bremischen Kirchen, Stiften und Klöstern weisen. Tatsächlich sind die Nachrichten über diese Besitze, besonders jenseits des Doms, spärlich.[24] Es existieren bzw. existierten Listen für das Willehadi-Stift und das Ansgarii-Kapitel, beide jedoch aus der Prä-Inkunabelzeit. Andere Streubesitze belegen zudem Bestände im Katharinen- und Johanniskloster sowie in der Pfarrkirche St. Martini. Einzig aus dem benediktinischen Paulskloster[25] ist für das Jahr 1497 eine Liste von 187 Titeln (neben denen, die zum Klosterschatz gerechnet wurden) überliefert, wobei die Angaben z. T. sehr pauschal ausfallen und nicht zwischen Handschriften und Drucken unterschieden wird. Hiervon sind immerhin sieben Inkunabeln bis heute im Besitz der SuUB;[26] bei einigen weiteren gibt es Titelübereinstimmungen mit der Liste von 1497, ohne dass ein Nachweis der Provenienz jedoch zwingend ist.

21 Vgl. dazu: Katalog der Büchersammlung der Deutschen Gesellschaft in Bremen (SuUB Bremen; Signatur: Brem. a.62).

22 Vgl. zum Folgenden Holger Stefan Brünjes, Die Deutschordenskomturei in Bremen. Ein Beitrag zur Geschichte des Ordens in Livland (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 53), Marburg 1997, S. 127-128.

23 Nach dem noch vorhandenen alten systematischen Bandkatalog handelte es sich um Kleinschriften aus dem schulischen Umfeld, als deren Druckort durchweg Deventer angegeben wurde.

24 Vgl. den Überblick bei Thomas Elsmann, Rechtshandschriften in Bremischen Bibliotheken des Mittelalters, in: Konrad Elmshäuser, Adolf E. Hofmeister (Hg.), 700 Jahre Bremer Recht. 1303 – 2003 (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 66), S. 181-198, hier S. 181-182.

25 Zum Paulskloster vgl. Luise Michaelsen, Das Paulskloster vor Bremen, in: Bremisches Jahrbuch 46, 1959, S. 40-107; 47, 1961, S. 1-63, das Bücherverzeichnis S. 56-63. – Dies., Bremen, St. Paul, in: Germania Benedictina. Band VI: Norddeutschland. Die Benediktinerklöster in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Bremen, St. Ottilien 1979, S. 57-66.

26 Hinzu kommt eine mittelalterliche Handschrift (*msa 0027*, Ps.-Nicolaus de Gorra).

Durch den Mittler Johann Philipp Cassel sind zwei Inkunabeln aus der St. Stephanikirche überliefert, der einzige bisher bekannte Nachweis von dort vorhandenem Buchbesitz.[27] Ein nach der Reformation im Auftrage des Rates angefertigtes Verzeichnis benennt eine Reihe kostbarer Gegenstände (Reliquien, Altargeräte) der Kirche aus der ehemaligen Verwaltung des *thesaurarius*, jedoch keine Bücher oder Handschriften.[28] Insgesamt ist eine deutliche Besitzdiskontinuität vom Mittelalter in die Neuzeit in Bremen festzustellen: Im Gegensatz zu manchen Territorialstaaten gab es in Bremen keine systematische Überführung von kirchlichem Handschriften- und Buchbesitz in den staatlichen, sprich: städtischen.

Eine Sonderrolle kam in diesem Kontext dem Dom mit seiner Dom- bzw. Athenaeumsbibliothek zu.[29] Da Dom und Dombezirk zunächst erzbischöflicher, dann schwedischer, später hannoverscher Verwaltung unterstanden, bestand seitens der Stadt bis zum Reichsdeputationshauptschluss keinerlei Zugriffsmöglichkeit auf die dort vorhandenen Werte, also auch nicht auf die bis ins Mittelalter zurückreichenden Handschriften- und Buchbestände. Zum Ausgang des Mittelalters wird der Umfang der Dombibliothek auf 300 bis 350 Bände geschätzt, darunter 200 bis 250 Handschriften. Nach dem Fall des Doms an Schweden (1648) wurden Dombibliothek und -archiv zunächst nach Stade verbracht, in Teilen aber später reponiert, um für die gelehrte Schule am Dom, dem *Athenaeum*, als Bibliothek zu dienen. 1771 unternahm Johann Hinrich Pratje in seiner Geschichte der Domschule und des *Athenaeums* eine Bestandsaufnahme der Bibliothek,[30] in der er, neben einigen Handschriften, 16 Inkunabeln oder Frühdrucke für erwähnenswert hielt. Davon sind heute nur noch zwei (053, 109) vorhanden;[31] die Mehrzahl fiel Verkaufsaktionen der Jahre 1795/96 zum Opfer.[32]

Historisch bemerkenswert ist eine Inkunabel aus dem Besitz der Jesuiten in Bremen, agierten diese doch in einem höchst brisanten politischen und konfessionellen Umfeld. Nach dem Doppelfrieden von Münster und Osnabrück konnten sie sich unter dem Schutz des kaiserlichen Residenten in Bremen aufhalten. Die Datierung der aus ihrem Besitz stammenden Inkunabel (66) auf das Jahr 1654 deutet in die Wirkungszeit des zweiten Oberen der Jesuiten-Niederlassung Heinrich Kircher SJ (1653–1659), in der der Orden ein in der neustädtischen Westerstraße angemietetes Wohnhaus als Kapelle nutzen musste.[33]

27 Friedrich Prüser, Achthundert Jahre St. Stephanikirche. Ein Stück bremischer Geschichte, Bremen 1940, S. 124-125 zählt zwar zu den Aufgaben des *thesaurarius* auch das Sammeln von Büchern, belässt es aber bei der pauschalen Feststellung.

28 Vgl. ebd., S. 126-127.

29 Dazu zuletzt Elsmann, Rechtshandschriften (wie Anm. 23), S. 183-185 (Literatur).

30 Johann Hinrich Pratje, Kurzgefaßter Versuch einer Geschichte der Schule und des Athenaei bey dem Königlichen Dom zu Bremen. Erstes Stück, Stade 1771, 34-36.

31 Vgl. ebd., S. 35-36: Nr. 053 = Pratje Nr. 11. – Nr. 109 = Pratje Nr. 2.

32 Vgl. StAB 6,27-IV.b.5.

33 Zum Hintergrund vgl. Michael F. Feldkamp, Zwischen Kaiser und Senat. Zur Tätigkeit der Jesuiten in Bremen von den Anfängen bis heute (1648–1733; 1962–1987), [Bremen 1987], bes. S. 10-11.

Vorhandene Exemplare

Köln	45
Venedig	22
Nürnberg	18
Rom	18
Leipzig	11
Basel	10
Straßburg	09
Augsburg	06
Mainz	06
Florenz	05
Mailand	04
Deventer	03
Lübeck	03
Cividale	02
Paris	02
Speyer	02
Antwerpen	01
Bologna	01
Erfurt	01
Genf	01
Gouda	01
Hagenau	01
Heidelberg	01
Leuven	01
Lyon	01
Reutlingen	01
Schussenried	01
Treviso	01
Tübingen	01
Ulm	01
Wien	01
Zwolle	01
Ungeklärt (norddeutsch)	01

Verlustige Exemplare

Köln	15
Venedig	09
Nürnberg	07
Basel	04
Mailand	04
Straßburg	04
Deventer	03
Augsburg	02
Bologna	01
Erfurt	01
Ferrara	01
Leipzig	01
Leuven	01

Eine Analyse der Druckorte belegt eine deutliche Dominanz der ober- und mittelrheinischen Gebiete, besonders von Köln, Basel, Straßburg und Mainz. Es folgen italienische (im Wesentlichen Venedig, Rom und Florenz) und süddeutsche Druckorte (wesentlich Nürnberg, Augsburg). Drucke aus dem mittel- und ostdeutschen Raum haben im überwiegenden Teil ihren Ursprung in Leipzig. Der norddeutsche Raum ist mit vier Inkunabeln vertreten, darunter dreien, die mit Sicherheit aus Lübeck stammen. Der geografischen Nähe zum niederländisch-belgischen Raum sind elf Drucke aus dortiger Provenienz zu schulden; davon sind allerdings vier zu den Verlusten zu zählen.

4. Inkunabelzensus

a. Vorhandene Exemplare

001: Aesopus
Aesopus moralisatus cum bono commento, [Köln: Heinrich Quentell], 10.10.1491, 4°
IV.c.787, Nr. 1 (olim: Ms.b.17, Nr. 1)
Latein
Seedorf 2; GW 409; ISTC A*134
Johann Philipp Cassel

002: Agricola, Rudolf
Carmina in divae Annae laudem, [Zwolle: Peter van Os, um 1506], 4°
IV.b.134, Nr. 10
Latein
Seedorf 3; Campbell 53; GW 485; Hermans ZD 159; ISTC A*168
Frantz von Domsdorff Johans Seliger Son.
Fragment

003: Albertus Magnus
Postilla in evangelium Iohannis. Enarrationes, [Köln: Johann Guldenschaff, nicht nach 1477], 2°
39.b.127
Latein
GW 612; ISTC A*244

004: Altercatio rusticorum et clericorum, [Rom: Drucker der ›Mercuriales quaestiones‹ (Theobald Schencbecher), um 1472–1474], 4°
XII.1.b.17, Nr. 9; BS 0712-10
Latein
Seedorf 5; GW 1580; ISTC A*544.1
Melchior Goldast von Haiminsfeld

005: Ambrosius
De Officiis. Lib. 1 - 3, [Köln: Ulrich Zel, um 1470–1472], 4°
39.c.1841
Latein
GW 1606; ISTC A*558

006: Andreas de Escobar
Modus confitendi, [Rom: Eucharius Silber, um 1500], 8°
V.2.c.243, Nr. 3
Latein
Seedorf 10; GW 1808; ISTC A*687.4
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1616

007: Andreas de Escobar
Modus confitendi, [Rom: Eucharius Silber, um 1500], 8°
XII.3.c.12, Nr. 2d (Nr. 9)
Latein
Seedorf 11; GW 1809; ISTC A*685.7
Laurentius Bulla Trevirensis 1584

008: Angelus de Clavasio
Summa angelica de casibus conscientiae, Nürnberg: Anton Koberger, 28.8.1488, 2°
BD 2788
Latein
GW 1927; ISTC A*717

009: Angelus de Clavasio
Summa angelica de casibus conscientiae, Nürnberg: Anton Koberger, 10.2.1492, 2°
BD 2772
Latein
GW 1933; ISTC A*722

010: Annius, Johannes, Viterbiensis
Auctores vetustissimi, [Venedig:] Bernardinus de Vitalibus, [nicht vor August] 1498, 4°
VI.9.b.6
Latein
Seedorf 18; GW 2016; ISTC A*749

011: Antoninus Florentinus
Summa theologica. P. 1, Nürnberg: Anton Koberger 1478, 2°
VI.9.a.32
Latein
GW 2186; ISTC A*871

012: Apicius, Caelius
De re coquinaria, Mailand: Guillaume Le Signerre, 20.1.1498, 4°
XIV.b.35, Nr. 5
Latein
Seedorf 12; GW 2267 (var); ISTC A*921
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

013: Aristoteles
Logica nova: Copulata novae logicae Aristotelis, [Köln: Heinrich Quentell], 1489, 2°
39.b.113
Latein
GW 2402; ISTC A*1000

014: Aristoteles
Physica. Tr: Guilelmus de Moerbeka, [Leipzig: Martin Landsberg, um 1492–1495], 2°
III.1.b.79
Latein
Seedorf 16; GW 2441; ISTC A*1020.2

015: Armandus de Bellovisu
De declaratione difficilium terminorum tam theologiae quam philosophiae ac logicae, Basel: [Michael Wenssler], 1.3.1491, 8°
VI.9.c.2
Latein
Seedorf 17; GW 2501; ISTC A*1055

016: Augustinus, Aurelius
De civitate Dei (Comm: Thomas Waleys und Nicolaus Trivet), Basel: Michael Wenssler [und Bernhard Richel], 25.3.1479, 2°
XII.2.a.103
Latein
Seedorf 19; GW 2885; ISTC A*1241
Paulskloster (Michaelsen Nr. 78)

017: Augustinus, Aurelius
Enchiridion de fide, spe et caritate, [Straßburg: C. W., nicht nach 1473], 2°
VI.9.b.15
Latein
Seedorf 21; GW 2904; ISTC A*1266

018: (Pseudo-)Augustinus, Aurelius
De fuga mulierum; De continentia; De contemptu mundi. Add: Hieronymus: Epistola ad Paulinum presbyterum; Augustinus: Sermones de vita clericorum, [Köln: Ulrich Zel, um 1470–1472], 4°
39.b.1839
Latein
GW 2955; ISTC A*1279

019: Augustinus de Ancona
Summa de potestate ecclesiastica, Augsburg: [Johann Schüssler], 6.3.1473, 2°
VI.9.b.34
Latein
GW 3050; ISTC A*1363

020: Balbus, Hieronymus
Epigrammata, Wien: Johann Winterburg, 1.8.1494, 4°
VI.9.b.9, Nr. 3
Latein
Seedorf 22; GW 3181; ISTC B*18

021: Baldung, Hieronymus
Aphorismi compunctionis theologicales, [Straßburg:] Johann [Reinhard] Grüninger, 6.1.1497, 4°
VI.9.c.8
Latein
Seedorf 23; GW 3211; ISTC B*36

022: Barzizius, Gasparinus
Epistolae, [Basel: Martin Flach, nicht nach 1474], 2°
39.b.125 b
Latein
GW 3677; ISTC B*262

023: (Pseudo-)Bernardus Claravallensis
De planctu B. Mariae Virginis, [Köln: Ulrich Zel, um 1470], 4°
39.c.1840
Latein
GW 4056; ISTC B* 421

024: Beroaldus, Philippus
De felicitate, Bologna: Caligula de Bazaleriis, 1. 4. 1495, 4°
VI.9.b.10
Latein
Seedorf 24; GW 4133; ISTC B*483

025: Biblia latina. Pars I,
[Köln: Konrad Winters von Homborch, um 1475], 2°
XII.1.a.35 a
Latein
Seedorf 27; GW 4214; ISTC B* 539
Reich verzierte farbige Initialen

026: Biblia latina,
Venedig: Franciscus Renner von Heilbronn, 1480, 4°
XII.1.b.12 (olim: Ms.b.44 a)
Latein
Seedorf 29; GW 4241; ISTC B*566
Reich verzierte Initialen

027: Bibel,
mit Glossen nach den Postillen des Nicolaus de Lyra, Lübeck: Steffen Arndes, 19. 11. 1494, 2°
XII.1.a.15 a
Niederdeutsch
Seedorf 26; Borchling / Claussen 241; GW 4309 (var); ISTC B*638
Keine Rubriken, schwarze Initialen

028: Biel, Gabriel
Epitoma expositionis sacri canonis missae. Ed: Wendelin Steinbach. Add: Heinrich Bebel, Tübingen: [Johann Otmar für Friedrich Meynberger, zwischen 20. 2. und 29. 11. 1499], 4°
41.c.1973
Latein
GW 4334; ISTC B*654

029: Birgitta, S
Orationes. Add: (Pseudo-)Augustinus, Aurelius: Oratio pro tribulatis, [Rom: Marcellus Silber, nicht vor 1510], 12°
V.2.c.243, Nr. 7
Latein
Seedorf 38; GW IV col 218; ISTC B*683.55
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1616

030: Boccaccio, Giovanni
Genealogiae deorum libri XV. De montibus, silvis, fontibus, lacubus, fluminibus, stagnis seu paludibus, de nominibus maris, Venedig: Manfredus de Bonellis, 25. 3. 1497, 2°
VI.9.a.13
Latein
Seedorf 31; GW 4479; ISTC B*754

031: Boethius
De consolatione philosophiae. Comm: Thomas Aquinas, Nürnberg: Anton Koberger, 23. 6. 1486, 2°
III.2.a.8, Nr. 1
Latein
Seedorf 32; GW 4537; ISTC B*781
Rubriziert

032: Boethius
De consolatione philosophiae. Comm: Thomas Aquinas, Hagenau: [Heinrich Gran], 21. 2. 1491, 4°
VI.9.c.10, Nr. 2
Latein
GW 4549; ISTC B* 791

033: (Pseudo-)Boethius
De disciplina scholarium: Comm: (Pseudo-)Thomas Aquinas, Köln: Heinrich Quentell, 1490, 4°
VI.9.c.10, Nr. 1
Latein
GW 4596; ISTC B*821

034: Bonaventura, S
Opuscula, [Köln:] B[artholomaeus] d[e] U[nckel] [und Johann Koelhoff d. Ältere], 1484 [–1485], 2°
39.b.116
Latein
GW 4644; ISTC B*924

035: Bonaventura, S
Opuscula. Add: Octavianus de Martinis: Oratio in vitam et merita S. Bonaventurae. Johannes Franciscus de Pavinis: Relatio circa canonizationem Bonaventurae. Robertus [Caracciolus?]: Sermo de laudibus Bonaventurae. Sixtus IV.: Bulla canonizationis, Straßburg: [Drucker des ›Jordanus von Quedlinburg‹ (Georg Husner)], 1495, 2°
BD 4556-2
Latein
GW 4648; ISTC B*928

036: Bonaventura, S
De triplici via. Add: (Pseudo-)Methodius: Revelationes. Bonaventura, S: De praeparatione ad missam, [Köln: Ulrich Zel, um 1475, vor 18. 9. 1477], 4°
39.c.1838; 40.c.4690 (= [Pseudo-] Methodius: Revelationes, separiert)
Latein
GW 4706; ISTC B*970

037: Brack, Wenceslaus
Vocabularius rerum, Leipzig: Konrad Kachelofen, 16. 8. 1491, 4°
IV.c.787 (olim: Ms.b.17, Nr. 5)
Deutsch / Latein
Seedorf 34; GW 4992; ISTC B*1066
Johann Philipp Cassel

038: Brant, Sebastian
Das Narrenschiff. Stultifera navis. Tr: Jacobus Locher Philomusus, Basel: Johann Bergmann von Olpe, 1. 3. 1497, 4°
VI.9.b.13
Latein
Seedorf 35; GW 5054; ISTC B*1086

039: Brant, Sebastian
De origine et conversatione bonorum regum et de laude civitatis Hierosolymae, Basel: Johann Bergmann von Olpe, 1. 3. 1495, 4°
VI.9.c.11
Latein
GW 5072; ISTC B*1097

040: Breydenbach, Bernhard von
Peregrinatio in terram sanctam, [Speyer:] Peter Drach, 29. 7. 1490, 2°
III.1.b.49, Nr. 4
Latein
Seedorf 37; GW 5076; ISTC B*1190
Bremische Deutsche Gesellschaft
Holzschnitt

041: Brunus Aretinus, Leonardus
Gracchus et Poliscena comoedia, Schussenried: Praemonstratenserkloster, 1478, 2°
III.2.b.65, Nr. 8
Latein
Seedorf 15; GW 5610; ISTC B*1245
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1617

042: Brunus, Ludovicus
Gratulatio ad Maximilianum de victoria Morinensi triumphantem, [Leuven: Johannes von Westfalen, nach 7. 8. 1479], 4°
IV.b.134, Nr. 7
Latein
Campbell 384; Seedorf 39; GW 5654; ISTC B*1261.1
Frantz von Domsdorff Johans Seliger Son.

043: Burlaeus, Gualtherus
De vita et moribus philosophorum. Buch von dem Leben und Sitten der heydnischen Maister, Augsburg: Anton Sorg, 31. 8. 1490, 4°
VIII.c.664
Deutsch
Seedorf 41; GW 5793; ISTC B*1328

044: Caracciolus, Robertus
Sermones quadragesimales de poenitentia, [Venedig:] Bartholomaeus Cremonensis, 1472, 4°
VI.9.c.7
Latein
Seedorf 42; GW 6064; ISTC C*169
Einige Blätter mit handschriftlichen Ergänzungen

045: Carolus IV.
Bulla aurea, [Köln: Cornelius von Zierickzee, nach 1500, um 1505], 8°
XIII.9.c.114, Nr. 7
Latein
Seedorf 40; BSB–Ink K-16; ISTC C*207

046: Casus papales, episcopales et abbatiales, Köln: Retro Minores [Martin von Werden ?], [um 1498], 8°
XII.7.c.33, Nr. 4
Latein
Seedorf 47; GW 6203; ISTC C* 267.7
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

047: Cato, Dionysius
Disticha de moribus. Comm: Anonymus: ›Summi deus largitor praemii‹. Add: Glosulae Cathonis, [Köln: Heinrich Quentell, um 1490], 4°
IV.c.787, Nr. 2 (olim: Ms.b.17)
Latein
Seedorf 48; GW 6306; ISTC C*306
Johann Philipp Cassel

048: Cato, Dionysius
Disticha de moribus. Comm: Anonymus: ›Summi deus largitor praemii‹. Add: Glosulae Cathonis, Köln: Heinrich Quentell, 1496, 4°
39.c.1830
Latein
GW 6314; ISTC C*311

049: Chronecken der Sassen,
Mainz: Peter Schoeffer, 6. März 1492, 2°
Brem.a.751
Niederdeutsch
Seedorf 50; Borchling / Claussen 197; GW 4963; ISTC C*488
Mit kolorierten Holzschnitten

050: Chronecken der Sassen,
Mainz: Peter Schoeffer, 6. März 1492, 2°
VII.6.a.3
Niederdeutsch
Seedorf 51; Borchling / Claussen 197; GW 4963 (var); ISTC C*488
Johann von Lyne

051: Chronecken der Sassen,
Mainz: Peter Schoeffer, 6. März 1492, 2°
BD 3140
Niederdeutsch
Borchling / Claussen 197; GW 4963; ISTC C*488
Fragment

052: Cicero, Marcus Tullius
De officiis. Add: Paradoxa Stoicorum. Hexasticha XII sapientum de titulo Ciceronis. Horatius Flaccus: Ad T. Manlium Torquatum (Carm. IV 7), [Mainz:], Johann Fust und Peter Schoeffer, 4. Februar 1466, 2°
III.2.b.15 (olim: Ms.a.51 b)
Latein
Seedorf 53; GW 6922; ISTC C*576
Ludolf Christian Treviranus 1831
Initialen in Gold und Farben

053: Cicero, Marcus Tullius
Orationes, Venedig: Johannes de Gregoriis und Jacobus Britannicus, 8. 11. 1483, 2°
52.b.331
Latein
GW 6763; ISTC C*545.5
Athenaeum

054: (Pseudo-)Cicero, Marcus Tullius
De proprietatibus terminorum, [Köln: Ulrich Zel, um 1470, nicht nach 1472], 4°
III.2.c.49, Nr. 2
Latein
Seedorf 56; GW 7024; ISTC C*668
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1617

055: (Pseudo-)Cicero, Marcus Tullius
Rhetorica ad C. Herennium. Comm: Hieronymus Capidurus. Add: De inventione (Comm: C. Marius Victorinus), Venedig: Guilelmus Anima Mia, Tridinensis, 1. 9. 1490, 2°
VI.9.a.14, Nr. 3
Latein
Seedorf 54; GW 6729; ISTC C*682

056: (Pseudo-)Cicero, Marcus Tullius
Rhetorica ad C. Herennium. Comm: Franciscus Maturantius und Antonius Mancinellus. Add: De Inventione (Comm: C. Marius Victorinus), Venedig: Philippus Pincius Mantuanus, 8. 7. 1496, 2°
VI.9. a.10, Nr. 2
Latein
Seedorf 55; GW 6730; ISTC C*683

057: Clemens V., Pont. Max.
Constitutiones (cum apparatu Johannes Andreae). Add: Johannes XXII: Decretales extravagantes. Glosse: Jesselinus de Cassanis. P I, II. Ed: Johannes Franciscus de Pavinis, [Rom: Johannes Bulle (Bremensis), um 1478], 2°
38. a.21
Latein
GW 7091; C*721.5

058: Cleophilus, Franciscus Octavius
De coetu poetarum. Ed: Georgius Dottanius, Leipzig: Martin Landsberg [nicht vor Ende 1496], 4°
VI.9.b.9, Nr. 2
Latein
Seedorf 60; GW 7125; ISTC C*742.6

059: Confessionale. Interrogationes et doctrinae, [Rom: Marcellus Silber, nicht vor 1510], 8°
XII.3. c.12, Nr. 2c (Nr. 8)
Latein
Seedorf 92; GW 7340; ISTC C*821.2
Laurentius Bulla Trevirensis 1584

060: Coniuratio malignorum spirituum, [Rom: Marcellus Silber, nicht vor 1510], 8°
XII.3. c.12, Nr. 2b (Nr. 7)
Latein
Seedorf 61; GW nach 7406; ISTC C*841
Laurentius Bulla Trevirensis 1584

061: Coniuratio malignorum spirituum, [Rom: Marcellus Silber, um 1510–1512], 8°
V.2. c.243, Nr. 5
Latein
Seedorf 62; GW VII col 7; ISTC C*841.5
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1616

062: Dialogus creaturarum moralisatus, Antwerpen: Gerard Leeu, 11. 4. 1491, 4°
IV. c.787 (olim: Ms.b.17, Nr. 4)
Latein
Seedorf 63; Campbell 564; ISTC D*159.45
Johann Philipp Cassel

063: Diomedes
Ars grammatica. Add: Phocas: De nomine et verbo. Priscianus: Institutio de nomine, pronomine, et verbo. (Pseudo-)Flavius Caper: De orthographia et latinitate verborum. Agroecius: De orthographia et proprietate et differentia sermonis. Aelius Donatus: [Ars Maior P. 2-3] De octo partibus orationis et de barbarismo. Maurus Servius Honoratus: Commentarius in artem Donati, Venedig: Christoph de Pensis, de Mandello, 4. 6. 1491, 2°
VI.9. a.14, Nr. 1
Latein
Seedorf 64; GW 8402; ISTC D*236

064: Divisiones decem nationum christianitatis, [Rom: Eucharius Silber, um/nach 1500], 8°
V.2. c.243, Nr. 9
Latein
Seedorf 66
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1616

065: Duns Scotus, Johannes
Quodlibeta. Ed: Thomas Penketh, Nürnberg: Anton Koberger, 1481, 2°
VI.9. a.31
Latein
GW 9069; ISTC D*394

066: Duranti, Guillelmus
Rationale divinorum officiorum, Nürnberg: Anton Koberger, 19. 4. 1480, 2°
VI.9. a.30
Latein
Seedorf 67; GW 9121; ISTC D*422
Societas Jesu Bremae 1654
Rubriziert

067: Epistola de miseria curatorum, [Leipzig: Konrad Kachelofen, um 1489], 4°
VI.9.c.13
Latein
GW 9342; ISTC E*49

068: Epistolae diversorum philosophorum, oratorum, rhetorum.
Ed: Marcus Musurus, Venedig: Aldus Manutius, Bd. 1: [29.] 3.1499; Bd. 2: [nicht vor 17.4.1499], 4°
III.1.b.4, Nr. 1-2; BS 0565
Griechisch
Seedorf 68; GW 9367; ISTC E*64
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1602

069: Euripides
Tragoediae quattuor, [Florenz: Lorenzo di Alopa, vor 18.6.1495], 4°
III.1.b.34, Nr. 1
Griechisch
Seedorf 69; GW 9431; ISTC E*115
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1600

070: Expositio hymnorum, Köln: Heinrich Quentell, 14. Juli 1492, 4°
IV.b.3, Nr. 1
Latein
Seedorf 70; BSB-Ink H-264; ISTC E*149
Johann Philipp Cassel

071: Liber Faceti docens mores hominum, Köln: Heinrich Quentell [um 1495], 4°
IV.c.787 (olim: Ms.b.17, Nr. 3)
Latein
Seedorf 71; GW 9679; ISTC F*36.5
Johann Philipp Cassel
Rubriziert

072: Ficinus, Marsilius
Platonica theologia de immortalitate animorum, Florenz: Antonio di Bartolommeo Miscomini, 7.11.1482, 4°
VI.9.b.30
Latein
GW 9881; ISTC F*157

073: Firmicus Maternus, Julius
Mathesis (De nativitatibus libri VIII). Ed.: Franciscus Niger. Add: Marcus Manilius: Astronomicorum libri V. Aratus: Phaenomena [lat., gr.]. Tr.: Germanicus Caesar, Marcus Tullius Cicero, Rufius Festus Avienus. Theon: Commentaria in Aratum [gr.]. (Pseudo-)Proclus Diadochus [i.e. Geminos]: Sphaera [gr., lat.]. Tr.: Thomas Linacrus, Venedig: Aldus Manutius, Juni und [17.] 10.1499, 2°
VI.9.b.28
Griechisch
GW 9981; ISTC F*191

074: Fliscus, Stephanus
Sententiarum variationes, seu Synonyma [lat., ita.], [Rom: Stephan Plannck, 1481–1487], 4°
III.2.c.49, Nr. 3
Italienisch
Seedorf 73; GW 10027; ISTC F*205.7
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1617

075: Fortunatianus, Chirius Consultus
Rhetorica. Ed.: Franciscus Puteolanus. Prelim: Franciscus Puteolanus: Epistola ad Jacobum Antiquarium. (Pseudo-) Fortunatianus: Computus. Add: (Pseudo-) Aurelius Augustinus: Principia rhetorices (= De officio oratoris). Martianus Capella: De nuptiis Philologiae et Mercurii. (Pseudo-)Dionysius Halicarnaseus: Praecepta de oratione nuptiali, De oratione natalitia, Praecepta de epithalamiis, Oratio nuptialis (Tr: Theodorus Gaza). (Pseudo-)Fortunatianus (= [Pseudo-] Aurelius Augustinus]: Principia dialecticae, [Venedig: Christophorus de Pensis, de Mandello, um 1496], 4°
VIII.1.b.22, Nr. 2; BS 0660
Latein
GW 10229; ISTC F*273
Melchior Goldast von Haiminsfeld

076: Fraternitas Rosaceae Coronae ad honorem B. V. M.,
[Köln: Johann Landen, um 1500], 4°
39.c.1834
Latein
GW 10313; ISTC F*306

077: Gaguinus, Robertus
Ars versificatoria. Carmina diversa, [Paris: Ulrich Gering, um 1479], 4°
VIII.A.c.33, Nr. 4
Latein
Seedorf 74; GW 10442; ISTC G*154
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1617

078: Georgius de Hungaria
De ritu et moribus Turcorum. Add: Oratio testimonialis. Duo sermones in vulgari Turcorum (cum interpretatione latina). Joachim de Fiore: Expositio in Apocalypsim (extract: Lex illa Mahometi sacrilega). Divisiones decem nationum Christianitatis, [Köln: Cornelius von Zierickzee, um 1508–1509], 4°
VII.11.b.24, Nr. 1; BS 0654 - 01
Latein
Seedorf 143; GW IX col 383; ISTC G*154
Melchior Goldast von Haiminsfeld

079: Georgius Trapezuntius
Commentarii in Philippicas Ciceronis, Venedig: [Filippo di Pietro, um 1475], 4°
VI.9.c.12
Latein
GW 10657; ISTC G*155

080: Gerson, Johannes
Opera. Ed: Johannes Geiler von Kaisersberg, Vol. 1 - 4, [Straßburg: Johann (Reinhard) Grüninger], 1488–1502, 2°
42.b.326
Latein
GW 10714; ISTC G*186

081: Gerson, Johannes
De trahendis ad Christum parvulis, Nürnberg: [Johann Sensenschmidt, um 1470], 2°
XII.7.b.1, Nr. 3 (olim: Ms.a.46)
Latein
Seedorf 75; GW 10797; ISTC G*274
Paulskloster

082: Ghelicht van den detmerschen unde dem gulden yare, [Lübeck: Mohnkopf-Drucker, nach dem 17.2.1500], 4°
II.b.34 a
Niederdeutsch
Seedorf 65; Borchling / Claussen 323; ISTC D*270.5
Holzschnitt

083: Gnomae monostichae ex diversis poetis. Ed. Johannes Lascaris. Add: Musaeus: Opusculum de Herone et Leandro, [Florenz: Lorenzo di Alopa, um 1494–1496], 4°
III.b.34, Nr. 2
Griechisch
Seedorf 76; ISTC G*309
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1600

084: Gritsch, Johannes
Quadragesimale, [Köln:] Heinrich Quentell, 11.7.1481, 2°
43.b.149
Latein
GW 11547; ISTC G*498

085: Guido de Monte Rochen
Manipulus curatorum, [Rom:] Johannes Bulle [Bremensis], 18.11.1478, 4°
XII.5.c.673
Latein
Seedorf 77a; GW 11790; ISTC G*577.5
Rubriziert

086: Guido de Monte Rochen
Manipulus curatorum. Add: Jacobus de Fusignano: De arte praedicandi. Ars moriendi. Canones poenitentiales, [Basel: Michael Wenssler, um 1485], 2°
XII.5.a.32
Latein
Seedorf 78; GW 11723; ISTC G*590

087: Guido de Monte Rochen
Manipulus curatorum, Straßburg: [Martin Flach], 1499, 4°
XII.5.b.36
Latein
Seedorf 77b; GW 11822; ISTC G*613

088: Hermes Trismegistus
Pimander seu De potestate et sapientia Dei (Tr: Marsilius Ficinus), Venedig: Maximus de Butricis, 29. 7. 1491, 4°
VI.9.b.7
Latein
Seedorf 81; GW 12313; ISTC H*80

089: Hieronymus (recte: Lupus de Olmeto) Aureola ex floribus Sancti Hieronymi contexta, [Nürnberg: Johann Sensenschmidt, um 1470–1472], 2°
XII.7.b.1, Nr. 2 (olim: Ms. a.46)
Latein
Seedorf 86; BSB-Ink L-293; ISTC H*154
Paulskloster

090: Hieronymus
Epistolae. Vol. I. Ed: Johannes Andreas, Bischof von Aleria, Rom: Arnold Pannartz, 28. 3. 1476, 2°
XII.2. a.109; BS 0098-01
Latein
Seedorf 84; GW 12427; ISTC H* 167
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1606
Rubriziert, Anfangsinitiale in Gold und Farben

091: Hieronymus
Epistolae. Vol. II. Ed: Johannes Andreas, Bischof von Aleria, Rom: Georg Lauer, 5. 4. 1479, 2°
XII.2. a.110; BS 0098-02
Latein
Seedorf 85; GW 12428; ISTC H*168
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1606
Rubriziert, Anfangsinitiale in Gold und Farben, Teile handschriftlich ergänzt

092: (Pseudo-)Hieronymus
Vitae sanctorum patrum, sive Vitas patrum, [Köln: Arnold Ther Hoernen, um 1477], 2°
39.b.123
Latein
ISTC H*198

093: Homerus
Iliados epitome per Pindarum Thebanus [i. e. Baebius Italicus] in latinum conversa. Add: Epitaphium Hectoris et Epitaphium Achillis, [Leipzig:] Martin Landsberg, [um 1497], 4°
VI.9.b.8
Latein
Seedorf 87; BSB-Ink I-136; ISTC H*309

094: Homiliarius doctorum a Paulo Diacono collectus,
Basel: Nicolaus Kesler, 30. 9. 1493, 2°
VI.9. a.23
Latein
Seedorf 88; BSB-Ink H-325; ISTC H*317
Initialen in Gold und Farben, Holzschnitt

095: Horatius Flaccus, Quintus
Opera. Comm: Nicolaus Perottus. Ed: Jacobus Lochner, Straßburg: Johann [Reinhard] Grüninger, 12. 3. 1498, 2°
III.2. a.8, Nr. 2
Latein
Seedorf 89; BSB-Ink H-370; ISTC H*461

096: Hortus sanitatis, (s. Abb. 1)
Mainz: Jacob Meydenbach, 23. 6. 1491, 2°
VI.9. a.26
Latein
Seedorf 90; BSB-Ink H-388; ISTC H*486
Rubriziert, Holzschnitte koloriert

097: Hugo de Novo Castro
De victoria Christi contra Antichristum. Add: Nicolaus de Cusa: De ultimis diebus mundi, [Nürnberg: Johann Sensenschmidt], 1471, 2°
XII.7.b.1, Nr. 5-6 (olim: Ms. a.46, Nr. 5)
Latein
Seedorf 91; BSB-Ink H-409; ISTC H*502
Paulskloster

098: Interrogationes per confessoribus,
[Rom: Stephan Plannck, um 1500], 8°
V.2.c.243, Nr. 4
Latein
Seedorf 93
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1616

099: Isidorus Hispalensis
Synonyma de homine et ratione, seu Soliloquia, [Nürnberg: Johann Sensenschmidt, um 1470, vor 15. 5. 1471], 2°
XII.7.b.1, Nr. 4 (olim: Ms.a.46, Nr. 4)
Latein
Seedorf 95; BSB-Ink I-641;
ISTC I*204
Paulskloster
Rubriziert

100: Jacobus de Theramo
Consolatio peccatorum, seu Processus Belial, [Köln: Drucker von Augustinus: ›De fide‹, um 1473], 2°
39.b.117
Latein
BSB-Ink I-52; ISTC J*65

101: Jacobus de Voragine
Legenda aurea sanctorum, sive Lombardica historia, [Straßburg: Drucker der ›Legenda aurea‹], 1481, 2°
VI.9.a.3
Latein
Seedorf 150; BSB-Ink I-79; ISTC* J*99
Rubriziert

102: Jacobus de Voragine
Legenda aurea, sive Lombardica historia: Passionael: Winter-ende, Somerstuc, Gouda: Gerard Leeu, 1478, 2°
VI.9.b.37
Holländisch
Campbell 1755; ISTC J*139

103: Jacobus de Voragine
Tractatus super libros sancti Augustini, [Köln: Bartholomaeus von Unckel, um 1480], 4°
39.c.1832
Latein
BSB-Ink I-118; ISTC J*203

104: Johannes Andreae
Summa super secundo decretalium, [Köln: Cornelius von Zierickzee, um 1500], 8°
XIII.9.c.114, Nr. 2
Latein
Seedorf 6; VD 16 J 349; ISTC A*633.9

105: Johannes Andreae
Summa super secundo decretalium, [Köln: Cornelius von Zierickzee, um 1500], 8°
XIII.9.c.90, Nr. 5
Latein
Seedorf 7; VD 16 J 349; ISTC A*633.9
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

106: Johannes Andreae
Summa super quarto decretalium, Köln: [Cornelius von Zierickzee, um 1505], 8°
XIII.9.c.114, Nr. 3
Seedorf 8; VD 16 J 338; ISTC A*648.5
Holzschnitt

107: Johannes Andreae
Summa super quarto decretalium, Köln: [Cornelius von Zierickzee, um 1505], 8°
XIII.9.c.90, Nr. 6
Seedorf 9; VD 16 J 338; ISTC A*648.5
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618
Holzschnitte

108: (Pseudo-)Johannes Chyrsostomus
Sermones de patientia in Job. Ed. und tr.: Lilius Tifernas (Castellanus). Add: De poenitentia, Nürnberg: [Johann Sensenschmidt], 14. 11. 1471, 2°
XII.7.b.4 (olim: Ms.a.56, Nr. 1)
Latein
Seedorf 52; BSB-Ink I-362;
ISTC J*305
Paulskloster
(Michaelsen Nr. 130)

109: Johannes Chrysostomus
Opera, Vol. 2, [Basel: Jakob (Wolff) aus Pforzheim; Wolfgang Lachner, 1504], 2°
XII.2.a.120
Latein
VD 16 J 395
1998 aus Eriwan zurückgeführt
Athenaeum

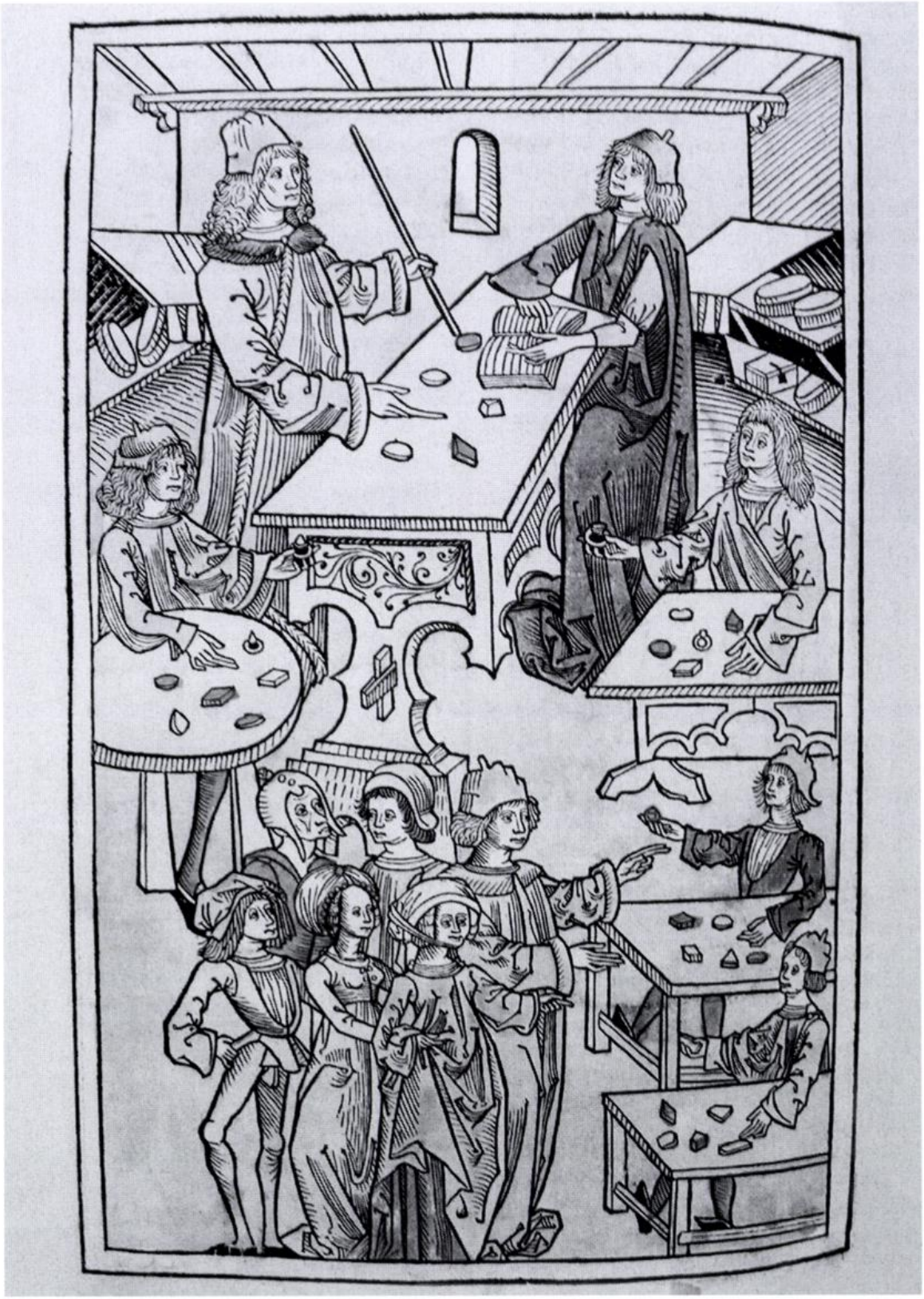


Abb. 1: Holzschnitt aus dem *Hortus sanitatis*, Mainz: Jacob Meydenbach 1491. Kat.-Nr. 096.

110: Johannes Gallensis
Summa collationum, sive Communiloquium, [Köln: Arnold Ther Hoernen], 17. 7. 1472, 2°
39.b.118
Latein
ISTC J*329

111: Johannes de Lapide
Resolutorium dubiorum circa celebrationem missarum occurrentium, Köln: Heinrich Quentell, 1498, 4°
XII.1.b.17, Nr. 10; BS 0712-11
Latein
Seedorf 100; BSB-Ink I-480; ISTC J*372
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1621

112: Juvenalis, Decimus Junius
Satyrae (Comm: Domitius Calderinus). Add: Domitius Calderinus: Defensio adversus Brotheum, Mailand: Ulrich Scinzenzeller, 30. 7. 1488, 2°
VI.9.a.7
Latein
Seedorf 96; BSB-Ink I-687; ISTC J*653.5

113: Juvencus Presbyter
Historia evangelica heroicis versibus conscripta. Add: Hermannus Buschius: Epigramma in Juvencum Hispanum, [Deventer: Richard Pafraet, zwischen 21. 6. 1491 und 2. 12. 1497], 4°
IV.b.134, Nr. 1
Latein
Seedorf 97; Campbell-Kronenberg 1058 b; ISTC J*672.5
Frantz von Domsdorff Johans Seliger Son.

114: Juvencus Presbyter
Historia evangelica heroicis versibus conscripta, [Köln: Cornelius von Zierickzee, um 1500], 4°
39.c.1833
Latein
BSB-Ink I-697; ISTC J*675
Holzschnitt am Schluss fehlt

115: Keyerslach, Petrus
Passio Christi ex quattuor evangelistis. Add: Bernardus: De planctu B. Mariae Virginis, [Köln: Ulrich Zel], 1487 [vermutlich 1495], 4°
40.c.4689
Latein
BSB-Ink K-29; ISTC K*21.5

116: Lamentatio Nigripontis,
[Rom: Drucker der ›Mercuriales quaestiones‹ (Theobald Schencbecher), um 1472], 4°
VII.1.b.151, Nr. 7; BS 0599-3
Latein
ISTC L*29.04
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

117: Leo I., Pont. Max.
Sermones, [Köln: Bartholomaeus von Unckel, 1475], 2°
39.b.122
Latein
ISTC L*133

118: Leupoldus, Dux Austriae
Compilatio de astrorum scientia, Augsburg: Erhard Ratdolt, 9. 1. 1489, 4°
VI.9.c.14
Latein
BSB-Ink L-130; ISTC L*185

119: Livius, Titus
Historiae Romanae decades. Ed: Lucas Porrus, Treviso: Johannes Rubeus, Vercellensis, 1485, 2°
VI.9.b.38
Latein
BSB-Ink L-192; ISTC L*244

120: Ludovicus Imolensis
Oratio in funere Cardinalis Petri Ferrici, [Rom: Stephan Plannck, um 1481–1487], 4°
35.c.222
Latein
BSB-Ink L-280; ISTC L*378

121: Macer Floridus
De viribus herbarum carmen, [Genf: Drucker von Rolewinck ›Fasciculus temporum‹ (Jean Belot?), um 1495–1498], 4°
XIV.b.35, Nr. 2
Latein
Seedorf 104; ISTC M*2.5
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

122: Manuale scholarium, [Heidelberg:], Heinrich Knoblochtzer, [um 1489–1495], 4°
VI.3.b.13, Nr. 1; BS 0590-01
Latein
Seedorf 105; ISTC M*224
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1616

123: Mayno, Jason de
Epithalamion in nuptiis Maximiliani et Blancae Mariae. Add: Sebastian Brant: Epithalamion, [Basel: Johann Bergmann von Olpe, nicht vor 17. 4. 1494], 4°
VII.4.b.1 a, Nr. 6
Latein
Seedorf 108; BSB-Ink M-52; ISTC M*401.9
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1622

124: Missale Benedictinum Bursfeldense. Ed: Johannes Tritheim, [Speyer:] Peter Drach, 30. 7. 1498, 2°
XII.7.a.7 (olim: Ms. a.47)
Latein
Seedorf 109; BSB-Ink M-422; ISTC M*632
Paulskloster

125: Niavis, Paulus
Dialogus studiosi cum beano, [Leipzig: Wolfgang Stöckel, nicht nach 1501], 4°
IV.b.3, Nr. 3
Latein
Seedorf 110; ISTC N*18.8
Johann Philipp Cassel 1762

126: Niavis, Paulus
Judicium Jovis ad quod mortalis homo a terra tractus parricidii accusatus est, [Leipzig: Martin Landsberg, um 1495], 4°
VI.9.b.9., Nr. 1
Latein
Seedorf 111; BSB-Ink N-45; ISTC N*30

127: Nicolaus de Hanapis
Biblia pauperum, [Leipzig: Gregor Bötticher, um 1498], 4°
XII.1.c.544
Latein
Seedorf 33; GW (Nachtr.) 51; ISTC N*103.95
Rubriziert

128: Nicolaus de Lyra
Moralia super totam Bibliam, Köln: Johann Koelhoff d. Ältere, 1478, 2°
XII.1.a.23, Nr. 1
Latein
Seedorf 103; BSB-Ink N-120; ISTC N*111
St. Stephani; Johann Philipp Cassel
Rubriziert

129: Nider, Johannes
Praeceptorium divinae legis, sive Expositio decalogi, Augsburg: Anton Sorg, um 24. 5. 1475, 2°
VI.9.b.31
Latein
BSB-Ink N-162; ISTC N*199

130: Ockam, Guilielmus
Decisiones VIII quaestionum super potesate summi Pontificis. Ed: Johannes Trechsel, Lyon: Johannes Trechsel, 8. 10. 1496, 2°
XII.4.b.225, Nr. 2
Latein
Seedorf 112; GW 11906; ISTC O*7.5
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1617

131: Ovidius Naso, Publius
Epistolae Heroides (Comm: Antonius Volscus) et Sappho et Ibis (Comm: Domitius Calderinus). Add: Antonius Volscus: Epistola ad Diaedum; Vita Ovidii. Domitius Calderinus: Epistola ad Franciscum Aragoneum; Epistolae ad Falconem Sinibaldum; De exilio Ovidii, Venedig: Bartholomaeus de Zanis, 24. 11. 1487, 2°
VI.9. a.14, Nr. 2
Latein
Seedorf 113; ISTC O*154.8

132: Paulus de Sancta Maria
Scrutinium scripturarum, [Straßburg: Johann Mentelin, um 1474], 2°
VI.9. a.22
Latein
Seedorf 106; BSB-Ink P-47; ISTC P*203
Ludolf Christian Treviranus 1857

133: Persius Flaccus, Aulus
Satyrae (Comm: Johannes Britannicus, Barthlomaeus Fontius), Venedig: Bartholomaeus de Ragazonibus, 17. 1. 1492/1493, 2°
VI.9. a.9
Latein
Seedorf 114; ISTC P*354

134: Petronius Arbiter
Satyrici fragmenta quae extant, Leipzig: Jakob Thanner, 1500, 4°
III.2.b.34, Nr. 2; BS 0547-02
Latein
Seedorf 115; ISTC P*422.7
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1623

135: Petrus Lombardus
Sententiarum libri IV (Comm: Bonaventura). Add: Johannes Beckenhaub: Tabula, [Nürnberg:] Anton Koberger [nach 2. 3. 1491], 2°
BD 4600-5
Latein
BSB-Ink P-387; ISTC P*486

136: Picus de Mirandula, Johannes
Opera. Ed: Johannes Franciscus Picus, Venedig: Bernardinus Venetus, de Vitalibus, 1498, 2°
BD 2022
Latein
BSB-Ink P-481; ISTC P*634

137: Pius II., Pont. Max. (Aeneas Sylvius Piccolomini) De captione urbis Constantinopolitanae, [Rom: Johannes Gensberg, um 1474], 4°
VII.11.b.24, Nr. 3; BS 0654-03
Latein
Seedorf 1; BSB-Ink P-498; ISTC P*658
Melchior Goldast von Haiminsfeld

138: Platina, Bartholomaeus
De honesta voluptate et valetudine, Cividale: Gerardus de Lisa, de Flandria, 24. 10. 1480, 4°
XIV.b.35, Nr. 5 a (Nr. 6)
Latein
Seedorf 118; BSB-Ink P-561; ISTC P*763
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

139: Platina, Bartholomaeus
De honesta voluptate et valetudine, Cividale: Gerardus de Lisa, de Flandria, 24. 10. 1480, 4°
VI.9.b.4
Latein
Seedorf 117; BSB-Ink P-561; ISTC P*763

140: Plinius Secundus, Gaius
Historia naturalis. Ed: Johannes Baptista Palmarius, Venedig: Bernardinus Benalius, 1497 [nicht vor 13. 2. 1498], 2°
III.2. a.14
Latein
Seedorf 119; BSB-Ink P-609; ISTC P*799
Rubriziert

141: Plotinus
Opera. Comm. und Tr.: Marsilius Ficinus, Florenz: Antonio di Bartolommeo Miscomini, 7. 5. 1492, 2°
VI.9.b.24
Latein
BSB-Ink P-620; ISTC P*815



Abb. 2: Holzschnitt aus Reinaert, Reynke de Vos, Lübeck: [Mohnkopf-Druckerei] 1498. Kat.-Nr. 149.

142: Poenitentionarius seu Poenitas cito, Köln: Heinrich Quentell, 10. 6. 1493, 4°
IV.b.134, Nr. 13
Latein
Seedorf 120; BSB-Ink P-644; ISTC P*844.5
Frantz von Domsdorf Johans Seliger Son.

143: Poggius Florentinus
Facetiae, Venedig: Otinus de Luna, Papiensis, 1. 12. 1500, 4°
IV.b.9, Nr. 7
Latein
Seedorf 121; BSB-Ink B-788; ISTC P*872
Johann Philipp Cassel

144: Propositiones responsivae ad quaestionem de observantia dominicalium dierum, [Köln: Drucker des ›Dictys‹ (Arnold Ther Hoernen), nicht nach 19. 9. 1470], 4°
39. c.1842
Latein
ISTC P*1019

145: Prudentius Clemens, Aurelius
Opera poetica, [Deventer: Richard Pafraet, zwischen 21. 6. 1491 und 2. 12. 1497 (um 1497)], 4°
BD 2692
Latein
Campbell 1456; ISTC P*1027
Rubriziert, z. T blaue Initialen

146: Psalterium.
Comm: Gabriel Brebia, Mailand: [Drucker des ›Psalterio in Volgare‹, 1476], 7. 7. 1477, 4°
VI.9.b.1
Latein
Seedorf 36; ISTC P*1040

147: Psellus, Michael
De victus ratione (Tr: Georgius Valla). Add: Nikolaus Marschalk: In Psellum de natura ciborum, Erfurt: Wolfgang Schenck, 1499
XIV.b.35, Nr. 3-4 (Nr. 3: Interpretamentum in Psellum)
Latein
Seedorf 122; ISTC P*1080
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

148: Rampigollis, Antonius; Bindo de Senis
Aurea Biblia, sive Repertorium aureum Bibliorum, Ulm: Johann Zainer, 1476, 2°
VI.9.b.39
Latein
BSB-Ink B-522; ISTC R*14

149: Reinaert (s. Abb. 2)
Reynke de Vos, Lübeck: [Mohnkopf-Drucker], 1498, 4°
II.b.34
Niederdeutsch
Seedorf 123; Borchling/Claussen 299; ISTC R*163.4
Bremische Deutsche Gesellschaft
Holzschnitte koloriert, einige Blätter handschriftlich ergänzt

150: Rolewinck, Werner
Fasciculus temporum, [Köln:], Heinrich Quentell, 1481, 2°
XII.1. a.23, Nr. 2
Latein
Seedorf 72; BSB-Ink R-241; ISTC R*265
St. Stephani; Johann Philipp Cassel

151: Samuel, Rabbi
Epistola contra Judaeorum errores. Ein Epistel vom Messias der Juden. Add: Prophetiae de venturo Christo Patriarcharum, Sibyllae, Prophetarum. (Pseudo-)Pontius Pilatus: Epistola ad Tiberium, Nürnberg: Caspar Hochfeder, 1498, 4°
XII.4.b.122, Nr. 15
Deutsch
Seedorf 125; BSB-Ink A-448; ISTC S*116
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1616

152: Sancto Blasio, Baptista de
Tractatus correlativorum singularis, Venedig: Erhard Ratdolt, 21. Mai 1481, 2°
VI.9. a.33
Latein
BSB-Ink B-35; ISTC S*126

153: Saxo Grammaticus
Danorum regum heroumque historia: Denscke Kroneke, [Lübeck oder Schleswig oder Ribe: Mathaeus Brandis (?), zwischen 1490 und 1502], 4°
VII.6.b.25
Niederdeutsch
Seedorf 126; Borchling/Claussen 172; ISTC S*300.3

154: Schedel, Hartmann
Liber chronicarum, Nürnberg: Anton Koberger, 12. 7. 1493, 2°
VII.1.a.33
Latein
Seedorf 127; BSB-Ink S-195; ISTC S*307
Initialen in Gold und Farbe, Holzschnitte z. T. koloriert

155: Schedel, Hartmann
Das Buch der Croniken und Geschichten, Augsburg: Johann Schönsperger, 1500, 2°
VII.1.a.66
Deutsch
Seedorf 129; BSB-Ink S-199; ISTC S*311

156: Seneca, Lucius Annaeus
Epistolae ad Lucilium, Leipzig: Arnold von Köln, 26. 6. 1493, 2°
VI.9.a.14, Nr. 4
Latein
Seedorf 130; BSB-Ink S-261; ISTC S*380

157: Textus sequentiarum, cum optimo commento, [Köln: Heinrich Quentell, um 1492], 4°
IV.b.3, Nr. 2
Latein
Seedorf 132; BSB-Ink S-288; ISTC S*457
Johann Philipp Cassel

158: Sigismund
Kaiser Sigismunds Reformation, Augsburg: Lucas Zeissenmair, 1. 11. 1497, 2°
msa 0034-01 (olim: Ms.a.43, Nr. 1)
Deutsch
Seedorf 133; BSB-Ink R-27; ISTC S*499

159: Soccus, Frater Ord. Cisterciensis
Sermones de sanctis, [Reutlingen: Michael Greyff, nicht nach 1478], 2°
VI.9.b.33
Latein
GW 7412; BSB-Ink C-517; ISTC S*585

160: Stella clericorum,
Deventer: [Richard Pafraet], 19. 11. 1488, 4°
IV.b.134, Nr. 11
Latein
Seedorf 134; Campbell 1606; ISTC S*769
Frantz von Domsdorff Johans Seliger Son.

161: Stella clericorum,
[Köln: Heinrich Quentell, um 1491], 4°
XII.1.b.17, Nr. 7; BS 0712-08
Latein
Seedorf 135; BSB-Ink S-579; ISTC S*774
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1608 und 1621

162: Stella clericorum,
[Köln: Heinrich Quentell, um 1496], 4°
40.c.4601
Latein
BSB-Ink S-584; ISTC S*783

163: Tabula christianae religionis,
[Rom: Marcellus Silber, um/nach 1500], 8°
V.2.c.143, Nr. 8
Latein
Seedorf 136
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

164: Tauler, Johannes
Sermonen und Historia, Leipzig: Konrad Kachelofen, 17. 3. 1498, 4°
30.c.1339 a
Deutsch
BSB-Ink T-62; ISTC T*48

165: Terentius Afer, Publius
Comoediae. Cum directorio vocabulorum, glossa interlineari, et commentariis Donati, Guidonis, et Ascensii. Add: Vita Terentii de dictis Petrarcae excerpta, Straßburg: Johann [Reinhard] Grüninger, 1. 11. 1496, 2°
VI.9.a.10, Nr. 1
Latein
Seedorf 138; BSB-Ink T-103; ISTC T*94

166: Tertullianus, Quintus Septimus Florentius Apologeticus contra gentes, Venedig: Bernardinus Benalius, [nicht nach 1494], 2°
BD 2923
Latein
BSB-Ink T-120; ISTC T*117

167: Theobaldus, Episcopus
Physiologus de naturis duodecim animalium, [Köln: Heinrich Quentell, um 1490], 4°
X.2.b.33, Nr. 3; BS 0688-03
Latein
Seedorf 139; BSB-Ink P-468; ISTC T*136
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

168: Thesaurus Cornu copiae et Horti Adonidis. Ed: Aldus Manutius, Urbanus Bolzanius Bellunensis, Venedig: Aldus Manutius, August 1496, 2°
VI.9.b.35
Griechisch; Latein
GW 7571; ISTC T*158
Goldschnitt

169: Thomas Aquinas
Summa theologiae: Pars prima. Ed: Franciscus de Neritono, Petrus Cantianus, Joannes Franciscus, Venedig: [Nicolaus Jenson], 1477, 2°
VI.9.b.26
Latein
BSB-Ink T-273; ISTC T*198

170: Thomas Aquinas
De eucharistia ad modum decem praedicamentorum, sive De corpore Christi. Expositio orationis dominicae. Add: Nicolaus de Lyra: Dicta de sacramento, [Köln: Drucker von Augustinus ›De fide‹], 8. 4. 1473, 4°
39.c.1836
Latein
ISTC T*291
Fragment

171: Thomas Aquinas
De septem sacramentis ex scriptis S. Thomae et Petri Tarentasia, [Köln: Ulrich Zel, um 1473], 2°
39.b.121
ISTC T*330

172: Thomas Becket, S. Archiepiscopus Cantuariensis Vita et Processus super libertate ecclesiastica, Paris: Johann Philippi de Cruzenach, 27. 3. 1495, 4°
XII.4.b.225, Nr. 1
Latein
Seedorf 140; BSB-Ink V-248; ISTC T*344.5
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1617

173: Thomas à Kempis
Opera: Sermones, epistolae et alia opuscula, Nürnberg: Caspar Hochfeder, 29. 11. 1494, 2°
BD 2924
Latein
BSB-Ink T-195; ISTC T*352

174: Tritheim, Johann
De proprietate monachorum, Mainz: Peter von Friedberg, 1495, 4°
VI.9.b.11
Latein
Seedorf 142; BSB-Ink T-456; ISTC T*451

175: Tractatus quidam de Turcis,
Nürnberg: Conrad Zeninger, 1481, 4°
VII.11.b.24, Nr. 2; BS 0654-02
Latein
Seedorf 144; BSB-Ink T-437; ISTC T*503
Melchior Goldast von Haiminsfeld

176: Turrecremata, Johannes de
De potestate Papae et Concilii Generalis, Köln: Heinrich Quentell, 9. 9. 1480, 4°
39.b.125 a
Latein
BSB-Ink R-12; ISTC T*542

177: Valerius Maximus, Gaius
Facta et dicta memorabilia. Comm: Omnibonus Leonicenus, Mailand: Leonardus Pachel und Ulrich Scinzenzeller, 7. 5. 1487, 2°
VI.9. a.6
Latein
Seedorf 146; BSB-Ink V-19; ISTC V*37

178: Vegius, Maphaeus
Philalethes, [Köln: Drucker der ›Historia S. Albani‹, 1472], 4°
39. c.1837
Latein
ISTC V*113

179: Verardus, Carolus
Historia Baetica. Add: Christophoris Columbus: De insulis nuper in mare Indico repertis, [Basel:] J[ohann] B[ergmann von Olpe], 1494, 4°
VI.9.b.23; BS 0654-14
Latein
Seedorf 147; BSB-Ink V-77; ISTC V*125
Melchior Goldast von Haiminsfeld
Goldschnitt

180: Vergilius Maro, Publius
Opera. Add: Maphaeus Vegius: Liber XIII Aeneidos, Nürnberg: Anton Koberger, 1492, 2°
BD 2697
Latein
BSB-Ink V-126; ISTC V*188

181: Vocabularius juris utriusque,
Nürnberg: Anton Koberger, 4. 9. 1481, 2°
VI.9. a.27
Latein
Seedorf 149; BSB-Ink I-261; ISTC V*340
Rubriziert

182: Walafridus Strabo
Scriptum compendiosum Psalterii intentionem declarans et exponens, [Köln: Drucker von Albertus Magnus ›De virtutibus‹, um 1473–1474] oder [Basel: Johannes Solidi (Schilling), um 1472–1474], 2°
40.b.422
Latein
BSB-Ink S-237; ISTC W*1

183: Zenobius
Epitome proverbiorum Tarrhaei et Didymi, Florenz: [Bartolomei di Libri?] für Philippus Giunta, [nach 23. 9.] 1497, 4°
III.b.26, Nr. 4
Griechisch
Seedorf 152; BSB-Ink Z-40; ISTC Z*24
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1617

b. Verlustige Exemplare

V 001: Alexander Benedictus (Paeantius)
Collectiones medicinae, [Venedig: Johannes und Gregorius de Gregoriis, de Forlivio, um 1493], 4°
XIV.b.39, Nr. 3
Latein
Seedorf 4; GW 862; ISTC A*388
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

V 002: Angelus de Clavasio
Summa angelica de casibus conscientiae, Nürnberg: Anton Koberger, 28. 8. 1488, 2°
VIII. a.14
Latein
Seedorf 57; GW 1927; ISTC A*717
Rubriziert, Anfangsinitiale in Gold

V 003: Angelus de Clavasio
Summa angelica de casibus conscientiae, Nürnberg: Anton Koberger, 10. 2. 1492, 2°
VI.9. a.29, Nr. 2
Latein
Seedorf 58; GW 1933; ISTC A*722
Ministerium Bremense

V 004: Angelus de Clavasio
Summa angelica de casibus conscientiae, Nürnberg: Anton Koberger, 23. 8. 1498, 2°
VI.9. a.20
Latein
Seedorf 59; GW 1944; ISTC A*728
Athenaeum 1776
Farbige Initialen

V 005: Eine Wahrhaftige arczeney. Und schatz des Lebens. Wider dy schwer und schnelle sucht der pestilentz,
Erfurt: Hans Sporer, 1494, 4°
XIV.b.1065
Deutsch
GW 2738

V 006: Augustinus, Aurelius
De Civitate Dei. Comm: Thomas Waleys und Nicolaus Trivet, [Venedig:] Bonetus Locatellus für Octavianus Scotus, 18. 2. 1489, 2°
XII.2. a.204
Latein
Seedorf 20; GW 2889; ISTC A*1245

V 007: Augustinus, Aurelius
De Trinitate, [Basel:] Johann Amerbach, 1489, 2°
VI.9.b.41
Latein
GW 2926; BSB-Ink A-877; ISTC A*1343
RNB

V 008: Beroaldus, Philippus
De felicitate, Bologna: Caligula de Bazaleriis, 1. 4. 1495, 4°
XII.8.b.100, Nr. 8
Latein
Seedorf 25; GW 4133; ISTC B*483
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1617

V 009: Biblia latina,
Venedig: Theodorus de Reynsburch und Reynaldus de Novimagio, 1478, 2°
VI.9. a.1
Latein
Seedorf 28; GW 4231; ISTC B*556

V 010: Biblia latina cum glossa ordinaria Walafridi Strabonis et interlineari Anselmi Laudunensis,
[Straßburg: Adolf Rusch für Anton Koberger, Nürnberg, nicht nach 1480], 2°
XII.1. a.31-32
Latein
Seedorf 30; GW 4282; ISTC B*607
Rubriziert

V 011: Cicero, Marcus Tullius
Epistolae ad familiares. Comm: Hubertinus Clericus, Venedig: Baptista de Tortis, 24. 5. 1482, 2°
VI.9.b.40
Latein
GW 6836; ISTC C*523

V 012: Die Cronica van der hilliger Stat van Coellen, Köln: Johann Koelhoff d. Jüngere, 23. 8. 1499, 2°
VII.10. a.16
Deutsch
Seedorf 49; GW 6688 ; ISTC C*476
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1608

V 013: Expositio hymnorum,
Köln: Heinrich Quentell, 12. 6. 1494, 4°
39. c.1835 b
Latein
BSB-Ink H-266; ISTC E*153

V 014: Eike von Repgow
Sachsenspiegel: Lehnrecht. Add: Weichbild. Dietrich von Bocksdorf: Remissorium oder Register über das Sächsische Recht, Augsburg: Johann Schönsperger, 9. 10. 1499, 4°
VI.9.b.32
Deutsch
GW 9268; BSB-Ink W-11; ISTC E*20

V 015: Gallus, Abbas Cisterciensis
Dialogus dictus Malogranatum,
[Köln: Ludwig von Renchen], 1487, 2°
39.b.124
Latein
BSB-Ink G-15; ISTC G*48

V 016: Gregorius I., Pont. Max.
Moralia, sive Expositio in Job,
[Köln: Konrad Winters von Homborch, um 1476], 2°
39. a.4
Latein
GW 11431; BSB-Ink G-317;
ISTC G*429

V 017: Guillermus
Postilla super epistolas et evangelia,
[Köln: Johann Koelhoff d. Ältere, um 1485], 4°
39.b.120
Latein
GW 11943; BSB-Ink H-143
RNB

V 018: Guillermus
Postilla super epistolas et evangelia,
Straßburg: Martin Flach, 1. 8. 1500, 4°
VI.9.b.17
Latein
Seedorf 80; GW 11980; ISTC G*706

V 019: Guillermus
Postilla super epistolas et evangelia,
[Basel: Michael Furter, nach 1500], 4°
VI.b.20
Latein
Seedorf 79; GW X col 503; ISTC G*665
Rubriziert

V 020: Herodotus
Historiae (Tr: Laurentius Valla). Ed: Antonius Mancinellus, Venedig: Johannes und Gregorius de Gregoriis, de Forlivio, 8. März 1494, 2°
III.1. a.69
Latein
Seedorf 82; GW 12323; ISTC H*90

V 021: Herolt, Johannes (Discipulus)
Sermones de tempore et de sanctis,
Basel: Nicolaus Kesler, 2. März 1486, 2°
VI.9. a.2
Latein
Seedorf 83; BSB-Ink H-200;
ISTC H*113
Rubriziert

V 022: Historia
Salomon et Marcolphus, [Leipzig: Konrad Kachelofen, um 1490], 4°
XII.8.b.100, Nr. 2
Latein
Seedorf 124; GW 12768
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1617

V 023: Holkot, Robert
Opus super sapientiam Salomonis,
[Köln: Konrad Winters von Homborch, nicht nach 1476], 2°
39.b.126
Latein
BSB-Ink H-311; ISTC H*288

V 024: Introductiorum iuvenum in artem grammaticam, Deventer: Jakob von Breda, nach 1485, 4°
IV.b.52 b, Nr. 6
Latein
Seedorf 94; C 3317;
vgl. Campbell 1021/1022
Vibrandus Lewardensis

V 025: Jacobus de Voragine
Legenda aurea sanctorum, Straßburg: [Drucker des ›Jordanus von Quedlinburg‹ (Georg Husner)], 4. 5. 1485, 2°
XII.4. a.141, Nr. 1
Latein
Seedorf 151; BSB-Ink I-88; ISTC J*110
Liborius Diderich Post
Rubriziert

V 026: Leonardus de Utino
Sermones quadragesimales de legibus dicti, Venedig: Franciscus Renner von Heilbronn und Nicolaus de Frankfordia, 1473, 2°
VI.9.b.3
Latein
Seedorf 145; BSB-Ink L-120; ISTC L*143
Rubriziert

V 027: Leonicenus, Nicolaus
De Plinii et aliorum in medicina erroribus, Ferrara: Laurentius de Rubeis, de Valentia, und Andreas de Grassis, de Castronovo, 18. 12. 1492, 4°
XIV.b.39, Nr. 2
Latein
Seedorf 101; BSB-Ink N-133; ISTC L*168
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1618

V 028: Lucanus, Marcus Annaeus
Pharsalia. Comm: Omnibonus Leonicenus und Johannes Sulpitius Verulanus, Venedig: Simon Bevilaqua, 31. 1. 1493/1494, 2°
VI.9.a.8
Latein
Seedorf 102; BSB-Ink L-235; ISTC L*305
Farbige Initialen

V 029: Martinus Polonus
Margarita decreti seu Tabula Martiniana, Straßburg: [Drucker des ›Jordanus von Quedlinburg‹ (Georg Husner)], 1. 9. 1486, 2°
VI.9.a.29, Nr. 1
Latein
Seedorf 107; BSB-Ink M-232; ISTC M*323
Ministerium Bremense
RNB

V 030: Michael de Dalen
Casus breves decretalium, Köln: Johann Koelhoff [d. Ältere], 1485, 2°
39.b.115
Latein
BSB-Ink M-364; ISTC M*534

V 031: Mollenbecke, Petrus
Tabula in libros Veteris ac Novi Testamenti Nicolai de Lyra, [Köln: Johann Koelhoff d. Ältere, 1480], 4°
39.b.119
Latein
BSB-Ink M-554; ISTC M*807

V 032: Paulus de Castro
Lectura super prima et secunda parte Digesti Infortiati, Mailand: Leonardus Pachel, 20. 10. 1496, 2°
XIII.2.a.70
Latein
Seedorf 45; HR 4626

V 033: Paulus de Castro
Lectura super prima et secunda parte Digesti novi, Mailand: Leonardus Pachel, 21. 6. 1496, 2°
XIII.2.a.69
Latein
Seedorf 46; ISTC P*169

V 034: Paulus de Castro
Lectura super prima et secunda parte Digesti veteris, Mailand: Leonardus Pachel, 24. 12. 1496, 2°
XIII.2.a.68
Latein
Seedorf 44; ISTC P*171

V 035: Paulus de Castro
Lectura super primo, secundo et tertio libro Codicis, Mailand: Leonardus Pachel, 23. 12. 1496, 2°
XIII.2.a.106
Latein
Seedorf 43; H 4602

V 036: Petrus Lombardus
Sententiarum libri IV, Nürnberg: Anton Koberger, 10. 5. 1481, 2°
VI.9.b.27
Latein
BSB-Ink P-378; ISTC P*481
RNB

V 037: Petrus Lombardus
Sententiarum libri IV cum conclusionibus Henrici de Gorichem et problematibus S. Thomae articulisque Parisiensibus, Basel: Nicolaus Kesler, 29. 11. 1489, 2°
VI.9.b.29
Latein
BSB-Ink P-385; ISTC P*492

V 038: Philelphus, Franciscus
Epistolae, [Deventer: Richard Pafraet, zwischen Oktober 1499 und Juni 1500], 4°
VI.7.b.30
Latein
Seedorf 116; Campbell 1413; ISTC P*589

V 039: Pius II., Pont. Max. (Aeneas Sylvius Piccolomini) Epistolae familiares, Nürnberg: Anton Koberger, 16. 9. 1481, 2°
VI.9.b.25
Latein
BSB-Ink P-520; ISTC P*717

V 040: Pius II., Pont. Max. (Aeneas Sylvius Piccolomini) Epistolae familiares, Leuven: Johannes von Westfalen, 1483, 2°
35.b.95
Latein
Campbell 23; BSB-Ink P-521; ISTC P*718

V 041: Reuchlin, Johannes
Vocabularius breviloquus. Add: Guarinus: Ars diphthongandi. Johannes de Lapide: De arte punctandi; De accentu, Köln: [Heinrich Quentell], 1486, 4°
39.b.128
Latein
BSB-Ink R-150; ISTC R*162
RNB

V 042: Schedel, Hartmann
Das Buch der Croniken und Geschichten, Augsburg: Johann Schönsperger, 18. 9. 1496, 2°
VII.1.a.120
Deutsch
Seedorf 128; BSB-Ink S-198; ISTC S*310
Holzschnitte

V 043: Seneca, Lucius Annaeus
De quattuor virtutibus cardinalibus, Köln: Heinrich Quentell, 1500, 2°
IV.b.20, Nr. 5
Latein
Seedorf 131; ISTC S*419 oder *421
Ludolff von Münchhausen

V 044: Tabula in omnes sacrae scripturae libros, [Köln: Bartholomaeus von Unckel, um 1480], 2°
XII.4.a.141, Nr. 2
Latein
Seedorf 137; BSB-Ink T-4; ISTC T*5
Liborius Diderich Post
Rubriziert

V 045: Tertullianus, Quintus Septimus Florentinus Apologeticus contra gentes, Venedig: Bernardinus Benalius, [nicht nach 1494], 2°
VI.9.b.36
Latein
ISTC T*117

V 046: Textus sequentiarum, cum optimo commento, [Köln: Heinrich Quentell, um 1492], 4°
39.c.1835 a
Latein
BSB-Ink S-288; ISTC S*457

V 047: (Pseudo-)Thomas Aquinas
De eucharistia ad modum decem praedicamentorum, sive De corpore Christi. Expositio orationis dominicae. Add: Nicolaus de Lyra: Dicta de sacramento, [Köln: Bartholomaeus von Unckel, um 1481], 4°
XII.4.b.129, Nr. 8
Latein
Seedorf 13; BSB-Ink T-313; ISTC T*293
Melchior Goldast von Haiminsfeld 1621

V 048: Thomas Aquinas
Scriptum super secundo libro sententiarum. Ed: Cornelius Sambucus, Venedig: Bonetus Locatellus für Octavianus Scotus, 22. 12. 1498, 2°
XII.3.a.20
Latein
Seedorf 14; BSB-Ink T-260; ISTC T*165

V 049: Thomas à Kempis
Opera: Sermones, epistolae et alia opuscula, Nürnberg: Caspar Hochfeder, 29. 11. 1494, 2°
VI.9.a.21
Latein
Seedorf 98; BSB-Ink T-195; ISTC T*352

V 050: Torrentinus, Hermannus
De generibus nominum, [Deventer: Jakob von Breda, um 1500], 4°
IV.b.52 b, Nr. 5
Latein
Seedorf 141; C 5841;
ähnlich Campbell 1673
Vibrandus Lewardensis

V 051: Vergilius Maro, Publius
Opera. Add: Maphaeus Vegius: Liber XIII Aeneidos, Nürnberg: Anton Koberger, 1492, 2°
VI.9.a.28
Latein
Seedorf 148; BSB-Ink V-126;
ISTC V*188
Johann Focke

V 052: Versor, Johannes
Quaestiones super libros Aristotelis, [Köln: Heinrich Quentell], 1493, 4°
39.b.114, Nr. 2-4
BSB-Ink V-163; ISTC V*254
RNB

V 053: Versor, Johannes
Quaestiones super VIII libros Physicorum Aristotelis (cum textu), Köln: Heinrich Quentell, 1489, 4°
39.b.114, Nr. 1
Latein
BSB-Ink V-179; ISTC V*259
RNB

Abkürzungen:

Borchling/Claussen: Conrad Borchling; Bruno Claussen: Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800. Bd. 1 - 3.1. Neumünster 1931–1947.

BSB-Ink: Bayerische Staatsbibliothek. Inkunabelkatalog. Bd. 1-5. Wiesbaden 1988–2000.

Campbell: Marinus Frederik Andries Gerardus Campbell: Annales de la typographie néerlandaise au XVe siècle. Den Haag 1874.

Campbell-Kronenberg: Maria Elisabeth Kronenberg: Campbell's Annales de la typographie néerlandaise au XVe siècle: Contributions to a new Edition. Den Haag 1956.

C: Walter Arthur Copinger: Supplement to Hain's Repertorium Bibliographicum. Part II: Vol. 1-2. London 1898.

GW: Gesamtkatalog der Wiegendrucke. Leipzig 1925–1938; Stuttgart 1972 ff.

H: Ludwig Hain: Repertorium Bibliographicum in quo libri omnes in arte typographica inventa usque ad annum MD. Typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur. Bd. 1-2. Stuttgart, Paris 1826–1838.

Hermans: Jos M. M. Hermans: Zwolse boeken voor een markt zonder grenzen. 1477–1523 [...]. t'Goy-Houten 2004.

HR: Dietrich Reichling: Appendicis ad Hainii-Copingeri Repertorium bibliographicum. Additiones et emendationes. Bd. 1-6 (nebst Supplement). München, Münster 1905–1914.

ISTC: Incunabula Short-Title Catalogue.

Michaelsen: Luise Michaelsen: Das Paulskloster vor Bremen. Zweiter Teil, in: Bremisches Jahrbuch 47, 1962, S. 1-63 (darin: S. 56-63: Der Bücherbesitz des Paulsklosters im Jahre 1497).

RNB: Russische Nationalbibliothek, St. Petersburg.

Seedorf: Henry Seedorf: Inkunabeln der Stadtbibliothek. [Bremen 1910–1911]. Durchschossenes und bis in die Nachkriegszeit fortgeführtes Exemplar (SuUB Bremen; Signatur: Brem.b.1621).

VD 16: Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts. Stuttgart 1983–2000.

Carl Adolf Lüderitz, Ludwig Roselius und Bremen als Stadt der Kolonien

Von Bettina Schleier

Im Ausstellungsprojekt »Bremen – Schlüssel zur Welt« im Mai und Juni 1938 erreichten die Bemühungen der Freien Hansestadt Bremen, sich durch einen spezifisch bremischen Beitrag zur NS-propagandistischen Weltsicht hervorzutun, einen ersten Höhepunkt[1]. Bereits seit längerem war an der Stilisierung der »Stadt der Kolonien« gearbeitet worden: Im Herbst 1937[2] schwenkte die Parteilinie darauf um, wieder offensiv die Rückforderung der ehemaligen deutschen Kolonien zu fordern. Mit diesem Ansatz konnte es gelingen, auch Teile der Kaufmannschaft und insbesondere die Handelskammer zur Teilnahme an der NS-Propaganda zu veranlassen[3]. Von den vielfältigen Versuchen, Bremen als die Stadt der Kolonien zu profilieren, zeigt bis heute die Umbenennung des Städtischen Museums für Natur-, Völker- und Handelskunde Wirkung: Zunächst wurde die Bezeichnung Städtisches ... in Staatliches ... Museum verändert, 1935 erhielt es die Bezeichnung »Deutsches Kolonial- und Übersee-Museum«[4].

Wichtigste Symbolfigur für die heroischen Taten von Kaufleuten beim Erwerb von Kolonien für das Deutsche Reich war F. Adolf Lüderitz (1834–1886)[5]. Dementsprechend hatten Arbeiten zu Lüderitz Konjunktur: Die 1936 bis 1943 in Bremen offiziös veröffentlichte Zeitschrift Der Schlüssel[6] enthielt regelmäßig Beiträge über Lüderitz, wobei auch anekdotenhaftes – so z. B. Lindemann, Der Schüler Adolf Lüderitz, veröffentlicht 1938[7] – aufgenommen wurde. Durchaus bedeutende Beiträge zu Forschungen über Lüderitz' Biographie und seine Beteiligung am Erwerb der Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika leisteten auch zwei Verwandte von Adolf Lüderitz, Wilhelm Schüßler und Carl August Lüderitz.

1 Träger der Ausstellung waren neben der Freien Hansestadt Bremen das Reichspropagandaamt Weser-Ems in Oldenburg und die Kreisleitung der NSDAP, s. Führer durch die Ausstellung Bremen – Schlüssel zur Welt, Bremen 1938.
2 Rundschreiben der Landesstelle Weser-Ems des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda vom 26. Okt. 1937, STAB 3-R.1.g. Nr. 88.
3 S. die Akte STAB, 3-R.1.g. Nr. 92 mit dem Titel Ansprüche Bremens auf dem Gebiete der Kolonialpolitik.
4 STAB, 3-N.5. Nr. 259.
5 Darstellung der Organisationen und Positionen bei Hartmut Müller, Lüderitz und der koloniale Mythos. Kolonialbewegungen in Bremen, in: Diskurs 6, 1982, S. 125-149, insbesondere S. 132-143 zur Zeit der Weimarer Republik.
6 Der Schlüssel. Bremer Beiträge zur Deutschen Kultur und Wirtschaft, hrsg. vom Regierenden Bürgermeister.
7 In: Der Schlüssel, 1938, S. 193-196.

Für seine unter dem Titel: Adolf Lüderitz. Ein deutscher Kampf um Südafrika 1883 – 1886. Geschichte des ersten Kolonialpioniers im Zeitalter Bismarcks[8] erschienene Arbeit wertete Schüßler die amtliche Überlieferung der Außenpolitik des Reiches aus, er benutzte Archivalien aus dem Reichsarchiv und aus dem Archiv des Auswärtigen Amtes. Außerdem erlaubten ihm seine verwandtschaftlichen Verbindungen den Rückgriff auf verstreut erhaltene Unterlagen, darunter Briefe von Lüderitz an seinen Onkel, der ein Großvater Schüßlers war. Die außenpolitischen Aspekte der Landerwerbungen in Südwest-Afrika standen im Mittelpunkt seines Interesses, doch werden auch biographische Details gegeben und die wirtschaftliche Seite von Lüderitz' Projekten skizziert[9]. Nach den Angaben bei Schüßler wurden die geschäftlichen Unterlagen der Firma, die nach dem Tod Lüderitz' in Liquidation ging, vernichtet, darunter auch die Briefkopierbücher, in denen Lüderitz seine ausgedehnte Korrespondenz festgehalten hatte. Im Familienbesitz waren einige Stücke erhalten geblieben, darunter Briefe von Lüderitz an seine Frau und Berichte und Tagebücher der von ihm ausgestatteten Expeditionen. Die Unterlagen befanden sich im Besitz von Carl Adolf Lüderitz, einem Sohn von F. Adolf Lüderitz, der sie Schüßler zur Verfügung stellte.

Carl Adolf Lüderitz war 1874 in Bremen geboren. Er war als Kaufmann tätig, 1907 wurde er als Teilhaber der Firma A. Schumacher in Baltimore zum deutschen Konsul ernannt, nachdem er bereits 13 Jahre an diesem Ort tätig gewesen war[10]. Nach weiterer Tätigkeit dort kam er vor 1921 nach Deutschland zurück und war zunächst bis 1921 in Borgfeld ansässig. Im Jahr 1941 zog er, aus München kommend, wieder nach Bremen[11]. Anlass für die Rückkehr nach Bremen war die Einrichtung der Staatlichen Forschungsstelle für Kolonialwirtschaft, deren Geschäftsführer Carl A. Lüderitz wurde.

Die Initiative von Alfred Müller, Direktor des Instituts für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Münster, zur Einrichtung eines Forschungsinstituts über Kolonialfragen wurde vom Regierenden Bürgermeister aufgegriffen, wobei es zunächst darum ging, sich gegenüber ähnlichen bestehenden oder geplanten Einrichtungen dieser Art[12] zu profilieren und damit die Unterstützung von Partei und Staat für eine Forschungsstelle zum Thema Kolonien in Bremen zu gewinnen[13]. Die zunächst hoch gespannten Erwartungen Müllers, der im Januar 1941 eine »Reichsforschungsstelle« mit insgesamt 44 Beschäftigten und einem Jahresetat von fast 280.000 RM projektierte, mussten

8 Erschienen Bremen 1936.
9 Ebd., S. 23-34 (Biographie) und S. 212-221.
10 Schreiben des preußischen Gesandten in Mecklenburg und den Hansestädten an den Bremer Senat, 1907, in: STAB, 3-C.4.d. Nr. 855.
11 Karteikarte Lüderitz, Carl August, in der Einwohnermeldekartei, STAB, 4,82/1, 2. Schicht.
12 Für Hamburg s. Karsten Linne, Die Renaissance der Kolonialwissenschaften in Hamburg während der NS-Zeit, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, 90 (2004), S. 135-160.
13 Alles in der umfangreichen Akte STAB, 3-R.1.g. Nr. 93 Staatliche Forschungsstelle für Kolonialwirtschaft in Bremen, insbesondere [3] Personal der Staatlichen Forschungsstelle für Kolonialwirtschaft in Bremen.

schnell auf einen bescheidenen Rahmen zurückgestutzt werden: Die Einrichtung kollidierte mit den Plänen zur Schaffung eines Reichskolonialministeriums. So stellte der Reichsforschungsrat zunächst 25.000 Reichsmark zur Finanzierung von vier wissenschaftlichen Assistentenstellen zur Verfügung, die übrigen Kosten, veranschlagt in Höhe von etwa 25.000 Reichsmark jährlich, trug Bremen.

Außer dem Leiter der Forschungsstelle, Prof. Alfred Müller, der weiterhin in Münster tätig war, wurden zunächst die Mitglieder von engerem und weiterem Arbeitsausschuss ausgewählt und verpflichtet. Dazu wurden neben den zuständigen Politikern – der Regierende Bürgermeister Böhmcker, Senator für Wirtschaft Bernhard, Senator für Bildung von Hoff – und verschiedenen Parteigrößen zahlreiche Kaufleute bestellt. Damit war beabsichtigt, die Arbeiten der »Forschungsstelle« eng an den Bedarf der Wirtschaft anzubinden und die an Kolonialfragen interessierten Kreise einzubeziehen. Die Suche nach geeigneten Räumen gestaltete sich zunächst schwierig, doch bot der



Abb. 1: Innenraum des Lüderitz-Hauses. Foto in der Bremer Zeitung vom 22. September 1940. (Foto: Stickelmann, Staatsarchiv Bremen)

Kaffee-Kaufmann Ludwig Roselius, der als Mitglied für den Beirat des Instituts vorgesehen war, Räume im 1. Obergeschoss des Hauses Martinistraße 3/4 gegen eine symbolische Miete an. Der Erlass über die Errichtung der Forschungsstelle für Kolonialwirtschaft ist auf den 17. Dez. 1941 datiert.

Im Juli 1941 wurde ein erster wissenschaftlicher Mitarbeiter, der Diplom-Volkswirt Kickum, engagiert, es begannen Verhandlungen mit Carl A. Lüderitz, der als Geschäftsführer vorgesehen war. Im August 1941 sollte die Arbeit aufgenommen werden, doch wuchs die Lücke zwischen der Forderung Müllers von ca. 70.000 Reichsmark für das Personal der Forschungsstelle und den 44.000 Reichsmark, die Bremen bot. Außerdem ergaben sich Unstimmigkeiten, weil Müller als wissenschaftlicher Leiter der Forschungsstelle ohne Rücksprache mit den bremischen Personalstellen einzelnen Personen Einstellungszusagen gemacht hatte.

Eine Geschäftsführer-Position, wie sie für Lüderitz in Aussicht genommen war, sah der Plan der Forschungsstelle zunächst nicht vor. Die Initiative zu Lüderitz' Einstellung ging offenbar von Ludwig Roselius aus, der auch ein an ihn gerichtetes Schreiben[14] von Lüderitz an die Senatskanzlei weitergab. Der Ton des Schreibens deutet auf eine lange Bekanntschaft zwischen Roselius und Lüderitz hin, die vermutlich bereits auf die gemeinsam verbrachte Kindheit und Jugend der beiden Altersgenossen – beide sind 1874 geboren – in der östlichen Vorstadt[15] und die damals sehr ähnliche soziale Stellung der Kaufmannsfamilien Roselius und Lüderitz zurückgeht. Die eigentlichen Einstellungsverhandlungen führte der Direktor der Forschungsstelle, Müller, wobei Lüderitz aufgrund seiner schwierigen finanziellen Verhältnisse ein Gehalt forderte[16], dass die vorgesehenen Anschläge deutlich überschritt. Durch einen Zuschuss von Roselius an die Forschungsstelle wurde das für einen Wissenschaftlichen Assistenten vorgesehene Gehalt von etwa 300 Reichsmark monatlich soweit aufgestockt, dass Lüderitz 750 Reichsmark erhielt. Lüderitz sollte dafür außerdem das von Roselius betriebene Privatmuseum betreuen, er wurde zum 1. Dezember 1941 eingestellt.

Das »Museum der Deutschen Kolonien« entstand als Einrichtung, in der die von Roselius erworbenen Objekte, angereichert durch Leihgaben weiterer Sammler, präsentiert wurden. Anlass war der Ankauf einer großen Anzahl von Bildern des Tropen- und Kriegsfrontenmalers – so die Selbstbezeichnung im Briefkopf – Ernst Vollbehr durch Roselius. Bereits 1933 hatte Vollbehr seine Bilder und die ethnographische Sammlung dem Regierenden Bürgermeister Heider angeboten. Zunächst war an einen Erwerb für das – damals noch so bezeichnete – Städtische Museum gedacht worden, die erforderlichen Mittel sollten als Spenden eingeworben werden. Die Planungen erwiesen sich als nicht realistisch, im Jahr 1935 wurden die Bilder und Sammlungen von Ludwig Roselius erworben[17].

14 Schreiben von Lüderitz an Roselius vom 1.11.1941, in 3-R.1.g. Nr. 93 [3].

15 Die Adressbücher führen die Familie Lüderitz in den 1870er bis 1890er Jahren unter der Adresse Kohlhökerstr. 58 bzw. 56, die Familie Roselius im Landweg 8 a auf.

16 Aktenvermerk über eine Besprechung in der senatorischen Dienststelle am 22. August 1941, in STAB 3-R.1.g. Nr. 93 [1].

Das Museum wurde im Gebäude Martinistraße 6 untergebracht, das auch eine Beschriftung als Lüderitz-Haus erhielt. Es gehörte unmittelbar zum Komplex der Museen in der Böttcherstraße, das Museum wurde auch von der Böttcherstraße aus betreten. Außerdem waren im Gebäude Martinistr. 5/6 und im benachbarten Haus Nr. 3/4 der Verlag von Halem und die Forschungsstelle für Kolonialwirtschaft untergebracht[18]. Präsentiert wurden zunächst im Vorraum des Museums Bilder und Briefdokumente der Kolonialpioniere sowie eine Serie von Porträts, es folgten in zwei weiteren Räumen die Sammlungsobjekte und Bilder in geographischer Anordnung[19]. Die Sammlung bestand im Wesentlichen aus ethnographischen Objekten und zahlreichen Tierpräparaten, darunter auch Jagdtrophäen von Ludwig Roselius. Listen führen die Objekte geordnet nach der Art des Erwerbs auf, wobei für gekaufte Stücke der Wert und der Name des Händlers, der sie verkauft hatte, genannt sind. Auch die Erwerbungen oder Leihgaben aus Privatbesitz sind in die Liste aufgenommen.

Verschiedene Dokumente stellte auch Carl A. Lüderitz zur Verfügung, doch war 1940 von einer Überlassung der Stücke an das Museum nicht die Rede, vielmehr sollten sie später an den Reichskolonialbund oder das Reichsarchiv abgegeben werden. Darunter befanden sich auch zahlreiche Fotografien von August Lüderitz, der seinen Bruder Adolf bei den beiden Afrikareisen begleitet und die Faktorei in Lagos betreut hatte. Die Fotos sind auf Karton montiert und tragen auf der Rückseite die Beschriftung »Eigentum Lüderitz« – diese dürfte zum Zweck der Präsentation im Lüderitz-Museum angebracht worden sein[20]. 1943 wurde der Bestand des Museums nach Worpswede ausgelagert; das Gebäude wurde 1944 durch einen Luftangriff zerstört (Abb. 2)[21].

Nach dem Krieg verkaufte Carl Lüderitz seine Dokumentensammlung an das Staatsarchiv Bremen[22], die ethnographischen Objekte und Tierpräparate aus Roselius' Sammlung wurden dem Übersee-Museum geschenkt, die Leihgaben

17 Die Akte STAB, 3-R.1.g. Nr. 201 mit dem Titel Museum der deutschen Kolonien (Lüderitz-Haus) enthält die Korrespondenz des Senats mit dem Maler Vollbehr und seinen Beauftragten sowie Zeitungsausschnitte und Drucksachen anlässlich der Eröffnung des Museums, das als private Einrichtung selbst nicht näher dokumentiert ist.

18 Zu den Gebäuden, ihrer Nutzung, dem baulichen Umfeld s. Kirsten Leuenroth, Die Häuser an der Martinistraße, in: Hans Tallasch (Hg.), Projekt Böttcherstraße, Delmenhorst 2002, S. 208-217, hier S. 210 f.

19 Es erschien ein Faltblatt Lüderitz-Museum im Lüderitz-Haus, Bremen (Eingang Haus Atlantis, Böttcherstraße 2), Führer durch die Sammlungen, in Kopie in STAB, 7,15 - 29. Für die Hilfe danke ich herzlich dem Archiv Böttcherstraße, das in einer Mappe mit dem Titel Lüderitz-Haus das Faltblatt und weitere hier ausgewertete Quellen verwahrt.

20 Die Stücke gelangten mit dem Dokumentenbestand und weiteren, in Alben organisierten Fotos zusammen an das Staatsarchiv, STAB, 7,15 - 19.

21 STAB, 10, B-Neg. AA 3628.

22 Zum Erwerbsvorgang s. Dienstregistratur des Staatsarchivs, 751-05 Bd. 1, zu den Diskussionen im Senat um Lüderitz' Preisforderungen s. den Auszug aus dem Protokoll der Senatsssitzung vom 14. März 1952, 3-N. 5. Nr. 258.

an die Eigentümer zurückgegeben. Lediglich die Kolonialbilder von Vollbehr, die Roselius 1935 für 20.000 Reichsmark erworben hatte, blieben zunächst in der Sammlung Böttcherstraße. Dem 1935 geschlossenen Kaufvertrag über 375 Bilder lag keine Spezifikation der Stücke bei, doch wurden für den ab 1976 geplanten Verkauf die wichtigsten Stücke, 34 Ölgemälde, fotografiert und aufgelistet. 1977 wurden sie veräußert[23].

Mit der Sammlung erhielt das Übersee-Museum[24] auch die zugehörige Dokumentation. Diese enthält nicht nur die alte Objekt-Liste mit Angabe von Herkunft und Preis, sondern auch eine Liste der Beschriftungen, die den Objekten im Museum beigelegt worden waren – offenbar handelt es sich um die Schreibanweisung für die Schilder in den Vitrinen des Lüderitz-Hauses. Erhalten blieben auch Anhänger, mit denen die Objekte von den Händlern für den Verkauf gekennzeichnet worden waren. Eine Packliste führt die Objekte in dem räumlichen Zusammenhang auf, in dem sie im Museum aufgestellt waren – diese Liste diente dem Übersee-Museum zur Vergabe der neuen Inventar-Nummern.

Auch Carl A. Lüderitz hat sich vermutlich an der Herstellung der Ausstellung in dem neuentstandenen Museum beteiligt, zumal er als Geschäftsführer der Forschungsstelle für Kolonialwirtschaft auch zur Tätigkeit für das Museum verpflichtet war. Als ein Ergebnis seiner Arbeit legte er 1943 die maschinenschriftliche Fassung einer Quellenzusammenstellung unter dem Titel »Akten, Briefe und Denkschriften zur Erschließung von Deutsch-Südwest-Afrika durch Adolf Lüderitz« vor[25]. Die meisten der edierten Aktenstücke sind heute als Teil des Bestands 7,15 Nachlass Lüderitz im Staatsarchiv Bremen vorhanden, doch sind auch Briefe von Joseph Steingröver, der 1886 gemeinsam mit Lüderitz verschollen ist, an seine Eltern wiedergegeben. Drei Stücke, Kopien von Schreiben Lüderitz' an seinen Mitarbeiter Heinrich Vogelsang in Südwest-Afrika von 1884, führt die Veröffentlichung als Teil der Sammlung des Lüderitz-Museums auf[26]. Alle übrigen beruhen auf Akten in öffentlichen Archiven oder sind nach älteren Veröffentlichungen wiedergegeben. Besonders interessant sind einige Schreiben, die Adolf Lüderitz an die Redaktion der Deutschen-Kolonial-Zeitung gerichtet hat. Sie zeigen, wie Lüderitz seine Unternehmungen propagandistisch begleitete, was wohl seinen Ruf als Kolonialpionier stärker als seine geschäftlichen Erfolge gefördert hat. Auf vier Schreiben des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar, die ihm in Zusammenhang mit der Generalversammlung des Deutschen Kolonialvereins in Eisenach 1884 zugegangen waren, war Lüderitz besonders stolz und verwahrte sie sorgfältig –

23 Archiv der Böttcherstraße, Mappe Lüderitz-Haus und Korrespondenz-Ordner 1976–1977.

24 Für die Informationen über die Dokumentation der Sammlung und die Fotokopien davon danke ich Frau Leybold vom Übersee-Museum.

25 Das Exemplar gelangte mit der Senatsregistratur an das Staatsarchiv Bremen, es befindet sich in der Bibliothek unter der Signatur E 648.

26 Fotokopien der Vorlagen befinden sich mit der Beschriftung »... aus dem Kolonialmuseum in Gunzenhausen / Altmühl« im Bestand Nachlass Lüderitz, STAB 7,15 - 29.



Abb. 2: Die Martinistraße nach dem 137. Luftangriff auf Bremen vom 6. Oktober 1944. (Foto: Cüppers, Staatsarchiv Bremen)

er war auf dieser Versammlung als einer der Hauptredner aufgetreten und als Ehrengast behandelt worden[27].

Während des Krieges mussten Lüderitz-Haus und Forschungsstelle für Kolonialwirtschaft ihre weitergehenden Pläne aufgeben, zumal 1944 die Gebäude durch einen Luftangriff zerstört wurden. Das Personal der Forschungsstelle bestand 1945[28] noch aus Lüderitz als Geschäftsführer, einem wissenschaftlichen Mitarbeiter und einer Schreibkraft. Nach Kriegsende wurde dieses Personal der Dienststelle des Senators für Wirtschaft eingegliedert, wo

27 Einzelheiten bei Friedrich Prüser, Carl Alexander von Weimar und Adolf Lüderitz, in: Tradition 3 (1959), S. 174-188.

28 STAB, 4,92/1-78 zeigt den Wechsel der Forschungsstelle in den Geschäftsbereich des Senator für Wirtschaft.

Lüderitz und die Sekretärin wegen guter englischer Sprachkenntnisse gern übernommen wurden. Nach Ausweis der Meldekarte[29] war Lüderitz noch 1950, eingruppiert als Verwaltungsinspektor, berufstätig, seine Ehefrau hatte 1946 ein Gewerbe als Sprachlehrerin angemeldet. Carl Lüderitz starb 1957 in Bremen.

29 Karteikarte Lüderitz, Carl Adolf, in der Einwohnermeldekartei, STAB, 4,82/1, 2. Schicht.

Rezensionen und Hinweise

Beckmann, Werner: Die Reedereien der Hochsee- und Heringsfischerei in Bremerhaven (Bd. 40 der neuen Reihe der Sonderveröffentlichungen des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern). Bremerhaven: Heimatbund der Männer vom Morgenstern 2003. 224 S.

Die Hochseefischerei sowie der Schiffstyp des Fischdampfers bilden ein großes Thema der Bremerhavener Stadtgeschichte und damit einen noch heute in der Öffentlichkeit der Unterweserstadt unvergessenen Bestandteil der historischen Stadtidentität. Zwar wird auch heute noch in Bremerhaven Importfisch umgeschlagen und verkauft, doch die große Zeit der dortigen Trawlerflotten ist unwiderruflich vorbei. Das liegt vor allem an der Einführung der 200-Seemeilen-Wirtschaftszone vor gut zwanzig Jahren, die beispielsweise vor Island nicht zuletzt den Bremerhavener Trawlern das traditionelle Auskommen nahm und damit eine historische Entwicklung abschloß, die 1885 mit dem legendären Fischdampfer SAGITTA des ebenso legendären Geestemünder Reeders und Großunternehmers Friedrich Busse ihren Anfang genommen hatte.

Natürlich ist über dieses eminente Kapitel schon mehrfach gearbeitet worden. Zu einer Zeit, als noch Scharen von Trawlern mit der Fischereikennung BX (Bremerhaven) ins Nordmeer ausliefen, gab der in vielerlei Hinsicht einflußreiche und für das Bremerhavener Wirtschaftsleben der Nachkriegszeit prägende Hauptgeschäftsführer der dortigen Industrie- und Handelskammer, August Dierks, 1961 in zeitüblicher Diktion das anspruchsvoll ausgestattete Buch »Männer Trawler Meere« heraus. Auch wissenschaftlich wurde dieses Thema bereits angegangen. Hier ist an die substantielle, auch heute noch keineswegs überholte Arbeit von Günther Rohdenburg »Hochseefischerei an der Unterweser« zu erinnern, die 1975 vom Staatsarchiv Bremen als Band 43 seiner Veröffentlichungen herausgegeben wurde. Zur gleichen Zeit setzte in Deutschland ein unerhörter Aufschwung der maritimen Literatur ein, weshalb in dessen Gefolge die Beschäftigung auch mit der Hochseefischerei an der Unterweser nicht nachließ und sich in zahlreichen Einzeluntersuchungen, Schiffslisten u. ä. niederschlug. Hervorzuheben ist aber als Markstein das epochale Werk von Wolfgang Walter über die Entwicklung, Technik und den Einsatz der deutschen Fischdampfer, das 1999 vom Deutschen Schiffahrtsmuseum publiziert wurde und neben seinen sonstigen Qualitäten ein Schiffsregister enthält.

Das vorliegende kompakte, aber detaillierte Buch von Werner Beckmann wird sicherlich ebenfalls als Standardwerk für lange Zeit Geltung besitzen, verfolgt aber einen anderen Ansatz. Vf., von Haus aus Meeresbiologe, hat sich schon seit langem mit der Geschichte der Fischerei privat beschäftigt und hat im Rahmen einer einjährigen Beschäftigungsmaßnahme die Problematik aufgearbeitet, wobei nach Auslaufen der ABM noch zwei weitere Jahre zur Aufarbeitung der Ergebnisse vonnöten waren. Das Ergebnis der vom Heimatbund der Männer vom Morgenstern und von der Schiffahrtsgeschichtlichen Gesellschaft Bremerhaven geförderten Arbeit kann sich sehen lassen. Zahlreiche Personen und Institutionen unterstützten das Vorhaben, nur fehlt in diesem Reigen auffällig das Morgenstern-Museum (Historisches Museum Bremerhaven), was aber nicht der erste Fall wäre, daß sich dieses Haus der Unterstützung der regionalen Forschung verweigert.

In diesem Buch geht es vor allem um Wirtschaftsgeschichte. Neben einem knappen, aber äußerst instruktiven historischen Abriß werden im Hauptteil nach einer

konsequent durchgezogenen wie strengen Systematik (dazu gehören auch Querverweise, welche den Zugriff erleichtern) in alphabetischer Reihenfolge diejenigen Reedereien und Unternehmen der Hochsee- aber auch Heringsfischerei knapp, aber substantiell vorgestellt, deren Fischereifahrzeuge im Unterweserraum beheimatet waren. Darunter fallen natürlich legendäre Firmen und Unternehmer wie der schon erwähnte Friedrich Busse, die »Nordsee« mit ihrer einst großen Armada an grau-schwarzen Trawlern oder die »Nordstern«, aber auch Firmen von außerhalb, die vielleicht nur vorübergehend ein oder zwei Schiffe an der Unterweser registrieren ließen. Die unterschiedliche Bedeutung der Firmen ergibt sich dadurch von selbst. Was hier zum Vorschein kommt, ist komplexe Wirtschaftsgeschichte in ihrer vielfältigen Vernetzung. Dabei schälen sich die örtlichen Schwerpunkte deutlich heraus: Geestemünde, Bremerhaven und Nordenham, während andere Unterweserorte wie etwa Lehe kaum oder gar keine Rolle spielten. Aufschlußreich ist auch die Erwähnung auswärtiger Firmen, die sich ebenfalls an der Unterweser registrierten, vor allem von der Unterelbe, aus Kiel, Lübeck, Rostock und Wilhelmshaven. Die überregionale Verflechtung der Fischwirtschaft wird hier besonders deutlich, neben der strengen Sachlichkeit des Textes ein weiterer Grund, weshalb in diesem Buch lokalpatriotische Rührseligkeit und publizistische Kirchturmpolitik keinen Platz haben. Das Werk wird ergänzt durch ein hieb- und stichfestes Quellen- und Literaturverzeichnis, einen nützlichen statistischen Anhang mit Graphiken zur Anzahl von Schiffen und Reedereien sowie durch eine Aufstellung von Reedereistandorten. Eine ansprechende wie instruktive Bebilderung sowie eine schöne graphische Gestaltung dieses bei aller geistigen Substanz handlichen Buches sind ebenfalls sehr zu loben. Wer sich künftig mit der Fischereigeschichte unserer Gegend befaßt, wird an diesem Standardwerk nicht vorbeikommen.

Christian Ostersehlte

Böning, Holger; Gebhardt, Hartwig; Nagel, Michael und Weber, Johannes (Hrsg.): Deutsche Presseforschung. Geschichte, Projekte und Perspektiven eines Forschungsinstituts der Universität Bremen. Nebst einigen Beiträgen zur Bedeutung der historischen Presseforschung (Presse und Geschichte – Neue Beiträge. Band 13). Bremen: edition lumière 2004. 280 S.

Wer in Bremen nach geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen mit bereits vor-universitärer Tradition sucht, dessen Suche wird kaum von Erfolg gekrönt sein. Allenfalls das ›Institut für Niederdeutsche Sprache‹ mag auf den ersten Blick in diese Kategorie gehören, vielleicht auch noch die ›Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft‹, die während ihrer Existenz durchaus den Anspruch erhob, in – wenn auch geringem Maße – universitäre Forschung ersetzen zu können, in ihrer Nachfolgeorganisation, der ›Wittheit zu Bremen‹, diesen Ansatz aber aufgab.

Die vor-universitäre Tradition mit der aktuellen Forschung an der Universität Bremen verbindet indessen die ›Deutsche Presseforschung‹, seit 1981 im Range einer ›Zentralen Wissenschaftlichen Einrichtung‹ und beherbergt in der heutigen Staats- und Universitätsbibliothek. Die räumliche Nähe zur Bibliothek kommt nicht von ungefähr, hängt doch die Genese der ›Deutsche Presseforschung‹ eng mit der vormaligen Staatsbibliothek Bremen zusammen. Hier hatte Hans Jessen den ›Standortkatalog der deutschen Presse‹ als Nachweisinstrument angelegt, begleitet vom ›Mikrofilmarchiv der deutschen Presse‹, mit dem die häufig nur noch bruchstückhaft und verstreut vorhandenen Erzeugnisse des deutschen Pressewesens der Öffent-

lichkeit, an einem Ort konzentriert, zugänglich gemacht werden sollten. 1957 wurde beides durch die ›Deutsche Presseforschung‹ ergänzt, ein forschungsorientiertes Institut. Die ursprüngliche Trias wurde erst 1981 aufgegeben, als das bibliografische Nachweisinstrument und die Mikrofilmsammlung als Serviceeinrichtungen unter die Aegide der Staats- und Universitätsbibliothek gestellt wurden.

Wesentliche inhaltliche Aufgabe der ›Deutschen Presseforschung‹ ist die »Erforschung der Geschichte der deutschsprachigen Presse [...] von den Anfängen bis in die jüngste Vergangenheit«; dementsprechend umfasst die Spannbreite der in der vorzustellenden Publikation dargestellten Forschungsaktivitäten die Phase von der Frühgeschichte der deutschen Presse bis zur Gegenwart, einschließlich der Geschichte der deutsch-jüdischen Presse. Das präsentierte Resümee der bisherigen Tätigkeiten (Publikationen, Vorträge, Lehrveranstaltungen etc.), begleitet von theoretisch-methodischen Überlegungen, kann sich in der Tat sehen lassen. In Zeiten der mehr oder weniger offen betriebenen Orientierung der Universität Bremen hin zu den naturwissenschaftlich-technischen Sparten ist es umso notwendiger, den geisteswissenschaftlichen ›output‹ zu dokumentieren. Es spricht für das Selbstverständnis des Instituts, das in seiner Struktur im Übrigen in Deutschland einmalig ist, und seiner Mitarbeiter, neben das Resümee zugleich Zukunftsperspektiven zu stellen.

Man möge den Verantwortlichen in Universität und senatorischer Behörde bei zukünftigen Entscheidungen diese Publikation als Lektüre empfehlen. Ein Forschungsgebiet, das für manchen vielleicht zunächst esoterischen Charakter zu haben scheint, offenbart Zugangs- und Verständnismöglichkeiten zum Teil einer Welt, die heute mehr als je zuvor unseren Alltag beeinflusst: zur Welt der Medien. Auch wenn die Presse nur einen Teil der (bereits wiederholt tot gesagten) Printmedien darstellt, so kann ihr Einfluss kaum bestritten werden. Umso wichtiger ist es, sie auch in ihrer Historizität zu verstehen!

Thomas Elsmann

Ehrhardt, Michael: Die Börde Selsingen. Herrschaft und Leben in einem Landbezirk auf der Stader Geest im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 11). Stade 1999. XII, 564 S.

Bachmann, Elfriede: Hanstedt und die Börde Rhade im Landkreis Rotenburg (Wümme). Mit Beiträgen von *Heinrich Harms* (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 15). Stade 2000. 496 S.

Dörfler, Wolfgang: Herrschaft und Landesgrenze. Die langwährenden Bemühungen um die Grenzziehung zwischen den Stiften und späteren Herzogtümern Bremen und Verden (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 22). Stade 2004. 896 S.

Der Landschaftsverband in Stade hat in den letzten Jahren drei auch im engeren Wortsinne gewichtige Forschungsergebnisse herausgegeben, die zwar die Stadt Bremen nur am Rande betreffen, um so mehr aber das Erzstift bzw. Herzogtum Bremen und zwar seinen nicht fern von der Stadt, heute im Landkreis Rotenburg (Wümme) gelegenen südlichen Teil. Hier besaßen die Erzbischöfe im Mittelalter nur die (teilweise eingeschränkte) weltliche Herrschaft, in kirchlicher Hinsicht unterstand er den Bischöfen von Verden. Die Arbeiten haben sich unterschiedliche

Forschungsziele gesetzt, legen aber alle drei ihr Hauptaugenmerk auf die frühe Neuzeit und tragen erheblich zur besseren Kenntnis der Geschichte dieser Region bei.

Es handelt sich zunächst um »Die Börde Selsingen«, eine Dissertation von Michael Ehrhardt über ein Gebiet nördlich von Zeven mit etwa 38 Dörfern und Wohnplätzen. Wer darunter eine heimatkundliche Landesbeschreibung vermutet, ist fehlgeleitet. Nicht Vorgeschichte, Volkskunde, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte stehen im Mittelpunkt, sondern, wie der Untertitel sagt, »Herrschaft und Leben ... im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit«, und zwar, da die Quellen für das Mittelalter spärlich sind, vor allem vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Der Verf. möchte »verschiedene Formen von Herrschaft und Genossenschaft« beschreiben und »die Lebensverhältnisse der ländlichen Gesellschaft« darstellen. Insbesondere die verschiedenen Ausprägungen der Herrschaft als Landes-, Territorial-, Gerichts-, kirchliche, Grund- und Leibherrschaft werden herausgearbeitet. Deutlich wird, wie die Landesherrschaft von der erzbischöflichen über die schwedische bis in die kurhannoversche Zeit intensiviert wurde, so dass sie schließlich die meisten Lebensbereiche reglementierte. In Ober Ochtenhausen und Sandbostel werden aus der Grundherrschaft entwickelte Ansätze zur Gutsherrschaft erkannt. Im 1219 zuerst im Namen eines Adelsgeschlechts erwähnten Kirchdorf Selsingen hatten die »Verdener Meier«, die Steuern und Landfolge an den Amtmann in Rotenburg leisteten, eine Sonderstellung. Das Bremer Domkapitel gelangte erst im Dreißigjährigen Krieg kurzfristig zu größerem Grundbesitz in der Börde (S. 217f., 355f.). Selsingen stand durch den »Bremer Weg« über Wilstedt und Lilienthal mit Bremen in Verkehrsverbindung (S. 12), die Marktbeziehungen bleiben noch zu erforschen (S. 444).

Einen anderen Forschungsansatz verfolgt Elfriede Bachmann in ihrem Buch über Hanstedt und die Börde Rhade. Im Mittelpunkt steht das Dorf Hanstedt, dessen Geschichte anhand der Überlieferung von der Urzeit bis in das 19. Jahrhundert verfolgt wird, in der Neuzeit gegliedert in die Einwohner, ihre wirtschaftliche Lage und die Belastungen, die Geschichte des Gutes Hanstedt, das Gericht, die Kirche zu Rhade, Schulwesen, Verkehr und Gewerbe. Eine Darstellung des Dorfes und der einzelnen »Anwesen« im 20. Jahrhundert von Heinrich Harms schließt sich an. Dennoch handelt es sich um mehr als eine Dorfgeschichte. Dafür sorgt die Einbindung der Geschichte der Börde Rhade, die allerdings nur ein (im Vergleich mit der östlich anschließenden Börde Selsingen) kleines Gebiet mit wenigen Dörfern und einstelligen Höfen umfasste, und die exzeptionelle Erfahrung der Verfasserin, langjährige Leiterin des Kreisarchivs und des Bachmann-Museums in Bremervörde, in der Quellenauswertung. Der Ort Hanstedt wird erst 1334 erwähnt (S. 31), ist aber sicher einige Jahrhunderte älter. Er gehörte zum Kirchspiel Rhade, einem Rodungsort, der ca. 1226 im Namen eines Edelherrengeschlechts zuerst erwähnt ist (diese Datierung erscheint wahrscheinlicher als die S. 26f. angegebene »um 1219«). Im 13. Jahrhundert gründeten die Edelherren hier eine Kapelle, die 1336 einen Pfarrer besaß, also zur Pfarrkirche geworden war (S. 28). Zu welchem Kirchspiel sie vorher gehörte, ist offen. Die im 14. Jahrhundert aus dem Erzstift Bremen vertriebenen Edelherren besaßen noch bis in das 17. Jahrhundert das Patronat über die Kirche (S. 170). Die wirtschaftliche Lage der Hanstedter Einwohner wird besonders an Hand der Schatzregister des 16. und 17. Jahrhunderts eingehend beschrieben. Einen Höhepunkt der Darstellung bildet die minutiös verfolgte Geschichte des Gutes Hanstedt. 1816 wurde es von dem Bremer Notar Heinrich Christian von Einem erworben, dessen Sohn es bis 1830/31 bewohnte (S. 109ff.). Beziehungen zu Bremen werden auch sonst verschiedentlich erwähnt, so beim Bezug von Waren aus Bremen im 18. Jahrhundert für kirchliche Zwecke, namentlich bei Beköstigungen (S. 183ff.). Der

Bremer Maurermeister Grütter errichtete 1768/69 eine neue Kirche in Rhade (S. 181f.). Geklagt wurde über die schlechte Verkehrsverbindung nach Bremen, die sich erst um 1890 durch den Bau der Landstraße nach Tarmstedt besserte (S. 309).

Mit einer gezielten Fragestellung geht Wolfgang Dörfler, von Beruf Landarzt in Hesedorf, an die Untersuchung des bremisch-verdischen Grenzgebiets nördlich der Wümme heran, das über Jahrhunderte strittig war: »Welche geschichtliche Wirklichkeit verbirgt sich hier hinter dem Begriff der Strittigkeit?« (S. 19). Er analysiert dazu nicht nur alle Streitfälle vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, sondern sucht auch die Hintergründe und Lösungsmöglichkeiten der Streitigkeiten zu ergründen. Bistumsgrenzen, Kirchengründungen, Entstehung der Landesherrschaft, Gerichtsbarkeit, Schatzerhebung sind nur ein paar der Themen, die dazu angeschnitten werden. Die Quellen (einschließlich der zeitgenössischen Karten) sind möglichst vollständig herangezogen und sorgfältig ausgewertet. Der Streit des Verdener Amtes Rotenburg mit dem bremischen Amt Ottersberg und den Gerichten Elsdorf und Sittensen um die Abgrenzung der Landesherrschaft nördlich der Wümme manifestiert sich seit dem 16. Jahrhundert in den Quellen. Das vom Erzstift beherrschte Gogericht in Sottrum (daran sollte man trotz der Einwände des Verf. festhalten) hatte in Gegenwart der bremischen Landstände, darunter die Bremer Bürgermeister Johann Frese und Dirik Schorhar, bereits 1437 der Vogtei Ottersberg die Grenze an der Wümme bis Rotenburg zugesprochen. Die Ottersberger Amtleute versuchten diese Grenze – nach dem Verzicht der Stadt Bremen auf Ottersberg 1562 – während der Verwaltung durch das Bremer Domkapitel zur Landesgrenze auszubauen. Es kam zunehmend zu gegenseitigen Übergriffen; die zahlreichen Verdener Meier in der Vogtei (und darüber hinaus bis nach Selsingen) zahlten aber nach wie vor ihre Steuern nach Rotenburg, die Verdener Interessen auf dem Sottrumer Gericht vertrat ein Rotenburger Vogt. Im Gogericht Scheeßel verhielt es sich umgekehrt: Hier konnte die Verdener Herrschaft nicht die Zuständigkeit für das ganze Kirchspiel wahren, sondern die Meier der bremischen Grundherrn hielten sich hier an die bremischen Gerichte in Sittensen und Elsdorf. Einigungsversuche zwischen den Landesherren über die Grenzziehung in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts scheiterten, ebenso eine große Grenzverhandlung von 1619. Auch in schwedischer Zeit gingen die Streitigkeiten zwischen den Amtleuten weiter, ein Ausgleich wurde erst unter hannoverscher Herrschaft gefunden. Nach einem Gutachten des Bremer Intendanten und Stadtvogts Johann Renner akzeptierten 1756 beide Seiten die Wieste als Grenze zwischen Rotenburg und Ottersberg. Der Streit mit dem Amt Zeven, zu dem jetzt Elsdorf und Sittensen gehörten, zog sich noch weiter hin und wurde nach einer interimistischen Grenze 1775 erst 1826 endgültig beigelegt. Das Buch ist mit zahlreichen Abbildungen und Karten gut ausgestattet und enthält 32 Quellentexte zur Grenzziehung im Wortlaut. Der Verf. räumt durch kritische Quellensichtung mit manchen Irrtümern auf und trägt zugleich zur Kenntnis der Geschichte von 15 Dörfern und 10 einstelligen Höfen im Kreis Rotenburg nördlich der Wümme einiges bei. Zur Erforschung der Geschichte vieler dieser Dörfer und insbesondere der nordwestlich der Wieste zwischen Bremen und Zeven gelegenen bleibt noch »ein ausgedehntes Betätigungsfeld für eine quellenkritische Heimatforschung« (S. 637).

Die drei Autoren gehen mit unterschiedlichen Fragen an ihr Untersuchungsgebiet heran, erreichen aber durch intensive Quellenauswertung, insbesondere der Gerichtsprotokolle, der Steuerregister und der amtlichen Korrespondenz des 16. – 18. Jahrhunderts, einen tiefen Einblick in das Verhältnis von Herrschaft und Bauerschaften, in die Konflikte der Herrschenden untereinander, in das soziale Gefüge und ein Stück Alltag in den Dörfern und Höfen. Für Hanstedt kommt auch das 19.

und 20. Jahrhundert nicht zu kurz. Das Mittelalter wird in allen drei Darstellungen mitbehandelt, hier bedarf es aber einer stärkeren Einbeziehung siedlungshistorischer und -geographischer, ortsnamenkundlicher und archäologischer Untersuchungen, um eine intensive Kenntnis des Lebens auf dem Lande und der Entstehung der Siedlungen zu erreichen.

Adolf E. Hofmeister

Elmshäuser, Konrad; Hoffmann, Hans-Christoph und Manske, Hans-Joachim (Hrsg.): Welterbeantrag – Das Rathaus und der Roland auf dem Marktplatz in Bremen. Bremen: Schünemann 2003. 172 S.

Der Titel des Buches weckt das Interesse aller Bremer. Es ist tatsächlich eine ausführliche Fassung des Antrages, der an die UNESCO gerichtet wurde, um für »das zentrale Bauensemble der Stadt« die Aufnahme in das »Weltkulturerbe« zu erreichen. Ein Etikett, auf das Bremen, nachdem die Gremien der UNESCO dem Antrag stattgegeben haben, mit Stolz verweisen kann. Welcher Bewohner und welcher Besucher der Stadt möchte nicht gern nachlesen, was die Experten der Stadt für diesen Antrag an Argumenten formuliert haben?

Der Inhalt des Bandes wird von Hans-Joachim Manske, dem Projektleiter, und den beiden Mitherausgebern, Konrad Elmshäuser und Hans-Christoph Hoffmann, sowie der Redakteurin Almuth Blome verantwortet. Aber es haben zahlreiche andere daran mitgewirkt in einem jahrelangen Prozess der Entwicklung sorgfältiger Antragsformulierungen.

»Das zentrale Bauensemble der Stadt Bremen ist deshalb so einzigartig, weil es wie nirgends in der Welt aus erhaltenen Bauten, Skulpturen und Plätzen besteht, die für die Geschichte der Entwicklung der heute noch existierenden freien Stadtrepublik Bremen vom 9. bis zum 21. Jahrhundert stehen. In keiner vergleichbaren noch heute bestehenden freien Stadtrepublik sind diese baulichen Zeugen der verschiedenen gesellschaftlichen Kräfte, deren Auseinandersetzung die Stadtrepublik hervorgebracht hat, so noch erhalten«, heißt es in einer einzigen durchlaufenden Mittelzeile auf den ersten fünf Seiten des Bandes.

Das Interesse an dem Buch würde bei denen noch steigen, die es in die Hand nehmen und vorsichtig durchblättern könnten. Es ist mit gediegener Opulenz ausgestattet, vom Atelier Haase & Knels vorzüglich gestaltet und reich und vielfältig bebildert: durchsichtiger Schutzumschlag, Rathaus und Roland in Farbe auf dem Buchdeckel, purpurnes Vorsatzpapier, verschieden farbiges Kunstdruckpapier, sorgfältig gebunden, unter rund 150 Abbildungen im Inneren zwei Klappen, die das Rathaus und die umgebenden Bauten in eindrucksvollen Fotos präsentieren. Ein Geschenk, das sich Bremer nicht nur wünschen, sondern mit Stolz auch gern und international verschenken würden, zumal es am Schluss ein englisches Summary bietet. Die Seiten 12 und 13 bieten mit Inhaltsverzeichnis und Karte des Stadtzentrums einen raschen Überblick über das, was der Band behandelt. Nach Grußworten des Präsidenten des Senates, des amtierenden Kultursenators sowie Einführung und Danksagung wird der Architekt und Schriftsteller Rudolf Alexander Schröder, konservativer Namenspatron des Bremer Literaturpreises, mit einem betulichen Text »Rund um das Bremer Rathaus« zitiert. Beeindruckend dann die Bildfolge, die Gesamtstadt, Stadtzentrum, Rathaus und dessen Umgebung vorführt. Danach werden grundlegend »Das Rathaus – seine Architektur als Bedeutungsträger« von Hoffmann und »Das Rathaus als Zentrum bremischer Geschichte« von

Elmshäuser behandelt. Kleine Exkurse verschiedener Autoren über Themen wie »Schaffermahl« oder »Besuche des Kaisers« ergänzen die historische und bauhistorische Analyse. Einzelbeiträge besprechen die Rathausumgebung. Schließlich folgt ein wissenschaftlicher Anhang. Alles sehr gründlich und gut.

Eine kleine Korrektur: im ersten Satz des Klappentextes wird der Roland als »erste freistehende europäische Skulptur der Neuzeit« bezeichnet, es muss aber heißen »der Nachantike«, denn Neuzeit ist der Gegenbegriff zum Mittelalter, in dem der Roland entstanden ist.

Wie gesagt, man möchte den Band besitzen und auch verschenken. Aber er lässt sich schon im Jahr der Weihe des Rathauses als »Weltkulturerbe« nirgends mehr erwerben, denn er ist nach Auskunft des Verlags vergriffen, ohne dass eine Neuauflage geplant ist!

Es gibt außer diesem Band einen weiteren, späterer Zusatzantrag mit Beiträgen auswärtiger Experten auf Englisch und mit einer französischen Kurzfassung der Begründung, an dem außer den drei genannten Herausgebern auch der neue Denkmalpfleger Georg Skalecki beteiligt war. Auch diese broschierte Publikation ist leider nicht im Handel erhältlich.

Nach einem solch erheblichen Verfahrens- und Publikationsaufwand muss die Enttäuschung der Interessenten darüber, dass sie keinen der Bände erwerben können, umso größer sein. – Das »Weltkulturerbe« wird deswegen aber nicht aberkannt.

Volker Plagemann

Elmshäuser, Konrad und Hofmeister, Adolf E. (Hrsg.): 700 Jahre Bremer Recht 1303–2003 (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen. Band 66). Bremen: Staatsarchiv 2003. 376 S.

Das Buch entstand als Begleitband zur Ausstellung des Staatsarchivs *700 Jahre Bremer Recht*. Diese Ausstellung erinnerte an den 1. Dezember des Jahres 1303 und damit an jenen Tag, an dem der Bremer Rat beschloss, das bis dato in Bremen geltende Recht in einer Sammlung zusammen fassen zu lassen. In seiner Einleitung nennt Konrad Elmshäuser dieses Datum »die Geburtsstunde des Bremer Stadtrechts« und er zieht die Linie von dieser Kodifikation bis zur Bildung der Freien Reichsstadt Bremen im Jahr 1646 und dem Bundesland Bremen von heute.

Das Buch ist ein Genuss für alle, die Bücher mögen. Es liegt gewichtig in der Hand. Gedruckt ist es auf bestem Papier. Und es ist ein Augenschmaus! Die technisch hervorragend gelungenen Abbildungen rufen den Eindruck wieder ins Gedächtnis, den die Originale der Exponate hervorgerufen haben, als sie von November 2003 bis Januar 2004 in der denkwürdigen Ausstellung im Staatsarchiv gezeigt wurden.

Die Beiträge des Buches bieten ein so wohl noch nie präsentiertes Kompendium der Rechtsgeschichte Bremens von den frühesten Zeiten bis in die Gegenwart. Die Darstellung setzt um das Jahr 800 ein. Natürlich bildet die Kodifikation des Stadtrechts von 1303/04 einen Schwerpunkt. Erzählt werden deren Vorgeschichte und die Umstände der Kodifizierung selbst. Die Rede ist von der Bremer Stadtrechtsfamilie und dem Einfluss fremder Rechte, etwa des Hamburger Rechts oder Sachsen-Spiegels auf das Bremer Recht. Das Gesetzbuch wird als Denkmal der mittelniederdeutschen Sprache beleuchtet und einige besonders wichtige seiner Materien werden vorgestellt. Die Wirkungsgeschichte nimmt breiten Raum ein. Berichtet wird von

nicht erfolgreichen Versuchen, das Stadtrecht nachträglich zu ändern. Behandelt wird die Kriminalgerichtsbarkeit. Geschildert wird der vielschichtige Prozess, an dessen Ende im 19. Jahrhundert die Ablösung des Bremer Stadtrechts steht – obwohl man es noch um 1800 als Garanten der Bremer Freiheit betrachtet hat. Denn auch in Bremen ist die Einsicht gereift, dass rechtliche Tradition allein nicht stets das inhaltlich gute Recht gewährleistet und dass neue wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen neues Recht nach sich ziehen müssen. Bremen hat die Ablösung des alten durch neues Recht bewältigt, freilich nicht immer geradlinig und nicht nur kraft eigener souveräner Entscheidung, sondern als Mitglied des Deutschen Bundes, des Kaiserreichs und der deutschen Republiken. Die Verfassungen von 1849, 1920 und schließlich die 1947 treten in das Blickfeld und am Ende steht die heute aktuelle »Sammlung des bremischen Rechts«, die das gegenwärtig geltende Bremische Recht enthält und auch in elektronischer Form zur Verfügung stellt.

Im Anhang wird der Text des Bremer Stadtrechts von 1303/04 als Reprint der »Schulausgabe« wiedergegeben, die der Rechtshistoriker Karl August Eckhardt 1931 publiziert hat

Das Buch sei allen empfohlen, die sich für die Geschichte Bremens unter dem Aspekt der Geschichte seines Rechts interessieren. Man erkennt die Bedeutung des 1303 artikulierten Willens zum eigenen Recht für die Erlangung staatlicher Selbständigkeit. Man erkennt aber auch den Niedergang eigenständiger bremischer Rechtssetzung: Spätestens Bremens Beitritt zum Deutschen Reich 1871 war notwendig verbunden mit dem Verlust von Kompetenzen zur eigenen Gesetzgebung auf wichtigen Gebieten. Bürgerliches Recht zum Beispiel oder Handelsrecht samt Seerecht, Wertpapierrecht, Gesellschaftsrecht, Strafrecht wurden seither ebenso vom Reich einheitlich gestaltet wie das Prozessrecht und die Gerichtsverfassung. Denn die Logik der Reichsverfassung von 1871 war die Schaffung großer einheitlicher Rechtsräume, in denen das Recht noch so stolzer und freier Stadtrepubliken eben doch nicht mehr als – sicherlich traditionsreiches – Partikularrecht war. Die Verfassungen von Weimar 1919 und das Bonner Grundgesetz von 1949 haben den Bedeutungsverlust des Landesrechts und der Gesetzgebung der Länder in einer von vielen beklagten Weise weiter befördert.

Immerhin: Die bremische Verfassung von 1947 transportiert noch so viel bremische Besonderheiten, dass sie einzig unter den Verfassungen der deutschen Länder dasteht. Und das verdankt sich nicht zuletzt der einen oder anderen Entwicklung des bremischen Rechts, deren Wurzeln viele Jahrhunderte zurückreichen und die in dem Buch zu studieren sind.

Hans Wrobel

Elsmann, Thomas (Hrsg.): Auf den Spuren der Eigentümer. Erwerb und Rückgabe von Büchern jüdischer Eigentümer am Beispiel Bremen. (Schriften der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen. 5) Bremen: Staats- und Universitätsbibliothek Bremen 2004. 105 S.

Mit der Geschichte der Staatsbibliothek Bremen in der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigt sich dieses Bändchen, das anlässlich der Eröffnung der Ausstellung »Seligmanns Bücher. Von der späten Rückgabe des Eigentums jüdischer Flüchtlinge« im Dezember 2004 erschienen ist. Damit wird schließlich die in der Öffentlichkeit viel beachtete Rückgabe von Büchern aus der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen an einige von ihren früheren Eigentümern auch wissenschaftlich aufgearbeitet.

Ansatz der Beiträge sind Fragestellungen aus der Provenienzforschung, die erst in den vergangenen zehn Jahren in den Bibliotheken und Museen ein gewisses Gewicht gewonnen haben. Jürgen Babendreier versucht unter dem Titel »Geschenkt? Kostenlose Bestandsvermehrung an der Staatsbibliothek Bremen im Dritten Reich« eine Aufarbeitung der Tätigkeit der Bibliothek in der NS-Zeit. Der umfangreiche Beitrag bietet, formal orientiert an Fragen der Vermehrung des Bestands, vielfältige Informationen zur Wirkung des Nationalsozialismus auf die Arbeit der Bibliothek. Behandelt werden Personalien mit Informationen zu den Direktoren und zuständigen Senatoren, zur Entlassung des sozialdemokratischen Hausmeisters und einer Bibliotheksrätin, Fragen der organisatorischen Einbindung der Bibliothek in die lokalen und Reichsverwaltungen und vor allem die Entwicklung des Bibliotheksbestands.

Es zeigt sich, dass bedeutende Anteile der Bestandsvermehrung auf die Tätigkeit des NS-Staates zurückzuführen waren. Die Zensur wissenschaftlicher und literarischer Werke führte zur Aussonderung von Werken in den öffentlichen Bibliotheken, die dann in der Staatsbibliothek separiert und unter Verschluss blieben, die Enteignung der Organisationen der Arbeiterbewegung bescherte der Bibliothek die Übernahme ganzer Bibliotheken. Ein gesonderter Abschnitt behandelt den Erwerb von Büchern aus dem Umzugsgut von Emigranten, die von der Bibliothek für 0,50 bis 1 RM pro Band preiswert erworben wurden. In der Bibliothek zu einem großen Teil als separater Bestand aufgestellt, waren sie noch in den 1990er Jahren als besondere Erwerbung kenntlich. Dies sind die Bände, die von der Oberschulrätin a.D. Elfriede Bannas im Rahmen eines Werkvertrags auf Besitzvermerke und damit auf Hinweise über ihre möglichen Besitzer untersucht worden sind.

Der Aufsatz von Peter Schulze aus Hannover geht der Geschichte einiger dieser Bücher und ihrer Eigentümer nach. Anhand von sechs Familien aus Hannover, deren Mitglieder als Juden verfolgt wurden und denen die Emigration mehrheitlich gelang, wird hier die Geschichte von zunächst gelungener Integration, dann Verfolgung und Emigration dargestellt. Die hier besprochenen Bücher waren von ihren Eigentümern ausgewählt worden, um sie ins Ausland zu begleiten, durchweg kulturell sehr interessierte gutsituierte Bürger aus Hannover: ein Arzt, mehrere Geschäftsleute und ein Musiker. Einige der Bücher konnten in den vergangenen Jahren ihren Eigentümern oder deren Erben zurückgegeben werden.

Um einen eher lockeren, persönlicheren Ton bemühen sich die Beiträge von Wolfgang Maurus – Elfriede Bannas: eine Frau im »Unruhestand« – und Christoph Köster: Die Bücherdetektivin. Wie Elfriede Bannas ins Magazin der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen hinabstieg und dort einen vermeintlichen Kunstraub in 1.500 Fällen aufklärte. Dort wird Hintergrund, Verlauf und Ergebnis des Projekts – leider ein wenig oberflächlich und im Detail nicht zuverlässig – geschildert, durch das die Eigentümer einzelner Bücher ausfindig gemacht werden konnten.

Der abschließende Beitrag von Joachim Drews, Zur Restitutionspraxis im deutschen Bibliothekswesen – Von Bomben im Keller und kollektivem Schweigen, reflektiert den Stand der Auseinandersetzung, den die Fachbibliothekare und ihre Verbände und Gremien in den vergangenen Jahren um die Rückgabe von Kunstwerken und Büchern geführt haben. Dabei wird die enorme Verspätung und die schwache fachliche Basis der Diskussionen sehr deutlich: Die Standard-Literatur zur Rückerstattung ist nicht rezipiert, das Urteil ist so unsicher, dass die Bibliothekare auf jede reißerische Formulierung in der Presse hereinfallen. Oder warum wundert sich der Autor, dass »... anders als der Raub und die Restitution von Büchern ...«, der von wertvollen Kunstwerken in der Öffentlichkeit ein viel beachtetes Thema war (S. 101)?

Bettina Schleier

Engelbracht, Gerda: Von der Nervenklinik zum Zentralkrankenhaus Bremen-Ost. Bremer Psychiatriegeschichte 1945–1977. Bremen: Temmen 2004. 288 S.

Das hundertjährige Bestehen der Institution, die 1904 als Bremer Nervenklinik gegründet worden ist, nutzte die Leitung der heute als Klinikum Bremen-Ost bezeichneten Institution für einen Rückblick auf den Zeitabschnitt von der Nachkriegszeit bis zum Ende der 1970er Jahre, in dem die Grundlagen der heute vorhandenen Institutionen und Verfahren geschaffen wurden. Bearbeiterin des Projekts und Autorin der Publikation ist Gerda Engelbracht, die sich in den vergangenen Jahren vielfältig mit der Geschichte des Klinikums Bremen-Ost und seiner Vorläufer-Institutionen beschäftigt hat. So erschien neben mehreren kleineren Arbeiten 1997 unter dem Titel »Der tödliche Schatten der Psychiatrie« ihre Untersuchung über die Bremer Nervenklinik in der NS-Zeit.

Die Anlage des Projekts und die langjährige Tätigkeit der Autorin für das Klinikum Bremen-Ost haben dazu geführt, dass sie über eine profunde Kenntnis der Quellen verfügt, wobei besonders die Unterlagen in den Archiven und Sammlungen des Klinikums hervorzuheben sind – diese stehen der historischen Forschung außerhalb der Institution selbst nicht zur Verfügung. Diese Materialien, angereichert durch Fotografien und Selbstzeugnisse der Beteiligten, erlauben einen Einblick in eine Institution, die trotz aller Bemühungen um Öffnung weiterhin am Rand der Gesellschaft angesiedelt erscheint.

Die Untersuchung ist im Wesentlichen chronologisch angelegt. Nach einem Rückblick auf die NS-Zeit folgt, orientiert an der Tätigkeit der beiden Leiter der Institution, Heinrich Schulte, tätig 1945 bis 1964, und Stefan Wiesner, tätig 1964 bis 1973, eine Darstellung der institutionellen Entwicklung. Themen sind dabei die Behandlungskonzepte und medizinischen Entwicklungen, die organisatorischen Veränderungen im Klinikum und seinen Außenabteilungen sowie die Arbeitsbedingungen für das ärztliche und das Pflegepersonal, dies alles eingebettet in die politischen und gesellschaftlich-wirtschaftlichen Rahmenbedingungen.

Aus den vielfältigen Einzelbeobachtungen entsteht ein deutliches Bild der tiefgreifenden Veränderungen, die sich aus den sich entwickelnden Möglichkeiten der Medizin im Kontext einer ständig reicher werdenden Gesellschaft ergeben haben. Während sich bis in die 1950er Jahre hinein die Irrenpflege im Wesentlichen auf die körperliche Versorgung der Patienten konzentrierte, die zu einem selbständigen Leben in der Gesellschaft nicht mehr in der Lage waren oder für sich und andere eine Gefahr bedeuteten, entstanden im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend therapeutische Verfahren, bis hin zur Psychiatriereform der 1960er und 70er Jahre.

Eingearbeitet sind Selbstzeugnisse mehrerer Beteiligter – Ärzte und Ärztinnen, Mitarbeiter im Pflegedienst und ihr Betriebsrat, Insassen der verschiedenen Anstalten –, die der Arbeit sehr eindrucksvolle biographische Anteile verleihen. Dies gilt insbesondere von den Schlusskapiteln, in denen die Diskussionen um die Zukunft der Psychiatrie in den 1970er Jahren behandelt sind: Bereits damals wurde die Diskussion mit großer Schärfe und mit grobem ideologisch geladenem Geschütz geführt.

Sprachlich hat die Autorin ihre schwierige Aufgabe sehr achtbar gelöst, was vor allem für die medizinhistorisch ausgerichteten Passagen gilt, während die Redaktion der autobiographischen Zeugnisse etwas uneinheitlich geraten ist. Der starke Bezug auf ein institutionen-kritisch eingestelltes Lesepublikum wirkt sprachlich manchmal störend, hat aber vor allem die Rezeption der breiten und nicht immer übersichtlichen Forschungsliteratur offenbar in den Hintergrund treten lassen.

Insgesamt handelt es sich um eine facettenreiche, ansprechend gestaltete Detailstudie, in der eine noch nicht weit zurückliegende Vergangenheit lebendig wird.

Bettina Schleier

Esmann, Wilhelm: Die Rettungsboote der DGzRS von 1865 – 2004. Bremen: Hauschild 2004. 149 S.

Nach dem Ende der Präsenz von Hapag-Lloyd in Bremen, dem Zusammenbruch der »Hansa« (1981), dem unauffälligen Verschwinden weiterer Traditionsreedereien sowie dem Ende der AG »Weser« (1983) und des Bremer Vulkans (1996) sind heutzutage im maritimen Leben Bremens, das vom heutigen kulturellen Establishment der Hansestadt kaum wahrgenommenen wird, nur noch wenige Institutionen mit echter historischer Patina erhalten geblieben. Zu nennen wären Reedereien wie die URAG, Sloman-Neptun, eine Familienwerft wie Lürssen in Bremen-Vegesack, das traditionsreiche »Haus Seefahrt« in Grohn, aber eben auch die seit 1951 an der Werderstraße in der Bremer Neustadt ansässige, doch schon 1865 gegründete Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (DGzRS).

In diesem Buch geht es nicht um eine Analyse der Institution und des Rettungsdienstes, sondern um die Präsentation des Boots- und Schiffsmaterials, denn auch Rettungsboote und Kreuzer besitzen ihre kulturgeschichtliche Identität. Diese ist bei den altehrwürdigen Ruderrettungsbooten aufgrund der problematischen Quellenlage nicht so ohne weiteres faßbar, weshalb der Autor aus gutem Grund diesen Zeitabschnitt nur in Schlaglichtern präsentiert (S. 8-32). Eine Geschichte der einzelnen Stationen (hierzu existiert bei der DGzRS eine eigene Kartei) wäre da sicherlich sinnvoller und stellt nach wie vor ein Desiderat dar, doch diese Arbeit war nicht Aufgabe des Buches.

Mit den Motorrettungsbooten (ab 1911) ändert sich die Sachlage schlagartig. Über diese Fahrzeuge gibt es genügend Unterlagen, um sie individuell, wie es auch bei Biographien größerer Handels- und Kriegsschiffe gängige Praxis ist, darzustellen. Natürlich kann es nur um die wichtigsten Eckpunkte gehen. Seenoteinsätze, so faszinierend und spannend sie auch sind, wären hier fehl am Platz gewesen, weil sie den Rahmen völlig gesprengt hätten oder auch eine Auswahl (nach welchen Kriterien auch immer) schlechterdings nicht möglich war. Neben den reinen boots- und schiffsbiographischen Fakten, verbunden mit zahlreichen Fotos aus den Archiven der Gesellschaft und des Autors, wird dem Leser die technische Entwicklung der DGzRS deutlich. Das betrifft zunächst die technische Ausreifung der Motorrettungsboote bis zum Zweiten Weltkrieg, dann aber der moderne Seenotrettungskreuzer mit Tochterboot (ab 1956). Dieser Typ bildet, in vielen Details weiterentwickelt, neben den kleineren Seenotrettungsbooten bis heute das Rückgrat der Rettungsflotte der DGzRS.

Es handelt sich bei diesem Werk um einen handlichen wie überfälligen Überblick über ein von der einschlägigen Fachszene häufig nachgefragtes Thema. Einige Annotationen sollen deswegen dessen Wert nicht in Frage stellen: Der britische Bootsbauer James Peak (S. 11) hieß tatsächlich Peake, und dieser Name ist im internationalen Rettungswesen zum Synonym für den von ihm entwickelten Bootstyp, eines schweren Ruderrettungsbootes, geworden. Der Abschnitt über die Feuerschiffe, die ebenfalls als Rettungsstationen ihre Bedeutung hatten (S. 12), entspricht nicht dem Forschungsstand, denn in der Dissertation des Rezensenten, die immerhin

im Literaturverzeichnis angegeben wird, befindet sich ein gründliches Kapitel, basierend auf eigenen Forschungen (Christian Ostersehlte, Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Bd. 26, Bremerhaven und Hamburg 1990, S. 72-77). Ob angesichts dessen dieses Thema ein Desiderat bedeutet, wie der Vf. meint, ist zumindest im Grundsätzlichen fraglich.

Ferner sind die drei Motorrettungsboote WESER von 1941 sowie HEINRICH TIARKS und ADALBERT KORFF von 1944 (S. 67-68) ursprünglich für die rumänische Rettungsgesellschaft Salvamar bestimmt gewesen, konnten aber nicht mehr dorthin abgeliefert werden und wurden deshalb in die Flotte der DGzRS eingereiht. Bei den beiden letzteren Einheiten dürfte der Zusammenbruch der deutschen Position auf dem Balkan und der Rückzug Rumäniens aus dem Bündnis mit Deutschland im Sommer 1944 die entscheidende Rolle gespielt haben.

Bei den Bootsnamen, die mehrfach hintereinander vergeben wurden, sind dahinter römische Ordnungszahlen gesetzt worden. Wegen der besseren Eindeutigkeit werden in der einschlägigen Literatur derartige Nummern in Klammern gesetzt, um zu verdeutlichen, daß sie kein Bestandteil des Schiffsnamens sind.

Ein Vorkommnis aus späterer Zeit betrifft den Großbrand auf dem Seenotkreuzer HERMANN RITTER am 5. April 1976 auf der Bauwerft, als das Schiff noch nicht fertig gestellt war. Dieser Vorfall wäre in der entsprechenden Rubrik über den Seenotkreuzer (S. 86) eine Erwähnung wert gewesen, ebenso wie ein gründlicher, lebensverlängernder Umbau der beiden Schwesterschiffe JOHN T. ESSBERGER und WILHELM KAISEN bei Lürssen in Lemwerder (2000). Zu überlegen wäre auch, ob man nicht den Motorentyp bzw. das Fabrikat hätte bringen können. Schließlich vermißt man wegen der vielen Bootsnamen ein entsprechendes Register, das den raschen Zugriff wesentlich erleichtert hätte.

Die Darstellung Esmanns, die auf jahrelangen wie mühevollen Recherchen beruht, darf weitgehende Vollständigkeit für sich beanspruchen. Folgende Hinweise sind deswegen ebenfalls nur als Ergänzungen zu betrachten: Im Archiv der Fr. Lürssen Werft in Bremen-Vegesack finden sich noch einige Hinweise auf Boote, die zumindest von der DGzRS bestellt worden sind. Eines davon (Bau-Nr. 4920) entstand im Winter 1912, ist aber in Unterlagen der Gesellschaft nicht erwähnt. Es wurde vielleicht für eine ausländische Rettungsgesellschaft erbaut. Das Motorrettungsboot HINDENBURG von 1938 (auf S. 50 abgehandelt) besaß ein drei Meter langes Motorbeiboot, das ebenfalls bei Lürssen entstanden war (Bau-Nr. 12725).

Während des Zweiten Weltkrieges ist dann noch eine Reihe von Motorrettungsbooten bei Lürssen in Auftrag gegeben worden, die aber kriegsbedingt nicht mehr gebaut wurden. Im April 1942 wurden sechs jeweils 17,3 m lange stählerne Motorrettungsboote (Bau-Nr. 12868-12870, 12873, 12906-12907, DGzRS-interne Registernummern KRA 152-157) bestellt. Ende 1943 wanderte der Auftrag zu H. Havighorst in Blumenthal, die Bauausführung unterblieb aber. Ein weiteres Baulos von fünf hölzernen 10-Meter Booten (Bau-Nr. 12932-12936, KRC 310-314) wurde ebenfalls im April 1942 bei Lürssen geordert, doch auch dieser Auftrag kam nicht mehr zur Ausführung (vgl. Erich Gröner [fortgeführt und hrsg. von Dieter Jung und Martin Maas] Die deutschen Kriegsschiffe 1815 – 1945, Bd. 7, Landungsverbände [II]: Landungsfahrzeuge i. e. S. [Teil 2], Landungsfähren, Landungsunterstützungsfahrzeuge, Transporter, Schiffe und Boote des Heeres, Schiffe und Boote der Seeflieger/ Luftwaffe, Kolonialfahrzeuge, Koblenz 1990, S. 181-184). Wie gesagt: alles keine grundsätzliche Kritik, sondern nur Anregungen für eine (hoffentlich baldige) zweite Auflage.

Christian Ostersehlte

Feuerle, Mark: Garnison und Gesellschaft. Nienburg und seine Soldaten. Bremen: Temmen 2004. 404 S.

Über mehrere Jahrzehnte wurde das Militär als Gegenstand der Geschichte kaum beachtet. Die für Deutschland traumatische Erfahrung des Zweiten Weltkrieges hatte zu einer weitgehenden Abkehr der Geschichtswissenschaft von militärgeschichtlichen Fragestellungen geführt. Statt dessen überließen die Historiker vor allem den Militärs die Beschäftigung mit diesem Themenbereich, welche sich zumeist in der Selbstdarstellung der eigenen Truppe ergingen. Erschwerend kam hinzu, dass die wenigen von Historikern verfassten Arbeiten, soziale und politische Aspekte nur selten behandelten. Obwohl das Fehlen einer Militärgeschichte vermehrt beklagt und ein Umdenken von den Historikern gefordert wurde, blieben spürbare Veränderungen lange aus. Erst in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts trat ein allmählicher Wandel ein. Es entstanden jetzt zunehmend Arbeiten nach dem Leitsatz: »Der Gegenstand der militärgeschichtlichen Betrachtung ist die bewaffnete Macht als Institution und aller ihrer Erscheinungsformen in ihren Beziehungen zueinander und zu den Gegenständen der allgemeinen Geschichte«. (s. Rainer Wohlfeil: »Wehr-, Kriegs- oder Militärgeschichte?« In: Geschichte und Militärgeschichte. Wege der Forschung, Frankfurt a. M. 1974, S. 165-175.) Im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses stehen seitdem weniger die Verläufe von Kriegen, auch nicht die Besonderheiten des Kriegswesens oder gar der Kriegskunst (z. B. Strategie, Taktik), sondern vielmehr das vielschichtige Beziehungsgeflecht zwischen militärischer und ziviler Lebenswelt. Die Garnisonsstadt erweist sich in diesem Zusammenhang als besonders lohnendes Forschungsobjekt. Der begrenzte städtische Raum und das enge Neben- und Miteinander von Militärangehörigen und Bürgern, fördert Konflikte, Probleme und Verbindendes in besonderer Schärfe zutage. Aufgrund des hohen Verwaltungsaufwandes, der seit Beginn der Neuzeit in den Städten betrieben wurde, steht außerdem in der Regel umfangreiches Quellenmaterial zur Verfügung, das sich auf nahezu alle Lebensbereiche erstreckt. Mit der jüngst veröffentlichten Dissertation »Garnison und Gesellschaft. Nienburg und seine Soldaten.« von Mark Feuerle liegt nun erstmalig eine umfassende Untersuchung über die Verhältnisse in einer Garnisonsstadt vor. Während bisherige Veröffentlichungen zu dieser Thematik, unter anderem nachzuvollziehen an der Arbeit von Ralf Pröve: »Stehendes Heer und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Göttingen und seine Militärbevölkerung 1713 – 1756.« (München 1995), den Fokus auf einen bestimmten Zeitabschnitt richten, ist Feuerles Studie epocheübergreifend angelegt. Über einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren wird aufgezeigt, inwiefern die dauerhafte Anwesenheit bewaffneter Kräfte die Entwicklung der Stadt geprägt und das Alltagsleben ihrer Bürger beeinflusst hat. Die Arbeit besteht aus drei Themenkomplexen. Im ersten Teil (»Im Wandel der Zeiten – Nienburg in seiner Entwicklung als militärischer Standort«, S. 53-228) legt der Autor die Entwicklung Nienburgs von der Stadtwerdung im Mittelalter bis zum vorläufigen Abzug der Garnisonstruppen in der Mitte des 19. Jahrhunderts dar. Entsprechend dem Forschungsansatz werden dabei nur die militärgeschichtlich relevanten Aspekte beleuchtet. Die geographische Lage Nienburgs erfährt ebenso Beachtung, wie der Wandel der Stadt vom einfachen Burgplatz zum Festungsstandort mit Garnison. Darüber hinaus werden die Folgen des Dreißigjährigen Krieges für Nienburg beschrieben und die Ursachen für den langsamen militärischen Bedeutungsverlust der Stadt nachvollzogen.

Nach dem standortgeschichtlichen Überblick werden im zweiten Teil der Arbeit (»Die Konstanten – Probleme einer Garnisonsstadt«, S. 229-348) die Berührungs-

punkte zwischen Militär und städtischer Gesellschaft analysiert. Anhand von Einquartierungspraxis, Übergriffen im Alltag, bürgerlicher Wehrtradition, Hygieneproblematik sowie den divergierenden Interessen von Magistrat und Landesherrschaft werden die wichtigsten Konfliktbereiche erläutert. Umgekehrt wird auch die Frage nach möglichen Überschneidungen und Durchlässigkeiten der unterschiedlichen Lebenswelten gestellt, die zum Beispiel in Form von Eheschließungen oder auch auf dem Gebiet der Rekrutierung zu erkennen sind. Im letzten Teil (»Moderne und Ausblick – Nienburg als Truppenstandort im 20. Jahrhundert«, S. 349-366) geht Feuerle schließlich auf die Gründe für die hartnäckigen Versuche des Magistrats ein, die verlorene Garnison zurückzugewinnen. Ebenso beschreibt er die Wiederbelebung Nienburgs als Truppenstandort im 20. Jahrhundert.

Die ausführliche Darlegung der Sachverhalte, angereichert mit zahlreichen Zitaten, ist charakteristisch für die Untersuchung. Während aber die Zitate trotz ihrer Häufigkeit eine Bereicherung sind, wäre an mancher Stelle etwas weniger Detailreichtum wünschenswert gewesen. So erstrecken sich zum Beispiel im Kapitel »Krankheit und Tod – Gesundheitspolitik im Spannungsfeld einer Garnisons- und Handelsstadt« die im einzelnen aufgeführten medizinischen Verlaufsbilder von Epidemien (Cholera, Ruhr, Typhus etc.) über drei Seiten. Auch wenn wahrscheinlich nicht jeder Leser über das nötige Hintergrundwissen verfügt, sind die dargebrachten Informationen für das Verständnis der historischen Abläufe unnötig. Im Zweifelsfall kann man sich mit einem Lexikon behelfen. Zudem wäre der Abschnitt über den Verlauf der Standortgeschichte nicht weniger erkenntnisreich ausgefallen, wenn er etwas kürzer gehalten worden wäre. Zumal ja auch, wie schon der Titel ankündigt, der zweite Teil den Kern der Arbeit bildet. Abgesehen von diesen kleinen Kritikpunkten, überwiegt jedoch der positive Eindruck. Die Untersuchung fördert eine Reihe neuer Erkenntnisse zutage, welche einen unbestreitbaren Gewinn für die Militärgeschichtsforschung darstellen. Gerade auch deshalb, weil sich der Autor bisher vernachlässigten Themen widmet. So beschäftigen sich allein zwei Kapitel mit der gesellschaftlichen Rolle der Soldatenfrauen und Bürgerinnen. Den Leser erwartet insgesamt eine interessante Lektüre, die ihm tiefe Einblicke in die Abläufe und Probleme einer Garnisonsstadt gewährt.

Andree Brumshagen

Focke, Harald: Mit dem Lloyd nach New York. Erinnerungen an die Passagierschiffe BERLIN, BREMEN und EUROPA. Bremen: Hauschild 2004. 159 S.

In seinem von der Kritik positiv aufgenommenen Buch »Bremens letzte Liner« (Rezension im Brem. Jb. Bd. 82, 2003, S. 271-272) ließ der Vf. die Schlußphase des Passagierdienstes des Norddeutschen Lloyd) NDL wieder auferstehen, jene Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg also, die mit den Schiffsnamen BERLIN (ex GRIPSHOLM), BREMEN (ex PASTEUR) und EUROPA (ex KUNGSHOLM) noch vielen Bremern in lebhafter Erinnerung ist. Nach dem Erscheinen des Werkes erbrachte die Resonanz im Publikum dem Vf. eine Reihe neuer Kontakte mit Zeitzeugen, die er nun zu einem zweiten Buch zum selben Thema verarbeitet hat. Insgesamt 15 von ihnen hat Focke befragt, durch Gegenrecherchen die Ergebnisse noch einmal überprüft (also »oral history« der soliden Machart) und die Zeitzeugen zu Wort kommen lassen. Das Spektrum reicht vom Schiffsoffizier über den Passagier (oder auch die Passageuse) und den Konditor in der Bordbäckerei hin zum Schiffsinnenarchitekten

beim Bremer Vulkan, der 1959 beim Umbau der BREMEN beteiligt war. So kann sich die Ausbeute sehen lassen.

Zur Reederei- und allgemeinen Schiffahrtsgeschichte erweist sich das Buch ebenfalls als ergiebige Quelle. Nicht nur wird der Bordalltag in vielen Facetten lebendig dargeboten, sondern auch zur Schiffbaugeschichte (etwa zum bereits angesprochenen Umbau der BREMEN, S. 23-36) findet sich Aufschlußreiches. Einen wichtigen Anstoß für die hoffentlich künftige (wohlgemerkt: kritische) Historiographie über den NDL bieten die Aussagen eines ehemaligen Controllers über die problematische Rentabilität des Passagierdienstes (S. 147-158), die möglicherweise zur Neuschreibung eines Kapitels der Firmengeschichte Anlaß geben. Ganz so unproblematisch, wie es seinerzeit die Werbung des NDL sowie die öffentlichen Statements der damals so bestimmenden und prägenden Herren Richard Bertram und Johannes Kulenkampff vom NDL-Vorstand suggerierten, waren die Verhältnisse offenbar nicht.

Neben den Zeugenaussagen ist es dem Vf. auch gelungen, bei den Bilddokumenten zahlreiche, in vielen Fällen bislang ungehobene Schätze zu bergen. Den Umschlag ziert ein sehr ansprechendes Foto der BERLIN im Treibeis vor Bremerhaven, eskortiert von zwei Hafenschleppern und mit winkenden Menschen im Vordergrund. Ähnlich lebendige Fotos der BREMEN und EUROPA finden sich in den Buchdeckeln vorn und »achtern«. Das Schiff allerdings, das auf S. 77 an der Columbuskaje hinter der BERLIN festgemacht hat, ist nicht die UNITED STATES, sondern ihre kleinere und ältere »Schwester« AMERICA.

Was Focke hier erarbeitet hat, ist nicht zuletzt packende Sozialgeschichte zum Anfassen. Sie erschöpft sich nicht in vordergründigen »Döntjes«, sondern bietet auch dem historischen Fachmann etwas, unterhält also nicht »nur« den Leser auf kurzweilige Art und Weise. Da in der Geschichte der Mensch einen wichtigen Maßstab darstellt, steckt viel an »großer« Geschichte in Biographischem, eine Erkenntnis, die in der deutschen Geschichtswissenschaft freilich kein Allgemeingut darstellt.

Daß man Geschichte nicht nur bierernst (wie so häufig in Deutschland en vogue) präsentieren muß, sondern auch dem Humor Platz einräumt, beweist der Autor bei der Beschreibung des menschlich-allzumenschlichen Erlebnisses eines Zeitzeugen und damaligen Maschinenassistenten (Detlef Precht): »Eine ›prechtige‹ Idee: Rendezvous im Schornstein« (S. 21).

Doch Harald Focke bringt uns auch ein substantielles Stück Zeitkolorit, ein Stück faszinierendes Nachkriegswestdeutschland nahe: eine Zeit, als die allgemeinen Lebensverhältnisse – für jedermann greifbar – Jahr um Jahr ein Stück besser wurden, die Bundesrepublik als Billiglohnland einen attraktiven Investitionsstandort darstellte und international noch weitaus konkurrenzfähiger war als heute. Vor dem inneren Auge des Lesers ersteht ein ganzes Zeitalter noch einmal auf überaus lebendige Art und Weise.

In der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte hat sich leider ein öder, ultraintellektueller, mithin nicht sehr anschaulicher und langweiliger Strukturalismus durchgesetzt. So wird ein Übermaß an monotonen Statistiken präsentiert, über deren Fliegenbeinzählerei jemand wie Joachim Fest mit Recht einmal gespottet hat. Opportunistisch paßt man sich nicht selten an das gräßliche Soziologenkauderwelsch der siebziger Jahre an – die mühselige Rückübersetzung in verständlicheres Deutsch liefert dabei nicht selten eher kümmerliche Resultate. Dabei vergißt man oft, daß die Soziologie als Wissenschaft zwar ganz brauchbare Momentaufnahmen liefert, jedoch mit der komplexen Tiefe des Faktors Zeit so ihre Schwierigkeiten hat. Außerdem wird, ebenso übertrieben und als Selbstzweck, theoretisiert und die Struktur um der Struktur willen in den Himmel gehoben. So hat ein Immanuel Geiss

dieses gestelzte Gehabe zutreffend als menschenfeindlich gegeißelt. Bei all diesen monströsen Zahlenkolonnen und blutleeren Konstrukten bleibt nämlich der Mensch als Akteur und eigentliches Subjekt wie Objekt des Geschichtsprozesses auf eigentümliche Art und Weise außen vor. Ebenso langweilig wie letztlich unergiebig wird bei dieser als besonders wissenschaftlich apostrophierten Arbeitsweise um Begrifflichkeiten gestritten, alles nach dem typisch deutschen Prinzip: Hauptsache trocken. Wer es dagegen anschaulich angeht, wird im hiesigen Wissenschaftsbetrieb oft schief angesehen. Der Historiker als Erzähler, in den angelsächsischen Ländern hoch im Kurs und als Verkörperung eigentlicher Meisterschaft in der Geschichtsschreibung betrachtet, bleibt hierzulande oft auf der Strecke.

Vor diesem eher tristen Hintergrund deutschen Wissenschaftsverständnisses bürstet Focke kräftig gegen den Strich. Eine journalistische Leichtigkeit verbindet sich bei dem Vf., aus dem man nicht zuletzt den erfahrenen Geschichtspädagogen herausliest, auf das Glücklichste mit gedanklicher, also analytischer Tiefe. Zum Schluß stellt sich die ernste Frage, ob nicht eine solche Darstellungsweise wesentlich angemessener der vielfarbigen Komplexität von Geschichte gerecht wird als ein zwar als besonders »wissenschaftlich« in den Himmel gehobener, aber schrecklich monotoner Singsang, bei dem so häufig wie ermüdend abstrakte Zahlen, Strukturen und Theorien um ihrer selbst willen zelebriert werden. Bleibt also nur zu hoffen, daß Focke seine einschlägigen Forschungen mit demselben Elan fortsetzt, dies zum Nutzen der bremischen Schiffahrts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Eine Rubrik im Vorwort über »Wünsche und Pläne« (S. 9) läßt hoffen.

Christian Ostersehlte

Frenzel, Andreas: 600 Jahre Bremer Roland. Bremen: BDS Stute 2004. 32 S.

Gutmann, Hermann: Roland und seine Brüder. 600 Jahre »der Ries'« am Rathaus zu Bremen. Bremen: Temmen 2004. 130 S.

Hempel, Gotthilf und Kloft, Hans (Hrsg.): Der Roland und die Freiheit. Bremen: Temmen 2004. 208 S.

Munzel-Everling, Dietlinde: Rolande der Welt. Interaktive CD-ROM mit wissenschaftlichen Arbeitsmitteln. Wiesbaden: Eigenverlag 2004.

Munzel-Everling, Dietlinde: Rolande. Die europäischen Rolanddarstellungen und Rolandfiguren. Dößel (Saalkreis): Verlag Stecovics 2005. 197 S.

Paskabeit, Hans-Jürgen u.a.: Freie Hansestadt Bremen. 600 Jahre Bremer Roland (1404–2004). O. O.: COBS Multimedia 2004. 207 S.

Das Jahr 2004 war das Jahr des Bremer Roland. In diesem Jahr durfte er seinen 600. Geburtstag feiern, denn das Rechnungsbuch des Ratshauses vermerkt zum Jahr 1404 seine Aufstellung. Zugleich kam er im Jubiläumsjahr zu internationalen Ehren: die UNESCO nahm das Rathaus und den Roland in die renommierte Liste der Stätten des Weltnatur- und -kulturerbes auf!

Selbstverständlich wurde der Geburtstag des Bremer Roland von einer Vielzahl Veranstaltungen begleitet. Symposien und Vortragsreihen beleuchteten den historischen Hintergrund des Bremer Rolands und seiner vielen Brüder in anderen Städten, Ausstellungen brachten den Herold der Bremer Freiheit dem Publikum nahe. Dass zum Jubiläumsjahr auch eine Reihe von Publikationen zum Thema erschienen, ist demnach selbstverständlich. Sie sollen hier in einer kurzen Nachlese zum Jubiläumsjahr vorgestellt und besprochen werden.

Auch der Roland, der steinerne Riese von 600 Jahren ist nun im digitalen Zeitalter angekommen. In ihrer 2004 herausgegebenen »interaktiven CD-ROM mit wissenschaftlichen Arbeitsmitteln« stellt die Rechtshistorikerin Dietlinde Munzel-Everling »Rolande der Welt« vor. Der Bremer Parade-Roland ziert das Cover der CD und die CD selbst – auch dieser auswärtige Beitrag zum Jubiläumsjahr macht damit unmissverständlich deutlich, dass der Bremer Roland in der öffentlichen Wahrnehmung d e r Roland ist, an dem sich alle anderen Rolande messen müssen. Hierzu bietet die CD tatsächlich Material in Hülle und Fülle: 252 Einträge füllen die Roland-Datenbank. Eine als Posterdruck dem Cover beiliegende farbige Europakarte weist Rolande von Portugal bis Lettland und von Schweden bis Süditalien nach. Dass es sich hierbei mitnichten immer um Rolande vom Range der Bremer Monumentalstatue handeln kann, ist selbstverständlich. Untergegangene und sogar auch »vermeintliche« Rolande sind in die Datenbank ebenso aufgenommen worden wie neben den notorischen Statuen auch Gemälde, Kirchenfenster und kunsthandwerkliche Erzeugnisse. Dies trieb die Datenmenge gewaltig in die Höhe, bringt aber in der Einordnung der Belege auch seine systematischen Probleme mit sich. Über den historischen und künstlerischen Rang sowie die Relevanz der einzelnen Belege zum Thema muss der Benutzer sich mithin selbst ein Bild machen. Vielleicht noch nützlicher als die Sammlung der Rolandbelege dürfte für den Interessierten die gewaltige Datenmenge zur Rolandliteratur sein, die sich auf über 1400 Einträge summiert. Nicht zu vergessen weiterhin die Mengen an teils sehr hochwertigem und gutem Bildmaterial (über 1500 Abbildungen), die sich in einem traditionellen Druck nur schwerlich hätten unterbringen lassen. Doch bringt das digitale Medium neben der quantitativen Datenflut auch technische Möglichkeiten, die über Druckmedien weit hinausgehen. Die CD eröffnet Recherchehilfen wie den parallelen Bildvergleich, sie ermöglicht den schnellen Überblick über Literatur und Entstehungstheorien zu den Rolanden und sie gibt anhand der Kategorienauswahl dem Benutzer die Möglichkeit, Rolandlisten nach selbstgewählten Schwerpunkten zu erstellen und hier zielgerichtet, kreativ oder einfach nur neugierig tätig zu sein. Wer erwartet, mit der CD die Lösung aller oder auch nur einiger Rolandtheorien zu erwerben, wird enttäuscht sein. Die Fülle der Informationen birgt hier eher die Gefahr, dass der Benutzer sich im Wald der Rolandstatuen und -bilder verirrt. Als Infosystem und Datenspeicher unter den oben angesprochenen Kriterien (Orts-, Quellen-, Bild- und Literaturnachweis) ist die CD aber vielleicht die wesentlichste Bereicherung zum Rolandjahr.

Dass sie das vertraute Medium Buch nicht völlig ersetzen kann, hat die Herausgeberin dazu veranlasst, der CD ein ebensolches nachfolgen zu lassen. Mit »Rolande. Die europäischen Rolanddarstellungen und Rolandfiguren« hat Munzel-Everling eine Publikation vorgelegt, die in den nächsten Jahren sicher ein Standardwerk zum Thema bleiben wird. Auch wenn hier weniger die streng wissenschaftliche Analyse als vielmehr die sachthematische Sammlung von Belegen und auch von Abbildungen im Vordergrund steht. Dass dies auf fachlich solider Grundlage geschieht, macht die Autorin, die als Rechtshistorikerin und Kennerin des Reichs- und Kaiserrechts einschlägig ausgewiesen ist, v. a. im einführenden Abschnitt »Roland – Vom Ritter zum Mythos« deutlich. Hier wird der Stand der Forschung zum Weg Rolands von Roncevalles auf die deutschen Marktplätze sachkundig und präzise nachgezeichnet.

Die Fülle der Rolanddarstellungen wird hingegen in 14 sachthematischen Gruppen dargestellt. Hierbei werden nur »Der Bremer Roland und seine vielen Brüder« – also Kopien und Nachbildungen der Bremer Statue – in einem eigenen Kapitel gewürdigt. Alle anderen Rolande sind sachthematischen Gruppen zugeordnet, können aber leicht über ein »Alphabetisches Verzeichnis der Roland-Darstellungen« gefunden werden. Sechs weitere Einzelkapitel zu »Roland im Kontext« erschließen die

oftmals unbeachteten und noch kaum erschöpfend untersuchten Bereiche wie Werbegrafik, Kriegerdenkmäler, Nagelrolande, Spielfiguren und Roland in der neueren Literatur und Musik.

Das Buch ist sehr schön gestaltet und durchgehend farbig und qualitativ hochwertig bebildert. Besonders hervorzuheben sind die Karten, die auf jahrelanger Recherchetätigkeit basieren. Die Literaturangaben beschränken sich – im Gegensatz zur CD – auf wenige Klassiker und neueste Arbeiten.

Eine Ungereimtheit fällt ins Auge: Das Buch wurde 2005 anlässlich einer Roland-Tagung von der Stadt Magdeburg herausgegeben. Dass man zusätzlich zu einem Magdeburger Geleitwort den nicht erhaltenen Magdeburger Roland in einer alten Abbildung auf den Einband setzte, ist daher als freundliche Geste zu sehen. Auch ein eigenes Kapitel zu der fatalen Gleichsetzung von »Roland und Mauritius«-Darstellungen ist als Verneigung vor der Elbestadt hinzunehmen, da diese ebenso unselige wie falsche These dort ihren Ursprung hat. Dass man aber dennoch auf den Rücken von Einband und Schutzumschlag unkommentiert den berühmten Mauritius-Mohr des Magdeburger Doms aus dem 13. Jhd. setzte, ist unsinnig und nicht nachvollziehbar. Hier wird leichtfertig weiterer Verwirrung Vorschub geleistet, denn mit Roland und Mauritius verhält es sich eben wie mit Äpfeln und Birnen. Man sollte sie tunlichst nicht verwechseln.

Doch nun zu den Bremer Erzeugnissen zum Jubiläumsjahr. Zwei Vortragsreihen im Rathaus begleiteten das Jubiläum. Die wesentlichen Ergebnisse der Vortragsreihe »Der Roland ein alter Europäer«, die bewusst den Blick auf die Herkunft des Roland in Geschichte und Literatur in Westeuropa richtete, liegen in diesem Band des Bremischen Jahrbuchs gedruckt vor (vgl. die Beiträge Boutet, Martinez und Lienert). In einer weiteren Vortragsreihe widmeten sich unter der Überschrift »Der Roland und die Freiheit« zehn Bremer Wissenschaftler – vom Historiker über den Juristen bis zum Philosophen – dem Problem und Faszinosum Roland. Hierbei schwankt naturgemäß die Nähe zum Gegenstand. Die Beiträge von Dieter Hägermann (Der Bremer Roland – ein Stück europäische Geschichte), Gisela Febel (Rolandsage und Rolandsymbolik) und Peter Rautmann (Die ästhetische Bedeutung der Bremer Rolandfigur im Zusammenhang von Kunst und Öffentlichkeit) stellen tatsächlich vor allem den Roland ins Zentrum ihrer Betrachtungen. Hägermann richtet den Blick auf die historische Herkunft Rolands im europäischen Westen und auf die Gestalt des christlichen Ritters und Märtyrers, der auch in Bremen als an einen Pfeiler mit Baldachin gelehnte Monumentalstatue seine kultische Herkunft und seinen sakralen Charakter nicht verleugnet. Die wesentliche Transformation Rolands von der historischen Gestalt zum Heros erfolgte in der Dichtung. Gisela Febel beschreibt diesen Prozess, der zunächst in der französischen *Chanson de Roland* Gestalt annahm und der bereits damals die Figur des Roland im Konflikt zwischen Freiheit und Bindung, Vasalleneid und Fehderecht zeigt. Peter Rautmanns Blick auf den Bremer Roland als Kunstwerk im öffentlichen Raum lädt ein zu einem Streifzug durch die Jahrhunderte, in denen der Roland selbst immer wieder zum Gegenstand von Betrachtung und auch Abbildung wurde. Durchaus interessant, wenn auch nicht so eng mit dem Bremer Gegenstand verbunden sind auch weitere Beiträge des Bandes, so Georg Mohrs Betrachtungen zur »Freiheit – individuelles oder kollektives Gut?« und Johannes Paulmanns Beitrag über »Die ›freie Welt‹ in den internationalen Beziehungen – eine Spurensuche vom 20. in das 21. Jahrhundert«.

Doch bei aller anregenden und vielseitigen Annäherung an das Thema wird für den am Roland Interessierten die Fülle der Ansätze und Beiträge nicht das ersetzen, was er vielleicht am dringlichsten sucht: ein neues Buch zum Roland. Um es vorweg-

zunehmen: die gültige Monographie zum Thema Roland hat auch das Jubiläumsjahr nicht hervorgebracht. Vielleicht steht gerade die Fülle der Theorien und die mittlerweile recht undurchsichtig gewordene Gemengelage aus älterer Forschung, moderner Sammelwut und thesenfreudiger Debatte dem entgegen. Schon bei dem als Auftakt des Jubiläumsjahrs im Focke-Museum veranstalteten Symposium »Der Roland – nach 600 Jahren immer noch ein Rätsel?« drängte sich bei manchen Beiträgen der Rolandforscher der Eindruck auf, dass Rolandisten ein wenig auch Donaldisten sind, auch wenn für Entenhausen bis dato noch kein Roland nachgewiesen werden konnte.

Wie leicht sich in einem Beitrag zum Rolandjahr nicht Neues und Bereicherung, sondern nur schlecht kompilierte Banalitäten in Buchform bringen lassen, beweist der von COBS Multimedia herausgegebene Band »600 Jahre Bremer Roland«. Alles, was sich an Anekdoten, Geschichten und Erzählungen über den Bremer Roland in Wort und Bild finden ließ, ist hier zu einem wirren Sammelsurium geronnen. Dabei hat sich der Herausgeber leider nicht auf den einfachen Nachdruck älterer Texte beschränkt, sondern selbst Hand an das Thema gelegt. Den größten Teil des Bandes nehmen – und dies ist ein Trost – von Karl Feldkirch zusammengetragene Abbildungen zu anderen Rolandstatuen in Deutschland und im Ausland ein.

Für den kleinen Informationsbedarf und den touristischen Gebrauch hat sich mit Andreas Frenzels gleichnamiger Broschüre »600 Jahre Bremer Roland« auf nur 32 Seiten ein kleines, aber sehr passables Heft zu den Jubiläumsbänden gesellt, das in einem Eilmarsch durch die Jahrhunderte das Rolandthema – wenn auch natürlich nicht erschöpfend – behandelt. In leichtem Stil, aber mit gesicherter historischer Kenntnis bekommt der Leser, begleitet von gutem Bildmaterial, hier auf engem Raum einen soliden Einstieg ins Thema geboten.

Ein letzter Beitrag zum Thema sei zumindest erwähnt: Hermann Gutmann, seit Jahren als erfolgreicher Autor im Grenzbereich von Bremer Geschichte und Geschichten tätig, hat es sich unter dem Titel »Roland und seine Brüder« nicht nehmen lassen, auch einen Beitrag zum Jubiläumsjahr zu leisten. Wer Freude an amüsanten Geschichten vor historischem Hintergrund hat, wird an dem Bändchen Gefallen finden. Auch hier fehlen weder die bekannten Anekdoten zum Bremer Roland noch die vielen Geschichten um seine Brüder in anderen Städten. Und auch hier stimmen Form und Inhalt des Bandes überein: man weiß, was man verlangen darf und bekommt, was man erwartet.

Und der Roland selbst? Er hat in bewährter Manier kühl lächelnd sowohl über Vorträge und Symposien wie auch über das rauschende Rolandfest hinweggesehen.

Konrad Elmshäuser

Hamm, Margot; Henker, Michael und Brockhoff, Evamaria (Hrsg.): Good Bye Bayern – Grüß Gott Amerika. Auswanderung aus Bayern nach Amerika seit 1683. Augsburg: Primus 2004. 320 S.

Die Bedeutung der Geschichte der deutschen Amerika-Auswanderung im 18., besonders jedoch im 19. Jahrhundert für das deutsche Selbstverständnis ist mit den zunehmenden Integrationsproblemen, die die Einwanderer in Deutschland selbst, aber auch die einheimische Bevölkerung mit den ehemaligen »Gastarbeitern« erfuhren, ein wenig in den Hintergrund getreten. Das wird vor allem auch an der abnehmenden Zahl der Veröffentlichungen zur Auswanderung aus Deutschland deutlich; gleichzeitig hat sich aber auch das historische Forschungsinteresse mehr und mehr

anderen Wanderungsformen – z. B. den Nahwanderungen (etwa zum auserkorenen Ehepartner) oder den Arbeitswanderungen – zugewandt. Gleichwohl – und das verdeutlicht insbesondere auch der vorliegendee Band – bleibt das historische Thema der überseeischen Auswanderung von hervorragendem Interesse, und das vor allem wegen der Anschaulichkeit, mit der dem Betrachter von Ausstellungen oder von Ausstellungskatalogen dieses Thema nahegebracht wird.

Der vorliegende, reich bebilderte Band – der Katalog einer Ausstellung in Nördlingen – gliedert sich in drei Teile. Der erste Abschnitt analysiert in 10 interessanten Aufsätzen die Auswanderungsgeschichte aus Bayern einschließlich der erzwungenen Auswanderungen und Fluchtbewegungen in der Zeit des Nationalsozialismus bis zur Gegenwart, resümiert dabei Fragen der rechtlichen und organisatorischen Umstände des Wanderungsgeschehens und beschreibt die Überfahrt und schließlich die Ankunft in New York. Er beschäftigt sich darüber hinaus mit Problemen des Lebens in den USA und der Eingliederung in die amerikanische Gesellschaft und Kultur. Und auch des Begründers der deutschamerikanischen Identität, des Franken Franz Daniel Pastorius, wird in einem Beitrag gedacht.

Im zweiten Teil des Bandes werden Auswandererbiographien vorgestellt. Anhand von 22 kurzen Skizzen von aus Bayern ausgewanderten und z. T. auch wieder zurückgekehrten Frauen und Männern aus dem 19. und 20. Jahrhundert wird die Auswanderungsgeschichte dann noch einmal lebendig. Anhand von Beispielen werden die Erfolgsaussichten bayrischer Auswanderer – wie des Jeans-Erfinders Levi Strauss –, von Fotographen, Malern und »Pionieren« erzählt, werden jedoch auch die Schicksale von jüdischen Wissenschaftlern, von Auswanderern in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, von Kriegsgefangenen und von Greencard-Gewinnerinnen beleuchtet.

Der dritte und umfangreichste Teil des Bandes enthält den eigentlichen Katalog mit der Beschreibung der einzelnen Ausstellungsstücke zu den Motiven der Auswanderung, zum Abschied aus Bayern, zur Reise zu den Häfen und zur Überfahrt im Zwischendeck des Segelschiffs oder des Dampfschiffs, zur Ankunft in Castle Garden oder Ellis Island, zur Niederlassung in der »neuen Welt« sowie zu den sozialen und kulturellen Problemen auf dem fremden Kontinent.

Der Band ist geeignet, als Einstieg in die Thematik der Auswanderungsgeschichte zu dienen, zumal die den Rahmen (für die Ausstellung) bildenden Aufsätze (etwa diejenigen von Horst Rößler und von Stanley Nadel) durchaus die Erkenntnisse der neueren historischen Migrationsforschung aufnehmen. Der Anschaulichkeit kommt auch das Format des Bandes (DIN A4) zugute, das ausreichend große, z. T. ganzseitige Abbildungen von Karten, Ausstellungsstücken und Photographien zuließ.

Peter Marschalck

Hautop, Wilfried und Niehoff, Lydia: Der Bremer Martinshof. Wir gehen gerne zur Arbeit. Bremen: Werkstatt Bremen / Hauschild 2004. 151 S.

Anlässlich des 50-jährigen Betriebsjubiläums der Martinshof genannten Werkstatt für behinderte Menschen wurde eine Festschrift erstellt. Sie wird herausgegeben von der Werkstatt Bremen, einem Eigenbetrieb der Stadtgemeinde Bremen, als Autoren firmieren der Leiter der Werkstatt Bremen, Wilfried Hautop, assistiert von der Journalistin Lydia Niehoff. Außerdem haben sich zwei jüngere Historiker, Alexandra Kaufhold-Winkler und Andree Brunshagen, an den Recherchen beteiligt.

Das schön mit Bildern ausgestattete, wie gewohnt sorgfältig gestaltete Buch richtet sich an die Freunde und Förderer des Martinshofs, bietet aber auch allen, die an gegenwärtigen Diskussionen in der Sozialpolitik interessiert sind, viele Detailinformationen, reflektiert auf dem Hintergrund der Geschichte des Armen- und Fürsorgewesens der Vergangenheit.

In zwei großen Kapiteln werden am Beispiel Bremens die Fürsorge in der Vergangenheit (um 850–1922) und die Fürsorge in schwierigen Zeiten (1923–1952) thematisiert, wobei der zunächst willkürlich erscheinende zeitliche Schnitt von 1923 als sinnvoll gewählt erscheint: 1923 entstand mit der »Werkstätte für Erwerbsbeschränkte GmbH« die erste »Freiwillige Arbeitsanstalt« in Bremen. Gleichzeitig wurde die alte Korrektionsanstalt aufgelöst. Das Arbeitsangebot war damit eine Maßnahme zur gesellschaftlichen Integration von Personen geworden, die sich mit Erwerbsarbeit nicht allein unterhalten konnten – nicht länger ging es um den Zwang, der auf Unterstützungsempfänger auszuüben war.

Unter der Überschrift Der Martinshof – Fürsorge in der Gegenwart (1953 – 2003) behandelt ein drittes großes Kapitel die Geschichte der Institution Martinshof selbst. Auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen Verhältnisse werden die Entwicklung der Institution, die sozialpolitischen Trends des jeweiligen Zeitabschnitts, die führenden Persönlichkeiten und die organisatorischen Rahmenbedingungen vorgestellt. Dabei spielen auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Betriebsstätte selbst, ihre sich verändernde Ausrichtung hin zu einer zunehmenden Marktorientierung eine Rolle, doch wäre hier etwas mehr Zahlen- und Faktenmaterial wünschenswert – oder sollte dies angesichts der wechselnden Einbindung des Betriebs in die diversen Förderstrukturen auf lokaler und überregionale Ebene gar nicht möglich sein? Der Text enthält viele Hinweise auf das komplexe Netzwerk der verschiedenen öffentlichen Institutionen, in die sowohl die Arbeit mit behinderten Menschen wie die übrigen Maßnahmen der beruflichen Förderung eingebettet sind. Bebildert ist der Beitrag mit Aufnahmen aus der Produktion, außerdem finden sich Angaben über die wichtigsten Betriebsstandorte in den verschiedenen Bremer Stadtteilen.

Komplettiert wird die Festschrift durch die Glückwünsche wichtiger Geschäftspartner des Martinshofs und örtliche Politiker, erinnernde Beiträge langjähriger Mitarbeiter sowie einer seit langem im Martinshof betreuten Beschäftigten, versehen mit gut gemachten, lebendigen Fotos von den mit dem Jubiläum verbundenen Festlichkeiten. Grußworte zum Betriebsjubiläum stammen von Bundespräsident Rau, Bürgermeister Scherf und Senatorin Röpke, außerdem enthält der Band Festreden von Ulrich Scheibner, Geschäftsführer der Bundesarbeitsgemeinschaft Werkstätten für behinderte Menschen, und Franz Thönnes, dem Parlamentarischen Staatssekretär im Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung – was die örtliche und überregionale Wertschätzung für die Institution Martinshof deutlich zeigt.

Bettina Schleier

Hill, Thomas: Die Stadt und ihr Markt. Bremens Umlands- und Außenbeziehungen im Mittelalter (12. – 15. Jahrhundert) (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte Nr. 172), Stuttgart: Franz Steiner 2004. 423 S.

In seiner Kieler Habilitationsschrift untersucht der Verf. »die Raum- und Wirtschaftsinteressen Bremens« im Mittelalter. Er analysiert dafür sowohl Bremens Funktion als Nahmarkt wie auch die Ausdehnung seines Fernhandels und bedient

sich dazu der Methoden der historischen Stadt-Land-Forschung und besonders der historisch-geographischen Zentralitätsforschung. Er stuft die Zentralität Bremens nach Umland, Hinterland und Einzugsbereich ab, sucht Bremens Anteil am hansischen und europäischen Fernhandel zu bestimmen und führt auf dieser Grundlage Bremens Territorial-, Weser- und Hansepolitik auf rationelle Motive zurück.

Es erweist sich als schwierig, aus den mittelalterlichen Quellen Kriterien für die Grenzen der abgestuften Zentralitätsräume zu gewinnen. Die Grenzen des Bremer »Umlands« werden vor allem nach der Verteilung des bürgerlichen Grundbesitzes außerhalb der Stadt bestimmt. Es zeigt sich, dass er sich in den (erst 1535 so genannten) Vier Gohen sowie in Schwachhausen und Hastedt konzentriert, und besonders seit dem 14. Jahrhundert auch weiter ausgreift, insbesondere beiderseits der Weser nach Stedingen und Osterstade sowie im Südosten bis Langwedel und Emtinghausen (Abb. 11, S. 102).

Die Gebiete außerhalb der Vier Gohe werden allerdings nicht mehr zum Umland, sondern zum »Hinterland« Bremens gezählt, das zusammen mit dem Umland den »Nahmarkt« der Stadt bildet. Der Nahmarkt wird durch die Verbreitung der Bremer Mark als Währung seit Ende des 14. Jahrhunderts bestimmt, die sich – anders als zuvor die Bremer Silbermark – auf ein engeres Wirtschaftsgebiet beschränkte. Als Verbreitungsgebiet wird der Bereich von Hoya – Wildeshausen – Westerstede – Käseburg links der Weser und Oberneuland – Teufelsmoor – Wersabe rechts der Weser ermittelt (Abb. 102, S. 108). Er schließt den Oldenburger Nahmarkt und die Einzugsgebiete der Klöster Osterholz und Lilienthal ein, nicht aber die Gebiete von Lehe an der Geestemündung und Bederkesa, die territorial zu Bremen gehörten, und auch nicht den Einzugsbereich von Verden. In Verden war im 14. Jahrhundert die Bremer Mark noch vorherrschend, im 15. Jahrhundert scheint jedoch lübisches Geld bevorzugt worden zu sein; hier ist mit dem Fortschreiten der Publikation des Urkundenbuchs der Bischöfe von Verden mehr Klarheit zu erwarten.

Der »Einzugsbereich« Bremens ging dagegen darüber hinaus bis an die Grenzen der Einzugsbereiche benachbarter Zentralorte höherer Ordnung, nämlich Hamburg, Braunschweig, Hannover, Minden und Osnabrück. In Ostfriesland überschneiden sich die Interessen Bremens mit denen Münsters, Osnabrücks, Hamburgs und Groningens. Als Indikator wird die Bremer Silbermark herangezogen, der indessen nur von ca. 1250 – ca. 1350 zu verwenden ist. Die Karte (Abb. 21, S. 178) zeigt die Verbreitung der Bremer Silbermark als Oberwährung im Dreieck Celle – Minden – Oldenburg mit vereinzelten Nachweisen bis Emden im Westen, Lüneburg im Osten und Hildesheim im Süden. Wichtig für den Einzugsbereich über die Zeit des Gebrauchs der Bremer Silbermark hinaus waren offenbar die Schifffahrtsstraßen auf Weser, Aller und Leine.

Die genannten Indikatoren sind nicht die einzigen, die zur Bestimmung der Wirtschaftsräume herangezogen werden, aber die wichtigsten. Sie zeigen, dass die Abgrenzung im Mittelalter nicht stabil zu ziehen ist, sondern im Laufe der Jahrhunderte schwankte, das gilt auch für den Fernhandel Bremens.

Die im 13. Jahrhundert ausgeprägten Anzeichen für den Handel mit Skandinavien, den Ostseestaaten und England nehmen im 14. Jahrhundert ab, der Verkehr mit Bergen in Norwegen geht eingeschränkt weiter, der Handel mit Schottland und Flandern erreicht keinen großen Umfang, der Getreidehandel mit Holland wächst im 14./15. Jahrhundert, der nordeuropäische Fernhandel wird im 15. Jahrhundert auf Island und die Shetland-Inseln ausgeweitet. Vor dem Hintergrund des hansischen Handels insgesamt erhalten die Bremer Kaufleute das Zeugnis einer zahlenmäßig geringen Präsenz im Nord- und Ostseeraum: »Die Bremer hingegen waren anscheinend überall und nirgends!« (S. 231) und »Bremen war im Mittelalter ein

sehr wichtiges regionales Zentrum, das als Umschlagplatz von Binnenschifffahrt zum Seeverkehr über die Weser West- und Südostniedersachsen mit dem Nordseeraum verband«, aber »... im nordwestdeutschen Handelssystem, das geprägt war vom Ost-West-Transit, konnte die Weserstadt nur eine untergeordnete Rolle spielen« (S. 233). So werden z.B. in den Listen der Hansekaufleute in den Brügger Stadtrechnungen 1360 bis 1390 von knapp 400 identifizierten Personen nur zwei mit Sicherheit Bremen zugewiesen. Diese Zahl erscheint allerdings zu niedrig gegriffen: So tragen von sieben weiteren Personen, die möglicherweise aus Bremen kommen (S. 225), sechs bremische Namen und auch unter den 620 nicht identifizierten Kaufleuten mag noch der eine oder andere Bremer sein. Nachteilig für die Forschung macht sich hier bemerkbar, dass mittelalterliche Zollregister und Kaufmannsbücher aus Bremen nicht erhalten sind und dass personengeschichtliche Quellen, voran das Bürgerbuch seit 1289, großenteils noch unveröffentlicht sind.

Interessant sind die Konsequenzen, die der Verf. aus den Raum- und Wirtschaftsinteressen zieht. Der immer stärker auf Autonomie bis hin zur Reichsfreiheit bedachte Rat, der bei aller »Vollmächtigkeit« und trotz mancher Konflikte mit der Gemeinde doch zur »konsensgestützten Herrschaft« gerechnet wird (S. 249), verfolgte eine von den Wirtschaftsinteressen der Stadt diktierte konsequente Außenpolitik. Das Umland wurde verkehrsmäßig erschlossen, durch Landwehren und Warten geschützt und territorial einbezogen, der ministeriale Adel des Erzbischofs aus der Stadt verdrängt. Der Schlachtehafen wurde ausgebaut, der Burgenbau an der Weser verhindert, die Schifffahrt auf der Unterweser durch Verträge mit den Anliegern gesichert. Seit Mitte des 14. Jahrhunderts verfolgte der Rat eine offensive Burgen- und Territorialpolitik bis hin zur Errichtung der Friedeburg an der Unterweser, die jedoch nach der Eroberung durch friesische Häuptlinge aufgegeben werden musste. Durch diese und die Oldenburger Grafen in die Defensive gedrängt, gelang es der Stadt dennoch im 15. Jahrhundert den Territorialbesitz rechts der Weser zu halten und die Schifffahrtsverbindung zur Nordsee abzusichern. Im Hinblick auf den Fernhandel hat Bremen dagegen nach Ansicht des Verf. »keineswegs eine kontinuierliche Politik mit langfristigen Zielen« betrieben (S. 338), hier habe es »meistens nur, nachdem Bürger der Stadt zu Schaden gekommen waren« interveniert. Die Differenzen Bremens mit den hansischen Ostseestädten werden nicht als »Eigensinn« ausgelegt – hierin liegt ein wesentlicher Fortschritt der Arbeit –, sondern auf unterschiedliche Wirtschaftsinteressen zurückgeführt. Dennoch legte Bremen auf die Teilhabe an den hansischen Privilegien im Ausland großen Wert und nahm dafür 1358 auch nachteilige Bedingungen für die Aufnahme in die sich formierende Städtehanse in Kauf. Aber erst seit den 40er Jahren des 15. Jahrhunderts zeigte Bremen aktives Interesse am Besuch der Hansetage und der Teilnahme an den »Tohopesaten« (Bündnissen) der Hanse, was mit den verhandelten Themen und der Bedrohung des Bremer Handels durch den Grafen von Oldenburg begründet wird.

Doch lässt sich das Verhältnis Bremens zur Hanse nicht aus ökonomischen Interessen allein erklären. Gemessen an seiner Präsenz in den Hansekontoren hätte es sich mit einer bescheideneren Rolle begnügen können. Dennoch bestand Bremen Ende des 14. Jahrhunderts für die Sitzordnung auf den Hansetagen mit Erfolg auf dem dritten Rang nach Lübeck und Köln und vor Hamburg. Die Bremer Chronik gibt dafür die Begründung: Bremen gebühre als erzbischöflicher Metropole der Vorrang vor Hamburg. Trotz aller Emanzipationsbestrebungen leitete der Bremer Rat aus der kirchlichen Zentralität Bremens einen Vorrang unter den Hansestädten ab. Mit dem gesteigerten Selbstbewusstsein der Stadt ist letztlich auch der riskante Seekrieg, den die Stadt seit 1442 mit Holland und Flandern wegen Schadenersatzforderungen praktisch allein führte, zu erklären. Allerdings dürften dabei auch

stärkere Interessen der Bremer Fernhandelskaufleute im Spiel gewesen sein, als die raren handelsgeschichtlichen Quellen erwarten lassen. Nach dem erfolgreichen Friedensschluss mit dem Herzog von Burgund war Bremens Ansehen in der Hanse gewachsen. 1449 und 1450 fanden Hansetage in Bremen statt.

Die Untersuchung bricht um 1500 ab. Das ist schade, denn im 16. Jahrhundert setzen Quellen ein, die Bremens verstärkte Teilnahme nicht nur am Nord-Süd-, sondern auch am Ost-West-Handel zeigen, insbesondere mit Westfriesland und Holland. Die Nahmarkts- und Fernhandelsbeziehungen entwickelten sich, wie man der Arbeit auch entnehmen kann, nicht linear, sondern teils expansiv, teils regressiv.

Der Verf. regt zum Schluss an, nicht nur einzelne Städte, sondern auch regionale Städtegruppen auf ihre Zentralität hin zu untersuchen »oder – im Idealfall – den gesamten hansischen Raum« und »die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Politik zu verfolgen« (S. 379). Bis dahin sind aber noch viele Einzeluntersuchungen nötig, für die der Verf. ein gutes Beispiel gegeben hat.

Adolf E. Hofmeister

Höing, Huber (Bearb.): Übersicht über die Bestände des Niedersächsischen Staatsarchivs Bückeburg (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Band 57). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004. 312 S.

Vorgänger der vorliegenden Beständeübersicht ist das Verzeichnis von Franz Engel über die Schaumburg-Lippischen Archive und zentralen Registraturen.[1] Die seinerzeit noch im Staatsarchiv Hannover lagernden Bestände wurden in das 1961 neugegründete Staatsarchiv Bückeburg unter der Leitung von Franz Engel überführt. Zwischen den beiden Beständeübersichten liegt also ein beachtlicher Zeitraum von fast 50 Jahren. Mit der steigenden Anzahl von Beständen modernen Behördenschriftguts, aber auch durch vermehrte Erschließungsarbeiten ist eine überarbeitete Beständeübersicht seit Jahren ein dringendes Desiderat gewesen, dem nun endlich Abhilfe geschaffen wurde. Dem Internetauftritt des Staatsarchivs Bückeburg ist zu entnehmen, dass das Archiv seit dem 1. Februar 1978 für die niedersächsischen Landesbehörden im Landkreis Schaumburg zuständig ist; ausgenommen davon sind die obersten Landesbehörden und die zentralen Fachbehörden. Das Staatsarchiv in Bückeburg ist auch für die Vorgänger des Landkreises Schaumburg zuständig, der 1977 im Rahmen der niedersächsischen Kreisreform durch die Zusammenlegung der Landkreise Schaumburg-Lippe und Grafschaft Schaumburg entstand. Durch die Kreisreform wurden die Gebietsteile politisch wieder zusammengeführt, die im Mittelalter die (alte) Grafschaft Schaumburg ausgemacht hatten.

Der erste Abschnitt der Beständeübersicht nach dem Vorwort widmet sich der Archivgeschichte. In erfreulich knapper Form werden die entscheidenden Etappen der Geschichte der Grafschaft Schaumburg in ihrer Bedeutung für den Verbleib der Überlieferung und die Bestandsgliederung des Staatsarchivs Bückeburg dargestellt. Sinnvoll wäre an dieser Stelle eine historische Karte gewesen, die das zuvor Gelesene grafisch zusammenfasst. Im Anschluss daran findet sich eine Auswahlbiografie mit den wichtigsten Werken aus den Bereichen Bibliografie, Archivinventare, Verwaltungsgeschichte, Quelleneditionen und personengeschichtliche Verzeichnisse.

1 Engel, Franz: Die Schaumburg-Lippischen Archive und zentralen Registraturen: ihre Geschichte und ihr Inhalt. Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung; 4, Göttingen, 1955.

Die nun folgende Übersicht über die Archivbestände bietet einen Überblick über die Archivbestände in alphanumerischer Ordnung der Bestandssignaturen. Eine zweite Übersicht erlaubt den geläufigeren Zugang zu den Beständen über die folgende Sachgruppeneinteilung: 1. Urkunden, 2. Allgemeine Verwaltung, Verschiedenes, 3. Lehen, Landtag, Stände, 4. Militär, 5. Justiz, 6. Polizei, 7. Landwirtschaft, Domänen und Forsten, 8. Handel, Gewerbe, Wirtschaft und Industrie, 9. Steuern, Kataster und Vermessung, 10. Verkehr und Post, 11. Hochbau, Wegebau und Wasserbau, 12. Kultur, Bildung, Jugend, 13. Kirchen und Religionsgemeinschaften, 14. Soziales, 15. Medizin, 16. Finanz- und Rechnungswesen, 17. Nachlässe, Sammlungen einzelner Personen, Gruppen und Vereine, 18. Kommunalarchive, 19. Gutsarchive, Adelsarchive, 20. Genealogische Quellen.

Auffällig bei der Übersicht nach Sachgruppen ist die offensichtliche Ausrichtung nach Benutzerinteressen. Von der üblichen Einteilung der Bestände nach amtlichem Unterlagen mit anschließender Unterteilung nach Sachgruppen, nichtamtlichen Unterlagen und Sammlungen wurde – obgleich die Tektonik des Archivs offensichtlich eine andere ist – ganz Abstand genommen. Es ist ungewöhnlich, dass diese Sachgruppenunterteilung für den gesamten Archivbestand gilt. Das bedeutet, dass die nichtamtliche Überlieferung wie die Nachlässe, die Bestände von Firmen, Verbänden usw. sowie die Sammlungen ebenfalls in diese Sachgruppen fallen. Ganz wie in einem Bibliothekskatalog sind Mehrfachnennungen an unterschiedlichen Systematikstellen möglich. »Sammelsachgruppen« sind z. B. die Sachgruppe 17, in der die bereits in den vorherigen Sachgruppen erwähnten Nachlässe noch einmal zusammen aufgeführt sind, oder auch die Sachgruppe 20, in der die für die Familienforschung relevanten Quellen herausgefiltert wurden. Für ungeübte Archivbenutzer mag dies ein vereinfachter Zugang zu archivischen Informationen sein. Es wäre jedoch hilfreich, wenn eine weitere Übersicht beigefügt würde, die die Tektonik des Archivs wiederspiegelt, die jetzt nur dem Inhaltsverzeichnis in übersichtlicher Form zu entnehmen ist. Nützlich wäre die Übersicht an dieser Stelle zudem (eventuell auch herausklappbar), da die folgende Beschreibung der Bestände wieder der Archivtektonik folgt und man auf diese Weise die Übersicht noch besser nutzen könnte. Für die Beschreibung der Archivbestände sind folgende Angaben gewählt worden: Bestandskürzel, Bestandsbezeichnung, Laufzeit, Umfang, Erschließungszustand, Behördengeschichte, Gliederung, Literatur und verwandte Bestände. Leider ist vergessen worden, einen Abschnitt mit Benutzungshinweisen voranzustellen. So muss man auf eine Erläuterung der Archivtektonik und des Erfassungsschemas für die Archivbestände sowie auf Angaben zur allgemeinen Verfahrensweise bei der Bestandsbildung und -abgrenzung schmerzlich verzichten.

Die Beschreibungen sind sehr übersichtlich und die Angabe der Bestandsgliederung gibt bereits einen ersten Hinweis auf mögliche Inhalte. Beeindruckend ist die Zahl der Bestände staatlicher Provenienzen, die bereits verzeichnet sind und zum großen Teil elektronisch vorliegen.

Ein Index der Orte und Personen sowie ausgewählter Wörter und Sachen runden den guten Gesamteindruck der Beständeübersicht ab. Erfreulicherweise sind deutlich der Nutzen, aber auch die Grenzen eines solchen Registers bei der Archivrecherche erwähnt. Allerdings könnten der besseren Übersichtlichkeit wegen die Haupttrefferstellen im Fettdruck hervorgehoben und die Seitenzahlen durch Kommata getrennt werden. Insgesamt ist die Beständeübersicht ein nützliches Instrument für die historische Forschung und ein interessanter Versuch, eine Beständeübersicht benutzerorientiert zu erstellen.

Brigitta Nimz

Isensee, Klaus: Die Region Stade in westfälisch-französischer Zeit 1810 – 1813. Studien zum napoleonischen Herrschaftssystem unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Stade und des Fleckens Harsefeld (Einzelschriften des Stader Geschichts- und Heimatvereins. Band 33). Stade: Geschichts- und Heimatverein 2003. 266 S.

Die allgemein gute Quellenlage erlaubt es, für jedes napoleonische Arrondissement im Rahmen des Generalgouvernements der Hanseatischen Departements (1811 – 1814) eine regional- und lokalhistorische (um den jeweiligen Arrondissementshauptort herum angelegte) Studie vorzulegen, und das ist auch ein lohnendes Unterfangen: Die spezifische Quellenlage ist von Arrondissement zu Arrondissement unterschiedlich, und wenn ein flächendeckendes historiographisches Netz angelegt wird, ergibt sich insgesamt ein erfreulich dichtes Bild von der »Franzosenzeit« in Norddeutschland. Mit der Arbeit von Klaus Isensee, einer jetzt veröffentlichten Dissertation von 1991, kann sich Stade neben Hamburg, Lübeck und Lüneburg durchaus sehen lassen. Lübeck zehrt in dieser Hinsicht noch von älteren Arbeiten, über Lüneburg gibt es eine neuere, aber in ihren Vorzügen auf einige Feststellungen zum Steuersystem des Empire weitgehend begrenzte Dissertation (Barbara Ernst), über Hamburg die materialreiche Untersuchung von Burkhard Schmidt.

Isensees Arbeit hat ihre Verdienste im Bereich der Regional- und Lokalhistorie Stades und Harsefelds. Die örtlich vorfindbaren Quellen sind gut lesbar präsentiert und in den Ablauf des Okkupationskomplexes eingeordnet worden. Wichtige Ereignisse hat der Verfasser in nennenswerter Zahl dabei nicht ermitteln können, aber die grundsätzlich bekannten Schritte der Einrichtung der westphälischen und der französischen Behörden sind mit einem angemessenen, manchmal vielleicht etwas überstrapazierten Lokalkolorit dargeboten worden. Die Details aus dem Zusammenhang »Konskription« sind zahlreich, aber generell kaum jemandem noch neu. Aufstellungen über die napoleonischen Dotationen, über die Maires in den einzelnen Communes, über die Militärdienstpflichtigen in den einzelnen Kantonen sind ebenso wertvoll wie die (z. T. in ihrem Wert bei weitem nicht erkannten) Bestandteile des Kartenanhangs und die zahlreichen biographischen Angaben zu einzelnen französischen Staatsratsauditoren (vor allem zum Stader Unterpräfekten David) und zu einzelnen Maires vor allem in Stade selbst. Das Zeitungsverzeichnis zeigt einige interessante Titel aus der Napoleonzeit.

Ob es sich hier ebenfalls – wie im Untertitel angekündigt – um »Studien zum napoleonischen Herrschaftssystem« handelt, ist eine andere Frage. Hier scheint es doch eher so, als ob – gewiß in sinnvoller Weise – den lokalhistorischen Erkenntnissen die üblichen Hinweise auf den Ablauf der Satellitisierungs- und Okkupationsvorgänge aus der gängigen Literatur auf dem Stand von 1990 vorangestellt wären. Die theoretischen Überlegungen (zu Modernisierung etc.) bleiben in den Anfängen stecken. Der Verfasser hätte vielleicht statt dessen doch eher die lokalhistorischen Bereiche beackern sollen, die er selbst bedauert hat, nicht intensiver dargestellt zu haben: »Steuer- und Gerichtsverfassung«, »Vertretungskörperschaften und Wahlkollegien«, »ländliche Sozialverfassung«. Der Rezensent hat auch aus eigenen Recherchen bereits den Eindruck gewonnen, daß in den Stader Archiven einiges über die Anfänge der Entfeudalisierung zu finden ist. Ebenso wie in Hamburg, Lübeck und Lüneburg haben die Menschen im Arrondissement Stade Ende 1812 an Kantonalwahlen teilgenommen. In diesen Richtungen dürften sich Recherchen, die sich an Isensee anschließen, noch lohnen, aber wohl auch zur Person des Unterpräfekten David. Die Pariser Quellen sind von Isensee ja nur ganz marginal berücksichtigt worden. – Isensees ansprechend gestaltetes Buch ist durch ein Personenregister erschlossen.

Helmut Stubbe da Luz

Koster, Peter: Chronik der Kaiserlichen Freien Reichs- und Hansestadt Bremen. 1600–1700. Bearbeitet und herausgegeben von Hartmut Müller. Bremen: Temmen 2004. 508 S.

Die bremische Historiografie des Mittelalters und der Frühen Neuzeit lässt sich auf einige herausragende Fixpunkte reduzieren. Für das Mittelalter sind dies die *Gesta* des Adam von Bremen, die Chronik von Rynesberch / Schene / Hemeling und die darauf aufbauende (lateinische) Chronik Heinrich Wolters'; die unter der Verfasserschaft des Arndt Sparenberch bekannte Chronikfamilie bildet eine Brücke zur nachreformatorischen Zeit, zugleich vollzog sich der Übergang von der erzbischöflichen zur städtischen Geschichtsschreibung. Wesentliche Quelle für das 16. Jahrhundert ist das Werk Johann Renners (um 1525–1583): obgleich traditionell an der Chronologie der Erzbischöfe orientiert und für die frühere Zeit eklektisch, bietet Renner für das 16. Jahrhundert wichtige Einblicke z. B. in den Ablauf der Reformation, in die Hardenbergischen Unruhen und in die Orientierung Bremens hin zum Reformiertentum. Weniger ergiebig ist seine Chronik indes für Ereignisse jenseits des politisch-konfessionellen Umfeldes. Lässt man den im Wesentlichen panegyrisch-apologetischen Charakter tragenden Text zum gedruckten *Chronicon* Wilhelm Dilichs beiseite, so kann die Bedeutung, die Renner für das 16. Jahrhundert zukommt, für das 17. Jahrhundert der Chronik Peter Kosters (1640–1711) zugesprochen werden, die nun erstmals in einer allgemein zugänglichen Ausgabe vorgelegt wird. Dafür sei bereits an dieser Stelle sowohl dem Herausgeber als auch dem Verlag gedankt!

In der Tat ist die Verfügbarkeit der aufgeführten Quellen bisher sehr unterschiedlich ausgeprägt gewesen. Adam von Bremens *Gesta* kommt dabei aufgrund ihrer überragenden Rolle in der Geschichtsschreibung des deutschen Mittelalters ohnehin hinsichtlich der kritischen Editionen, Kommentare und Übersetzungen (zuletzt in Englisch 2004) eine Sonderrolle zu, die Chronik von Rynesberch / Schene / Hemeling liegt seit 1968 in einer Edition vor. Dann tut sich eine deutliche Lücke auf: Weder das Werk von Wolters noch das unter der Verfasserschaft von Sparenberch firmierende sind (sieht man vom Druck der Wolterschen Chronik im Jahre 1688[!] ab) bisher bequem zugänglich. Dies galt bislang ebenso für die zentralen Chroniken von Renner und Koster, derer sich im Übrigen alle übergreifenden Darstellungen der bremischen Geschichte (von Bippen, Schwarzwälder) mehr oder minder ausgiebig bedienten (freilich ohne dies immer namhaft zu machen!). Die nun vorliegende Ausgabe schließt die schmerzliche Lücke für das 17. Jahrhundert. Für das Reformationsjahrhundert liegt seit 1995 eine wissenschaftliche Transkription der Rennerschen Chronik in zwei Bänden nach dem Autografen in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen durch Liselotte Klink vor. Jedoch ist diese am Buchmarkt nicht verfügbar, da sie nur in einer limitierten universitätsinternen Publikation ohne Mitwirkung eines Verlages veröffentlicht wurde.

Als Konsequenz sollte die Bearbeitung von bremischen Geschichtsquellen der Neuzeit intensiviert werden – hierzu kann die Kostersche Chronik als ein erstes Beispiel dienen. Ihr sollten zumindest was die Chroniken anbetrifft, bald auch diejenigen von Sparenberch und Renner in modernen und zugänglichen Editionen folgen.

Zurück zur Ausgabe des Jahres 2004. Hartmut Müller folgt dabei dem Original, das sich im Staatsarchiv Bremen befindet und dessen Geschichte beispielhaft das Schicksal wichtiger Bestände im Archiv und in der damaligen Staatsbibliothek Bremen (seit 1938: Bibliothek der Hansestadt Bremen) spiegelt. Aufgrund der schweren alliierten Bombenangriffe auf Bremen in ein Salzbergwerk bei Bernburg an der Saale ausgelagert, fiel es 1945 sowjetischen Truppen in die Hände. Bis zur Restitution

durch die vormalige UdSSR im Oktober 1990 im Zuge einer allgemeinen Rückgabeaktion verblieben nur Abschriften als Quellengrundlage. Eine Beschränkung auf das Original als Grundlage der Ausgabe erscheint in Anbetracht von lediglich noch zwei existierenden Abschriften legitim. Im Gegensatz zur Rennerschen Chronik hat Koster keine Fortführungen und Veränderungen erfahren. Bei einer möglichen zukünftigen Ausgabe der Rennerschen Chronik wäre indes zu überlegen, ob man es auch hier bei einer bloßen Transkription des Originals belassen dürfte. Zum einen ist der Text vom Sprachstand her für den heutigen Leser kaum ohne weiteres zu verstehen, sodass zumindest eine Übersetzung beigefügt werden müsste. Zum anderen hat der Text zahlreiche Fortführungen und in Abschriften auch inhaltliche Veränderungen erfahren, wie Susanne Rau zuletzt (2002) an Beispielen gezeigt hat. Hartmut Müller geht es um die Lesbarkeit für den heutigen Leser, einen Leser, der eben auch jenseits des Fachpublikums anzusiedeln ist. Das rechtfertigt die Eingriffe in Orthografie und Interpunktion, so kritisch man ihnen auch sonst im Rahmen einer Quellenedition gegenüberstehen mag.

Das Resultat ist beeindruckend, optisch wie inhaltlich. Zum besonderen Rang des Kosterschen Werkes unter den Quellen zur bremischen Chronistik hat nicht unwesentlich beigetragen, dass Peter Koster sein Werk mit zahlreichen Aquarellen, Porträts, Zeichnungen und Karten versehen hat. Glücklicherweise hat man bei der Herausgabe der Chronik entschieden, alle Abbildungen des Originals in die Edition in Farbe zu übernehmen. Koster ist der Chronist des vermeintlich ›Goldenen Zeitalters‹ der bremischen Geschichte, das freilich bei der Lektüre der Quelle manches von seiner Aura einbüßt. Natürlich bedeutete das 17. Jahrhundert die juristische Anerkennung der bremischen Unabhängigkeit, aber es bedeutete auch die zweimaligen militärischen Auseinandersetzungen mit der seit 1648 nunmehrigen Territorialmacht Schweden und den existenzbedrohenden Konflikt mit Oldenburg um den Weserzoll – Ereignisse, denen Koster, unter Unterbrechung der chronologischen Vorgehensweise, breiten Raum zugestand. Wie seine Protagonisten, so sah auch Koster in der bremischen Unabhängigkeit einen Wert *per se*, den es zu behaupten galt. Die innerstädtische *concordia*, lange Voraussetzung für diese Selbstbehauptung, begann zum Ende des 17. Jahrhundert zu bröckeln; ebenso sank die Wirtschaftskraft der Stadt allmählich, aber spürbar – von beidem legt die Chronik Zeugnis ab. Im Unterschied etwa zu Renner, offenbarte Koster ein in Teilen anderes Geschichtsverständnis. Er verstand sich als Chronist im weitesten Sinne. Neben den politischen, militärischen und konfessionellen Ereignissen verzeichnete er Alltägliches und Außergewöhnliches und projizierte so ein plastisches, umfassendes Bild der bremischen Geschichte. In manchen Zügen erinnert er an die zeitgenössischen Zeitungen, die jenseits der politischen Nachrichten stets einen Blick auf das Außergewöhnliche richteten. Der Leser der Kosterschen Chronik kann sich ihr wissenschaftlich orientiert oder delektierend nähern (im Idealfall natürlich beides vereint!), wird aber stets einen Zugang und eine wichtige Informationsquelle zur bremischen Geschichte finden. Welcher rezente Autor wird dies von einem seiner Werke behaupten können!

Thomas Elsmann

Arend Mindermann (Bearb.): Urkundenbuch der Bischöfe und des Domkapitels von Verden (Verdener Urkundenbuch, 1. Abteilung). Bd. 2. 1300 – 1380 (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden. Bd. 21, zugl. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. Bd. 220). Stade: Landschaftsverband 2004. LXVIII und 1230 S.

Der zweite Band dieses Urkundenbuches, dessen erster Band 2001 erschien (vgl. BremJb 81, 2002, S. 249ff.), erfüllt nicht nur alle Erwartungen, die nach der Ankündigung im ersten Band auf ihm ruhten, sondern er übertrifft sie noch. Im 14. Jahrhundert, in dem die Überlieferung immer dichter und vielseitiger wird, weiterhin möglichst vollständig alle Quellen zu den Bischöfen und zum Domkapitel und den Domherren in Verden in den gedruckten und ungedruckten Traditionsquellen aufzuspüren, ist ein sehr hoher Anspruch. Er wird von dem Bearbeiter bravourös eingelöst. Die Fülle der Dokumente übertraf die Vorausschätzung, so dass der zweite Band, um seinen Umfang nicht zu sprengen, nur 80 statt der geplanten ca. 100 Jahre enthält. Quellen aus über 50 Archiven und Bibliotheken wurden herangezogen, die Abhängigkeiten von Abschriften, Regesten und Drucken geklärt und im Ergebnis über 1090 Nummern aus der Amtszeit von sieben Verdener Bischöfen zusammengestellt. Am ergiebigsten erwiesen sich erwartungsgemäß die Staatsarchive in Hannover, Stade und Magdeburg und das Stadtarchiv Lüneburg, die aber bereits für die Amtszeit des Bischofs Nikolaus Ketelhodt (1312 – 1331) zahlenmäßig überflügelt werden von der Überlieferung im Vatikanischen Archiv in Rom. Auch in scheinbar für das Thema abgelegenen Archiven wie in Erfurt, Koblenz, Stuttgart, Kopenhagen und Bordeaux fanden sich beachtenswerte Verdener Bezüge.

Die Urkunden, verstanden im weiteren Sinne (eingeschlossen sind auch Briefe, Register- und Nekrologeinträge sowie Nachrichten in Chroniken), sind durch ausführliche Regesten und erläuternde Anmerkungen erschlossen. Ein großer Teil der Urkunden wird auch im lateinischen oder mittelniederdeutschen Volltext geboten, und zwar nicht nur die Urkunden des Provenienzbestandes Domstift Verden im Staatsarchiv Stade und die diesem zuzuordnenden Stücke in Hannover und Stade. Die stark formelhafte Registerüberlieferung des Vatikanischen Archivs wird verständlicherweise in der Regel als Regest geboten. Der Herkunft der Überlieferung ist für jedes Stück in akribischer Detektivarbeit nachgegangen, wie den Nachweisen und dem Quellen- und Literaturverzeichnis (S. XV - LVIII) zu entnehmen ist. Beigegeben sind Siegelabbildungen für die Verdener Bischöfe und das Domkapitel (S. 1103 - 1115), ein Index der Orts- und Personennamen und ein Index ausgewählter Sachen.

Das Urkundenbuch enthält alle Erwähnungen der Bischöfe, des Domkapitels von Verden und der einzelnen Verdener Domherren. Es handelt sich also um kein regionales Urkundenbuch des Stiftes oder gar des Bistums Verden. Die Stadt Verden, insbesondere das bischöfliche Süderende, kommt vielfach vor, doch bleiben Urkunden, die nur die Stadt und ihre Bürger betreffen, einer besonderen Abteilung des »Verdener Urkundenbuches« vorbehalten. Entsprechendes gilt für die Urkunden des Verdener Andreasstiftes. Aufgrund der Ausdehnung des Bistums Verdens im Mittelalter sind über das Stift Verden hinaus große Teile Niedersachsens und Sachsen-Anhalts, u. a. Buxtehude, Lüneburg, Uelzen, Salzwedel, betroffen.

Auch Bezüge zu Bremen sind nicht selten. Soweit die Erzbischöfe von Bremen erwähnt sind, finden sich die Nachweise bis 1344 bereits in den Regesten der Erzbischöfe von Bremen. Neu sind einige Belege für Bremer Geistliche und Pfründen aus den päpstlichen Registern. Für 1349 – 1377 enthält das Urkundenbuch elf Stücke

zu den Bremer Erzbischöfen, davon drei von ihnen ausgestellte Urkunden. Weitere Urkunden betreffen das Bremer Domkapitel und einzelne Bremer Geistliche. Unbekannt war bisher eine Urkunde der Familie Mule von 1370, die der Bremer Rat besiegelte (Nr. 924). Eine weitere bisher ungedruckte Urkunde von 1370 betrifft eine Verpfändung von Land in Lüssum und Lobbendorf (Nr. 917), die sich im Urkundenbestand Domstift Verden befindet. Interessant sind auch die zahlreichen Erwähnungen der Bremer Münze mit Belegen von 1305 bis 1378 (siehe den Index).

Der umfangreiche Band enthält einige, meist geringfügige Druckfehler – auch in den Indices –, die aber den günstigen Gesamteindruck nicht mindern. Die Nr. 64 gehört aufgrund des Weihnachtsstils im Bistum Verden zum Jahre 1306 statt zu 1307, die Nr. 98 zu 1310 statt zu 1311. Nicht geglückt scheint mir der Versuch, drei Stücke aus der sog. Lilienthaler Briefsammlung (im Staatsarchiv Bremen) Bischof Friedrich von Boizenburg (1300 – 1312) zuzuordnen: Die datierbaren Stücke der Sammlung stammen aus den 70er und 80er Jahren des 13. Jahrhunderts; der Brief an einen Verdener Bischof wegen Übergriffen Rotenburger Knappen auf ein Vorwerk des Klosters Lilienthal (wahrscheinlich Luhne) (Nr. 1) ist folglich Bischof Konrad (1269–1300) zuzuweisen. Die Briefe eines Bischofs F. und seines Domkapitels (Nr. 4 und 5) dürften sich auf das Bistum Dorpat beziehen, dessen Bischof Friedrich von Haseldorf (1268–1290) aus der Bremer Ministerialität stammte.

Insgesamt bietet das Urkundenbuch eine ideale Grundlage für einen Historiker der Geschichte der Bischöfe und des Domkapitels von Verden, von der auch die örtliche Geschichte innerhalb des gesamten Bistums und in den benachbarten Regionen profitiert. Es bleibt zu hoffen, dass auch der dritte Band, der die Aufarbeitung der Überlieferung bis weit in das 15. Jahrhundert hinein fortsetzen soll, so zügig erscheinen kann wie die beiden ersten Bände.

Adolf E. Hofmeister

Pabel, Reinhold: Alte Hamburger Straßennamen. Bremen: Temmen, 2. Aufl. 2004.
Porsch, Monika: Bremer Straßenlexikon – Gesamtausgabe. Bremen: Schünemann 2003.

Straßennamen spiegeln Stadtgeschichte. Sie können auf ehemalige Anwohner oder Eigentümer verweisen, auf Ereignisse, auf örtliche Gegebenheiten, auf sich dort ansiedelnde Handwerker oder Gewerbetreibende. Straßen können benannt sein nach berühmten Persönlichkeiten, besonderen Bauwerken oder nach ihrem Zustand – bestes Beispiel dafür ist die Bremer »vulestrate« (Faulenstraße). Dementsprechend kann die Deutung von Straßennamen wichtige Aufschlüsse über die Geschichte einer Stadt ergeben.

Die Untersuchung der Straßennamen ist bisher jedoch eher ein Stiefkind der Stadtgeschichtsforschung geblieben. Das mag daran liegen, dass die Erklärung von Namen oftmals an Grenzen stößt, weil ihre Vergabe bis weit in die Neuzeit hinein unsystematisch erfolgte. Daher bleiben die Hintergründe der Namensgebung oftmals im Dunkeln, der Versuch der Entschlüsselung ist manchmal mühselig und nicht immer von Erfolg gekrönt. Mancher Stadtgeschichtsforscher wird vor einem derart umfangreichen Unterfangen wie der Untersuchung von Straßennamen einer ganzen Stadt zurückschrecken. Dennoch sind in den vergangenen Jahren einige Monographien erschienen, die sich diesem Thema widmen, unter anderem für die Städte Berlin, Köln, Ludwigslust oder Lüneburg. Auch für Bremen und Hamburg liegen nun entsprechende Werke von Monika Porsch und Reinhold Pabel vor.

Reinhold Pabel widmet sich auf insgesamt 292 Seiten der topographischen, etymologischen und historischen Erklärung von Hamburger Straßennamen. Er beschränkt seine Forschungen dabei auf die Straßen der Alt- und Neustadt sowie der Vorstädte St. Pauli und St. Georg. Im Gegensatz zu zwei anderen, im Jahr 1997 zum gleichen Thema erschienenen Abhandlungen von Horst Beckershaus und Christian Hanke nimmt er auch die Straßen auf, die heute nicht mehr im Stadtplan zu finden sind.

Trotz der sinnvollen Begrenzung des Forschungsgegenstandes erscheint die Fülle der zu untersuchenden Straßen äußerst beachtlich, zumal der Untersuchungszeitraum mehrere Jahrhunderte umfasst. Er reicht von der hochmittelalterlichen Stadtentwicklung bis hin zum Stadtbrand von 1842, der für die Bevölkerung verheerende Folgen hatte, ein neues Zeitalter der Infrastruktur innerhalb der Stadt einläutete und sich selbst im Stadtplan niederschlug: Die Flammen fraßen sich durch die gesamte Altstadt bis zu der heute noch sogenannten Straße »Brandsende«. In Einzelfällen wird die Betrachtung darüber hinaus bis zur Jahrhundertwende ausgedehnt.

Einleitend geht Pabel auf einzelne Aspekte der Entstehung von Straßennamen und auf ihre zuweilen schwierige Entschlüsselung ein. Aufgeführt und erklärt werden in der Einleitung auch bereits gängige Grundwörter, die in zahlreichen, übrigens nicht nur Hamburger Straßennamen vorkommen, so beispielsweise die »Twiete« (ein Verbindungsgang zwischen zwei Straßen) oder der »Kamp« (ein eingefriedetes, abgeteiltes Grundstück).

Die einzelnen Straßennamen werden in alphabetischer Reihenfolge von der »ABC-Straße« bis zur »Zollenbrücke« behandelt. Es stellt sich die Frage, ob dies eine sinnvolle Vorgehensweise ist, da die Straßen so aus ihrem infrastrukturellen Zusammenhang herausgerissen betrachtet werden. Hinweise auf die Ansiedlung von Handwerkszweigen in bestimmten Bereichen der Stadt oder auf die Entwicklung von Stadtteilen wie St. Pauli oder von Vierteln wie das neustädtische Gängeviertel lassen sich den Erklärungen nur am Rande entnehmen. Eine umfangreichere Betrachtung von Zusammenhängen hätte zwar vielleicht über das eigentliche Ziel des Autors hinaus geführt, jedoch wäre zumindest ein kurzer Überblick über die Entstehungsgeschichte der vier betrachteten Altstadtbereiche wünschenswert gewesen.

Bei der Lektüre fällt positiv auf, dass Pabel grundsätzlich die verschiedenen bisher geäußerten Erklärungen für den Straßennamen hinzuzieht und dabei wörtlich übernommene Passagen durch Kursivsetzung eindeutig kennzeichnet. Er fasst den jeweiligen Forschungsstand zusammen und zieht daraus äußerst umsichtig sein Fazit oder kann durch seine eingehende Betrachtung bestehende Thesen sogar verifizieren. Der Autor stellt fest, dass die Volksetymologie bei dem Versuch, bestimmte rätselhafte Namen zu erklären, häufig auf dem Holzweg gelandet sei. Dies weist er im Fall des »Kattrepels« eindrucksvoll nach: Er zeigt zehn verschiedene Deutungsversuche auf, die den Namen allerdings allesamt nicht zufrieden stellend entschlüsseln können. Die Bezeichnung »Krayenkamp« wurde lange Zeit glaubhaft dadurch erklärt, dass der dort liegende Pest-Begräbnisplatz bei St. Michaelis aufgrund der Ausdünstungen der Leichen scharenweise Krähen angezogen hätte. Namenspatron war jedoch nachweislich ein Grundstückspächter namens Hinrich Kraye, der sich dort um 1614 ansiedelte. Überhaupt kommt Pabel zu dem Schluss, dass bei umstrittenen Deutungen die Lösung oftmals in der Annahme einer Person als Namensgeber liege. Dies ist auch im Fall der »Brandstwiete« so, deren Name eben nicht auf ein Feuer, sondern auf mehrere Anwohner gleichen Namens zurückgeht. In vielen Fällen bleibt die genaue Bedeutung eines Straßennamens aufgrund der in Hamburg bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unsystematischen Benennung unklar.

Lobenswert zu erwähnen ist, dass die Untersuchung der einzelnen Namen trotz der gewählten alphabetischen Vorgehensweise nicht ermüdend wirkt. Zahlreiche Abbildungen und insbesondere die vielfach hinzugezogenen Anekdoten ergänzen die gründlichen Untersuchungen des Autors. Als Beispiele kurzweiliger, amüsanter Beschreibungen sei auf das Christinenpförtchen verwiesen, durch das die katholische Schwedenkönigin Christine im Jahr 1668 vor einer äußerst aufgebrachten Gruppe von Hamburger Bürgern fliehen musste, oder auf die verschiedenen Deutungsmöglichkeiten des Straßennamens Nobishaus / Nobiskrug / Nobistor mit einer bemerkenswerten Abbildung, einer Karikatur auf die Torsperrenpanik.

Zu bedauern ist, dass die genaue Lage der einzelnen Straßen zwar beschrieben wird, der Publikation aber kein Stadtplan beiliegt, in dem diese auch vor Augen geführt wird. Zwar ist auf beiden Vorsätzen jeweils der gleiche Ausschnitt des Plans »Hamburg während der Belagerung von 1813 bis 1814« in durchaus guter Qualität abgedruckt, auf diesem können aber nicht alle Straßen ausfindig gemacht werden. Für eine weitere Auflage wäre also die Aufnahme eines vielleicht vereinfachten, schematischen Stadtplans wünschenswert, der auf dem hinteren Vorsatz ausreichend Platz finden würde.

Eine wertvolle Ergänzung zu der Beschreibung der einzelnen Namen liefert Pabel im Anhang mit einem Verweisregister, in dem auch diejenigen Straßennamen aufgefunden werden können, die im Hauptteil nicht berücksichtigt sind. Dies betrifft etwa Straßen, die einen Namenswandel erfuhren. Als ebenso nützlich erweist sich das Verzeichnis lateinischer Straßennamen, leider sind hier allerdings nicht die Jahre der Erstnennung der Straßen in den Quellen vermerkt. Auch Quellenangaben wären aus der Sicht einer Historikerin wünschenswert gewesen – sie fehlen nicht nur im Register, sondern auch im Hauptteil des Buches.

Ein Blick in das Quellenverzeichnis (S. 283 - 290) weist nach, dass Reinhold Pabel sich überaus gründlich mit seinem Forschungsgegenstand beschäftigt hat. Außerdem bestätigt das Verzeichnis seinen einleitenden Verweis auf die Hinzuziehung ungewöhnlicher Publikationen, in denen man nicht unbedingt wesentliche Informationen zu den Straßennamen erwarten würde, so z. B. die Gesetzessammlung von Johann Klefeker aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts oder die Berichte von Reisenden verschiedener Nationen aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Unter dem Titel »Bremer Straßenlexikon – Gesamtausgabe« hat Monika Porsch im Jahr 2003 beim Verlag Schünemann schon die zweite Auflage der Gesamtausgabe ihres zwischen 1995 und 2000 in zwölf Einzelbänden erschienenen Nachschlagewerkes vorgelegt. Die erste Auflage erschien bereits 2001 wie die Einzelbände auch im Verlag Schmetterling – eine Angabe, die dem Impressum übrigens nicht entnommen werden kann.

In seinem Vorwort stellt Hans Koschnick fest, dass sich schon die Einzelbände, in denen die Straßennamen nach Stadtteilen untergliedert aufgenommen sind, als »informative und in der Alltagspraxis ausgesprochen nutzbare Nachschlagewerke« erwiesen hätten. Die vorliegende Gesamtausgabe sei darüber hinaus mehr als eine Zusammenfassung der Einzelbände, hebt Koschnick hervor.

Dieser Aussage muss leider in mehrfacher Hinsicht widersprochen werden. Zunächst sei jedoch der Aufbau der Einzelbände kurz skizziert: Darin informiert die Autorin einleitend über die Geschichte des jeweiligen Stadtteils, es folgen Auflistung und Erklärung der einzelnen Straßen in alphabetischer Reihenfolge, ergänzt durch Abbildungen von weniger bekannten Bauwerken Bremens. Die ersten drei Bände [Bd. 1 (1995): Altstadt, Bd. 2 (1995): Neustadt, Bd. 3 (1996): Ostertor und Hastedt] verfügen außerdem über entsprechende Ausschnitte aus der Deutschen

Grundkarte, auf denen zumindest ein Teil der behandelten Straßen ausfindig gemacht werden kann. Am Ende eines jeden Bandes werden die Straßennamen nach verschiedenen Rubriken sortiert aufgeführt, z.B. Straßen benannt nach »verdienstvollen Bremern«, »besonderen Merkmalen« etc. – eine gute Idee, die Porsch von Franz Buchenau übernommen hat. Außerdem enthält jeder Band kurze, informative Artikel über besondere Bauwerke. In dem Band über die Altstadt werden beispielsweise das Sparkassengebäude am Markt und die Stadtwaage genauer betrachtet, im Band über die Neustadt gibt es ein eigenes Kapitel über die Weserbrücken. Insgesamt gesehen bieten die Einzelbände zusätzlich zu der Erläuterung von Straßennamen auch Einblicke in Geschichte und Entwicklung des jeweiligen Stadtteils und in die dort vorzufindenden Besonderheiten – jeder für sich genommen ist sozusagen eine »runde Sache« und vermittelt insbesondere Neubremern Informationen über ihre Umgebung.

Einem Vergleich mit den Einzelbänden hält die Gesamtausgabe des Straßenlexikons leider nicht stand. Zu Beginn der Lektüre verwundert den Leser, dass jegliche Einleitung der Autorin fehlt. Offenbar wurde davon ausgegangen, dass der Titel des Buches eindeutig genug ist und keiner weiteren Erklärung bedarf. Daher beginnt die Autorin sogleich mit der Auflistung der einzelnen Straßennamen. Der erste Eintrag behandelt die »Aachener Straße«. Auf insgesamt 531 Seiten werden nun in alphabetischer Reihenfolge bis hin zur »Zwoller Straße« Straßennamen erläutert. In Relation zum Umfang der Einträge gesehen werden diese von nur einer Hand voll Abbildungen ergänzt, die ausschließlich Porträts von namengebenden Persönlichkeiten wie beispielsweise Franz Buchenau oder Ottilie Hoffmann zeigen.

Um es vorwegzunehmen: Die anfangs vermissten wichtigen Angaben zum Untersuchungsgegenstand und zur Herangehensweise finden sich erst im Nachwort von Monika Porsch. Sie spricht hierin die Straßennamen als Zeit- und Kulturdenkmale an und will mit ihrem Lexikon eine Grundlage liefern für die Beschäftigung mit der Geschichte von Straßennamen. Auch für weitere Generationen von Bewohnern »sollen die Namen der Straßen [...] ein Brückenschlag von der Vergangenheit in die Gegenwart« sein. Unerschrocken über den Umfang ihrer Arbeit behandelt die Autorin in der Gesamtausgabe nach eigener Aussage alle im Sommer 2003 vorhandenen Straßennamen.

Die einzelnen Namen werden mal mehr, mal weniger umfangreich erläutert. Dabei übernimmt Porsch die im Bremer Adressbuch angegebenen Informationen und ergänzt diese durch in der Literatur zu findende Erläuterungen. Über den Aussagewert einzelner Beschreibungen lässt sich streiten. So informiert die Autorin unter dem Eintrag »Apenrader Straße«, dass es in der namengebenden dänischen Stadt außer einem Landesarchiv und einer Landesbibliothek auch eine deutsche Schule gibt. Warum eine Bremer Straße im Jahr 1907 so benannt wurde, wird nicht erklärt.

Wenn bekannte Persönlichkeiten als Namenspatrone fungierten, besteht die Erläuterung jeweils aus einer Kurzbiographie, so werden beispielsweise unter dem Stichwort »Ludwig-Erhard-Straße« die wichtigsten Stationen im Leben des ehemaligen Bundeskanzlers genannt. Was bekannte Bremerinnen und Bremer betrifft, so sind die Lebensabrisse gekürzt und oftmals wörtlich der Bremischen Biographie entnommen (vgl. z. B. die Einträge »Gerhard-Rohlfs-Straße«, »Hauptmann-Böse-Weg« oder »Johann-Georg-Kohl-Straße« und die entsprechenden Artikel in der Bremischen Biographie des neunzehnten Jahrhunderts bzw. die Einträge »Auguste-Kirchhoff-Straße«, »Minna-Bahnson-Weg« oder »Koenenkampstraße« und die zugehörigen Artikel in der Bremischen Biographie 1912–1962).

Im Falle einiger Namen lohnt der Eintrag im Straßenlexikon nur der Vollständigkeit halber kaum: Porsch nimmt z. B. auch die Straßen »Am Wendeplatz« und »Am

Kirchdeich« auf, jeweils mit der Anmerkung, die Namen seien ungeklärt. Welche unklaren Bedeutungen aber könnten sich hinter diesen Namen verbergen? Bei anderen Einträgen geben die Anmerkungen der Autorin keinen wirklichen Aufschluss über den Straßennamen. So steht beispielsweise bei der Straße »Auf dem Kronsberg« zu lesen: »Nach einer Flurbezeichnung aus Hemelingen benannt«. Dass die Gegend schon vor 1652 als »Groenßberge« bezeichnet wurde und mit dem niederdeutschen Wort »groden« oder »groen« die grünen Ufer des Marschlandes außerhalb des Deiches bezeichnet wurden, wird nicht erklärt (vgl. dazu Friedrich Rauer, Hemelingens Straßen – Ihre Geschichte (1999) und das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch, das sich übrigens bei der Deutung vieler Straßennamen als nützlich erweist).

Bei der Fülle der zu behandelnden Straßennamen wundert es nicht, dass sich zahlreiche Fehler eingeschlichen haben – auf folgende falsche Angaben sei exemplarisch verwiesen: Zu dem Straßennamen »An der Wurth« erklärt Porsch, bei einer Wurt handele es sich um ein »von Natur aus erhöhtes, mit Gras bewachsenes Stück Land« (S. 42). Dies ist falsch: Eine Wurt ist grundsätzlich künstlich aufgeworfen. Das Abbentor (vgl. »Abbentorstraße«) wurde nicht zu Ehren des Erzbischofs Adalbert von Bremen so benannt, zu dessen Lebzeiten es hier noch gar keine Stadtmauer gab, sondern vermutlich nach einer anwohnenden Person namens Abbo. Die Faulenstraße wird in einer Urkunde des Jahres 1365 nicht als »Vulvestrate«, sondern als »Vulestrate« bezeichnet (vgl. Bremisches Urkundenbuch, Bd. 3, Nr. 251). Die Bezeichnung »Emmaberg« geht zurück auf Emma von Lesum, die den Bremern angeblich die Bürgerweide schenkte, nicht auf die Tochter Emma eines hier ansässigen Bremer Bankiers. So beziehen sich auch das »Untere« und das »Obere Emmatal« auf die sogenannte Gräfin Emma. Das Kloster Corvey wurde nicht, wie im Eintrag zur »Leeuwarder Straße« angegeben, im 9. oder 10. Jahrhundert in der niederländischen Stadt Leeuwarden gegründet. Es liegt vielmehr bei Höxter, die Gründung erfolgte im Jahr 822. Diese Angaben lassen sich immerhin richtig unter »Corveystraße« finden. Auf der Wurt »Oldehove« in Leeuwarden lag übrigens ein Hof des Klosters Corvey, der im 9. Jahrhundert gestiftet worden war – vielleicht meinte die Autorin diesen.

Die schon beim zuvor besprochenen Buch von Reinhold Pabel geäußerte Frage, ob eine Bearbeitung in alphabetischer Reihenfolge die sinnvollste Herangehensweise ist, muss in diesem Fall eindeutig verneint werden. Pabels Abhandlung tat dieses Vorgehen keinen großen Abbruch, zumal er seinen Untersuchungsgegenstand räumlich und zeitlich begrenzt hatte. Bei den von ihm untersuchten Stadtteilen handelt es sich ohnehin um die »gewachsene« Stadt mit unsystematischer Straßenbenennung, so dass eine Untersuchung nach Vierteln nicht zwingend notwendig ist. Bei Porsch hingegen nimmt die alphabetische Auflistung dem Leser jegliche Möglichkeit, Zusammenhänge von sich aus zu erschließen, wenn diese schon nicht erwähnt werden. Warum wurde die Unterteilung nach Stadtteilen nicht auch bei der Gesamtausgabe beibehalten? Warum wurden die Hinweise auf Geschichte und Entwicklung von Stadtteilen ersatzlos gestrichen? Wenn schon in vielen Fällen auf das Datum der Senatsbeschlüsse hingewiesen wird, die den entsprechenden Straßennamen festlegten, so könnten doch zumindest in einem kurzen Exkurs auch Hintergründe und Zusammenhänge der Namengebung geschildert werden.

Als Beispiel für einen erwähnenswerten Hintergrund soll das Parkviertel betrachtet werden, benannt aufgrund der Nähe zum Bürgerpark. Dabei handelt es sich um einen ehemals unbebauten Teil des Barkhofviertels zwischen Bürgerpark und Eisenbahn, der im Jahr 1899 in Parzellen aufgeteilt und innerhalb weniger Jahre mit Wohnhäusern und Villen bebaut wurde. Der neu beschlossene Straßenplan umfasste

die Gustav-Deetjen-Allee (ehemals »Weg bei der Gasanstalt«), die Kaiser-Friedrich-Straße (die heutige Hermann-Böse-Straße) und die Blumenthalstraße. Zum Parkviertel werden heute auch die anliegenden Straßen zwischen Bürgerpark und Schwachhauser Heerstraße gezählt. Porsch verweist leider nicht auf dieses Viertel. Da sie die Straßen, die heute nicht mehr auf dem Stadtplan zu finden sind, nicht aufnimmt, erfährt der Leser lediglich, dass die Hermann-Böse-Straße laut Beschluss der Bürgerschaft vom 17. Mai 1947 so benannt wurde, dazu werden die biographischen Daten Hermann Böses mitgeteilt. Auch in den Beschreibungen zur Gustav-Deetjen-Allee und zur Blumenthalstraße finden sich keine Hinweise auf ihre Zugehörigkeit zum Parkviertel, auch nicht auf die dort heute noch nahezu unversehrte, sehenswerte großbürgerliche Architektur der Jahrhundertwende.

Zur Beschreibung der topographischen Lage gibt die Autorin analog zum Adressbuch jeweils die Straßen an, zwischen oder bei denen sich die untersuchte Straße erstreckt. So lautet die Angabe zur Sögestraße beispielsweise: »Topogr. Lage: von Obernstraße bis Herdentor«. Bei einem Blick auf den Altstadtplan kann die Sögestraße so leicht von Ortsfremden ausgemacht werden, Bremern ist die Lage dieser und anderer bekannter Straßen ohnehin geläufig. Was kann man allerdings mit ähnlichen Beschreibungen der Lage von weniger bekannten Straßen anfangen? Der »Knüllweg« beispielsweise liegt von der »Eggestraße stadtauswärts« – es stellt sich die Frage, welchen praktischen Nutzen eine derartige Angabe hat. Im Gegensatz zu den ersten drei Einzelbänden verfügt die Gesamtausgabe des Straßenlexikons nicht über Ausschnitte aus der Deutschen Grundkarte oder aus anderen Stadtplänen. Wer die Lage einer Straße also vor Augen haben möchte, der sollte zur Lektüre einen Stadtplan mit Straßenregister hinzuziehen.

Die Autorin macht im Nachwort zur Gesamtausgabe auf ihre Literatur- und Quellenhinweise aufmerksam, die dem interessierten Leser die Möglichkeit geben sollen, »sich mit dem einen oder anderen Namen oder Geschehen intensiver zu beschäftigen und gezielt weiterzuforschen«. Das Quellenverzeichnis umfasst aber lediglich acht Einträge, darunter einer für den Brockhaus – von einer guten Grundlage für »gezieltes Weiterforschen« kann wohl kaum gesprochen werden. Die Literaturhinweise in den Einzelbänden sind übrigens etwas umfangreicher, weisen jedoch wichtige Quellen nicht auf. So fehlt beispielsweise im Band über die Altstadt der Verweis auf Friedrich Prüsers Monographie »Hinter der Mauer – Die Bremer Steffensstadt im Spiegel ihrer alten Straßennamen« (1960) oder Karl Dillschneiders Abhandlung über den Schnoor von 1972. Die Veröffentlichung Rudolf Schusters über »Die Entwicklung der Bremischen Vorstädte im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts« (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv, Heft 18, 1949) hätte gleich für mehrere Bände herangezogen werden können. Zudem gibt es in zahlreichen Aufsätzen in den Bremischen Jahrbüchern Hinweise auf Straßennamen und ihre Verwendung, ebenso wird man in den Jahrbüchern der Wittheit zu Bremen fündig. Hier ist insbesondere die Untersuchung »Verfälschte Bremer Straßennamen. Nach Wort und Bedeutung falsch erkannte, auch in ihrem Wirkungsbereich fälschlich angewandte Straßennamen« von Friedrich Prüser (Jb. der Wittheit zu Bremen, Bd. XVIII, 1974, S. 363-385) zu nennen.

Diese Reihe von zum großen Teil wissenschaftlich erarbeiteten und gründlichen Untersuchungen zu Bremer Straßennamen ließe sich weiter fortsetzen. Wer sich näher mit diesem Thema beschäftigen möchte, sei im Übrigen auf die Literaturübersicht in Herbert Schwarzwälders »Geschichte der Freien Hansestadt Bremen«, Band 5 (1995), verwiesen. Unter dem Stichpunkt 8. sind Monographien u. a. über Straßen, Plätze und Brücken zu finden. Auch der Katalog zur Ausstellung »Expo – Bremen und seine Stadtteile« des Focke Museums (erschienen im Jahr 2003) bietet in der

Bibliographie zur Stadtteilgeschichte auch in Bezug auf die Straßennamenforschung wertvolle Literaturhinweise.

Insgesamt gesehen bleibt festzustellen, dass die Gesamtausgabe des Bremer Straßenlexikons von Monika Porsch zwar die in den Einzelbänden erwähnten Straßen aufnimmt, einleitende Übersichten über die Geschichte der einzelnen Stadtteile aber leider fehlen. Zudem fällt das Quellenverzeichnis deutlich knapper aus, und die wenigen Abbildungen beschränken sich auf Namensstifter. Dem interessierten Leser seien also eher die Einzelbände empfohlen, die über einen gewissen Unterhaltungswert verfügen und gerade für Neubremer ein durchaus nützliches Nachschlagewerk darstellen. Über die Geschichte der Bremer Straßen, ihre Entwicklung und die Hintergründe ihrer Benennung lässt sich dem Lexikon – egal in welcher Ausgabe – nur wenig entnehmen. Wer darüber hinaus Informationen über Straßenumbenennungen, -verlegungen oder die Planung bestimmter Stadtviertel erwartet, dem wird mit dem »Bremer Straßenlexikon« nicht gedient sein.

Karolin Bubke

Schmeyers, Jens: Die Stedinger Bauernkriege. Wahre Begebenheiten und geschichtliche Betrachtungen. Lemwerder: Stedinger Verlag 2004. 320 S.

Die Stedingerkriege der Jahre 1204 – 1234 haben schon bei den Zeitgenossen weithin Beachtung gefunden. Sie gipfelten im Kreuzzug gegen die Stedinger und in der Schlacht von Altenesch 1234, in der das Bauernaufgebot völlig vernichtet wurde. Aus den verstreuten Quellen formte der Bremer Jurist und Diplomat Hermann Albert Schumacher 1865 eine auch heute noch lesenswerte Darstellung auf hohem Niveau. Schumachers Buch blieb seitdem die einzige historische Monographie zu dem Thema, obwohl es auch danach an Forschungen und Fortschritten in wissenschaftlichen Aufsätzen und Abhandlungen nicht mangelte. Schuhmacher schrieb mit deutlicher Sympathie für die »unverwüstliche Freiheitsliebe des kraftvollen Bauernstandes«. Die Nationalsozialisten instrumentalisierten das Thema auf ihre Art als Exempel für ein »deutsches« opferbereites Bauerntum. Der propagandistische Missbrauch machte das Thema danach suspekt. Wer sich heute des Themas gründlich annimmt, steht damit vor einer doppelten Aufgabe: Er muss die mittelalterlichen Ereignisse auf dem neuen Forschungsstand darstellen und die Verwendung des Themas vor allem im 19. und 20. Jahrhundert kritisch unter die Lupe nehmen. Der Verf. des hier zu besprechenden Buches hat das erkannt. Dem Nachleben der Stedinger, besonders in der Zeit des Nationalsozialismus, widmet er fast ebensoviel Raum wie den Ereignissen selbst.

Der Verf. ist kein Historiker vom Fach, sondern ein geschichtsinteressierter Bremer und promovierter Chemiker. Sein Anliegen sind nicht neue Untersuchungen, sondern die Vermittlung des Forschungsstandes nach Auswertung einer umfangreichen Literatur, die sorgfältig nachgewiesen wird, und die allgemeinverständliche Aufbereitung. Ausgehend von der Besiedlung Stedingens, insbesondere der Kolonisation des 12. Jahrhunderts, werden die Ursachen für den Konflikt mit den Oldenburger Grafen in Übereinstimmung mit der Forschung in Gewalttaten der Oldenburger Burgbesatzungen gegen die Bewohner und im gekränkten Selbstbewusstsein der Stedinger Siedler gesehen. »Die Stedinger hatten offensichtlich durch ihre gemeinsamen Erfolge im Kampf gegen das Wasser, ihre bevorzugte Rechtssituation und durch das Vorbild der Friesen genug Selbstbewusstsein entwickelt, um sich gegen

feudale Willkür zur Wehr zu setzen« (S. 52). Im Konflikt mit den Bremer Erzbischöfen standen zunächst verweigerte Abgaben im Vordergrund (S. 53, 81). Schließlich ging es aber nicht nur um Abgaben, sondern auch um »verstärkte Territorialisierung« der Feudalherren gegen »kommunale Freiheiten« und um das »ansteckende Beispiel« der Stedinger für die Nachbarn. »Es galt also das Feuer auszutreten, bevor der Funke übersprang« (S. 83f.). Hier könnte man noch die persönliche Erfahrung Erzbischof Gerhards II. anfügen, dessen Bruder Otto als Bischof von Utrecht 1227 im Kampf gegen die Drenther Bauern gefallenen war. Seitdem stand ihm die bäuerliche Freiheit als Gefahr für die Freiheit und Herrschaft der Kirche unmittelbar vor Augen.

Der Verlauf der Stedingerkriege wird eingehend dargestellt, auch die »letzten Regungen« in Stedingen nach Altenesch bis 1306. Tatsächlich sind kommunale Freiheitsrechte auch danach nicht völlig verloren gegangen, wie im Siegel der »Communitas terre Stedingorum« zum Ausdruck kommt. Eine wesentliche Grundlage wurde den Stedinger Bauern jedoch entzogen, nämlich das Erbrecht am Grundbesitz, die Zweifel des Verf. daran (S. 140) sind haltlos.

Im zweiten Teil, der unpräzise »Die Stedinger im Wandel der Zeiten« überschrieben ist, wird der Interpretation der Stedingerkriege vom Mittelalter bis zur Gegenwart nachgegangen, großenteils gestützt auf die Forschungen von Köhn, aber ergänzt um eigenes Material, besonders zur Behandlung der Stedinger im Nationalsozialismus. Die Rollen von August Hinrichs' Schauspiel und Bernhard Winters Wandgemälden in der Kirche von Berne sind darin ausgiebig behandelt. Die Darstellung wird durch (übersetzte) Quellenzitate und zahlreiche (leider unzureichend nachgewiesene) Abbildungen lebendig aufgelockert und veranschaulicht.

Der insgesamt positive Gesamteindruck wird allerdings durch einige Schnitzer beeinträchtigt. Die Ortsnamen auf -fleth sind keineswegs »aus dem holländischen Wort für ›fließen‹ abgeleitet« (S. 18). Der bekannte Kolonisationsvertrag Erzbischof Friedrichs wird unkommentiert auf 1106 (statt ca. 1113) datiert (S. 22, 274). König Waldemar von Dänemark soll 1223 »beim Feldzug des Pfalzgrafen von Schwerin« gefangen worden sein (S. 64). Das tat vielmehr der Graf von Schwerin in einem Handstreich nach einem friedlichen Gastmahl. Das »Gelnhauser Privileg« Kaiser Friedrichs soll 1189 den »concives Bremensis civitatis« erteilt sein (S. 66). Es handelt sich um das Barbarossa-Privileg von 1186 für die Bürger (cives) und die Stadt Bremen. Auch wurde 1229 nicht der »zentrale Pfarrbezirk des Domes in vier Kirchspiele aufgeteilt« (ebd.), sondern das Kirchspiel Unser Lieben Frauen in drei. Renners Erzählung zu 1218, die Oldenburger Grafen hätten ein Siel an der Jade zerstört (was angeblich zur Entstehung des Jadebusens führte), wird für bare Münze genommen (S. 75, 117). Der Name der Katherer und damit das Wort Ketzer soll »soviel wie Katzenanbeter« bedeuten (S. 93). Die Gefallenen von Altenesch sollen u. a. bei der Warflether Kirche beigesetzt sein (S. 136, 139), gemeint ist aber die Kirche von Versfleth, wo immer sie lag (vgl. S. 69-74). Missglückt ist der Vergleich, Erzbischof Gerhard II. habe durch den Erwerb der Grafschaft Stade und weitere Erfolge »wahrlich bismarcksche Ausmaße offenbart« (S. 78). Und auch die Bezeichnung der Revolution von 1848 als »Möchtegern-Revolution« (S. 164) wird ihrer Bedeutung für die deutsche Geschichte nicht gerecht. Dies sind Beispiele für Fehlgriffe, die das Vertrauen in die Zuverlässigkeit des Werkes erschüttern, die jedoch nicht als typisch hingestellt werden sollen. Sieht man darüber hinweg, kann man das Buch allen, die eine detaillierte Darstellung der Stedingerkriege und ihres Nachlebens auf der Grundlage neuerer Forschung suchen, angelegentlich empfehlen.

Adolf E. Hofmeister

Schulte, Monika M. und Wurthmann, Nicola (Bearb.): Nachlass Johann Smidt (1773 – 1857), Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen (Staatsarchiv Bremen Bestand 7,20), (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen. Heft 34). Bremen: Staatsarchiv 2004. 452 S.

Der Nachlass Johann Smidts gelangte bereits zu Anfang des 20. Jahrhunderts in das eben erst gegründete Bremer Staatsarchiv. Warum das Findbuch zu diesem Bestand erst 95 Jahre später erscheint, liegt in der wechselvollen Geschichte des Nachlasses begründet. Wie viele andere wertvolle Bestände des Staatsarchivs wurde auch der Smidt-Nachlass im Zweiten Weltkrieg ausgelagert, um ihn vor den zahlreichen Fliegerangriffen auf Bremen zu schützen. Leider gelangte ein Großteil der für die bremische Geschichte so wichtigen Bestände erst in den 80er und 90er Jahren aus den Auslagerungsorten der ehemaligen DDR und Russlands zurück – so auch der Nachlass Smidt. Aus diesem Grund konnte zuvor keine umfassende Verzeichnung des auseinandergerissenen Bestandes vorgenommen werden. Die vorhandenen Vorarbeiten zur Erschließung des Nachlasses, wie z. B. das Verzeichnis der Korrespondenzen, verschiedene Regesten und ein Sachaktenverzeichnis genügten den Anforderungen für eine wissenschaftliche Auswertung des Bestandes nicht länger. Durch die Auslagerungen war zudem die alte Ordnung stark zerstört, was die Benutzbarkeit des Bestandes zudem erschwerte. 1998 schließlich konnte im Rahmen eines von der DFG-geförderten Projektes die endgültige Verzeichnung und die Erstellung eines Findbuches in Angriff genommen werden. Den Abschluss der Erschließungsarbeiten bildet die vorliegende Findbuchpublikation.

Die Einleitung zum Findbuch gibt einen Überblick über das Leben und Werk Johann Smidts und über die Geschichte des Bestandes. Hier werden die Informationen über die Übernahme des Nachlasses in Staatsarchiv 1906, seine Auslagerung im Zweiten Weltkrieg und die Rückkehr von 1987 bis 1990 sowie die bisherigen Erschließungsarbeiten – vornehmlich der Korrespondenzen – in komprimierter Form zusammengeführt. Möglicherweise hätte man sich die biographische Würdigung Smidts etwas ausführlicher vorstellen können; dieses war jedoch nicht das Ziel der Publikation. Vielmehr findet sich im Anschluss an die Einleitung ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur zu Johann Smidt.

Das Aktenverzeichnis beinhaltet die Korrespondenzen Johann Smidts, die sachthematisch geführten Unterlagen und die Überlieferung von Angehörigen der Familie Smidt sowie von nahestehenden Bekannten. Die durch die langjährige Bearbeitung des Bestandes im Staatsarchiv entstandenen Verzeichnisse wurden ebenfalls erfasst und als eigene Systematikgruppe aufgeführt. Die dabei ungewöhnliche Systematisierung »1. a.1« usw. erinnert ein wenig an die umständliche Signierung der Ratsarchivbestände.

Zu Beginn des Aktenverzeichnisses stehen die systematisch geordneten Korrespondenzen Smidts. Auffallend ist der unkonventionelle Gebrauch der Enthält-Vermerke bei der Aktenverzeichnung. Wenn im Aktentitel der Inhalt treffend beschrieben ist z. B.: »Briefwechsel zwischen Johann Smidt und Rudolf Matthias Schleiden…«, braucht dieses in einem Enthält-Vermerk nicht noch mal wiederholt werden. Die Ausführlichkeit der Vermerke fällt ebenfalls ins Auge. Diese bieten zwar einerseits eine Übersicht über den Inhalt der Akten, andererseits aber schmälern sie die Übersichtlichkeit des Findbuches.

Die sachthematisch geführten Unterlagen von Johann Smidt beginnen mit den autobiographischen Unterlagen, die die Stationen seines Lebens gut nachvollziehbar erscheinen lassen. Zu erwähnen sind hier besonders die reich erhaltenen Vorlesungsmitschriften in den Fächern Theologie, Philologie, Literaturgeschichte,

Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften, die einen Einblick in die Wissenschaftsgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts gewähren. Kern der Überlieferung sind die Unterlagen zu Smidts Tätigkeit als Senator in Bremen (1800 – 1810 und 1813 – 1821), als Notar in Bremen in der Zeit der französischen Besetzung Bremens (1811 – 1813) und als Bürgermeister Bremens (1821 – 1857).

In der dritten Systematikgruppe finden sich die Nachlässe und Nachlasssplitter von Angehörigen der Familie Smidt und von nahestehenden Bekannten. Zu nennen sind hier u. a. die Unterlagen der Eltern von Johann Smidt, Johann Smidt d. Ä. (1712 – 1796) und Johanne Smidt, geb. Holler (1741 – 1813), seiner Schwester Gesche Catharina Castendyk, geb. Smidt (1775 – 1827) und seiner Gattin, Johanne Wilhelmine Smidt, geb. Rohde (1777 – 1848). Den Abschluss des Aktenverzeichnisses bildet die Auflistung der während der Bearbeitung des Bestandes im Staatsarchiv von 1910 bis 1999 entstandenen Verzeichnisse zum Smidt-Nachlass.

Der Anhang erweist sich als überaus nützlich für die Arbeit mit dem Bestand. Vor allem für Recherchen in den Korrespondenzen sind das umfangreiche kommentierte Personenverzeichnis und das Personenregister sehr hilfreich.

Mit der vorliegenden Findbuchpublikation ist es nach fast einem Jahrhundert endlich gelungen, den für die Geschichte Bremens und Bremerhavens bedeutendsten Nachlass angemessen der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Brigitta Nimz

Skalecki, Georg (Hrsg.): Denkmalpflege in Bremen (Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen. Heft 2). Bremen: Temmen 2005. 76 S.

Das Landesamt für Denkmalpflege begann im letzten Jahr mit der Herausgabe einer neuen Schriftenreihe, die der breiten Öffentlichkeit die Arbeit und die erweiterten Aufgaben des Landesamts näher bringen und gleichzeitig für die Ziele und Ideen des Denkmalschutzes werben soll. Inzwischen ist der zweite Band erschienen, der sich schwerpunktartig mit dem Bremer Rathaus und Roland, die jüngst zum Weltkulturerbe der UNESCO erklärt worden sind, und dem industriekulturellen Erbe des Hafenreviers beschäftigt.

Im ersten Schwerpunkt erläutert Landeskonservator Georg Skalecki die Ziele und Hintergründe der UNESCO-Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt und stellt das Bremer Rathaus in den Kontext der deutschen Kulturdenkmäler, die die Anerkennung der UNESCO gefunden haben. Der Beitrag bietet zugleich eine Zusammenfassung der Bremer Argumente, mit denen diese Anmeldung bei der UNESCO vertreten wurde und damit eine komprimierte Fassung des in Buchform publizierten Welterbeantrags (vgl. die Rezension von Elmshäuser, Hoffmann und Manske, Welterbeantrag, in diesem Band). In einem weiteren Beitrag beschreibt derselbe Autor die jüngsten Restaurierungsmaßnahmen am Bremer Rathaus, die anschließend Herbert Juling (Amtliche Materialprüfungsanstalt) aus materialkundlicher Sicht ergänzt.

Der zweite thematische Schwerpunkt – auf den sich die vorliegende Rezension konzentriert – ist dem industriekulturellen Erbe Bremens gewidmet. Er umfaßt einen Beitrag von Rolf Höhmann (Büro für Industriearchäologie) zu den erhaltenswerten Bauten in den stadtbremischen Häfen sowie von Rolf Kirsch (Landesamt für Denkmalpflege Bremen) zur Instandsetzung und Umnutzung des Speichers XI im ehemaligen Bremer Überseehafen. Zuletzt weist die Veröffentlichung auf die vielfältig nutzbare innovative Denkmaldatenbank hin, die über das Internet-Portal des Landesamtes zu erreichen

ist. Der letzte Beitrag von Rolf Kirsch widmet sich den neu unter Denkmalschutz gestellten Kulturdenkmalen: dem Focke-Fluglabor in Bremen sowie der katholischen Pfarrkirche Herz-Jesu in Bremenhaven-Lehe.

Die vielfältigen strukturellen Veränderungen in den stadtbremischen Häfen waren der Anlaß, hierüber eine Dokumentation historischer Bauten in Form einer Inventarisation erstellen zu lassen. Insgesamt machte der Gutachter 90 relevante Einzelobjekte aus, die sich am Weserufer, den städtischen Häfen, dem Ensemble von Holz- und Fabrikenhafen mit der Getreideanlage sowie der A.G. »Weser« befinden. Die schützenswerten Industriedenkmäler in den Häfen stammen vor allem aus der Expansionsphase bremischen Handels und bremischer Schiffahrt sowie der aufkommenden Großindustrie vor dem Ersten Weltkrieg sowie aus der Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg.

Am Weserufer, dem ersten Standort der A.G. »Weser«, befindet sich der funktionslos gewordene Weserbahnhof, das vormalige Fabrikgebäude der Norddeutschen Maschinen- und Armaturenfabrik (heute: Kellog) und die sinnvoll umgenutzte Schiffbauhalle der Adler-Werft aus dem Jahre 1952. In den städtischen Häfen existieren nur noch wenige Anlagen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, denn was dieser nicht zerstörte, wurde Opfer der Neuordnung in der Phase des Wiederaufbaus.

Aktuelle Fotos veranschaulichen den Text und führen dem Leser vor Augen, was an historischer Bausubstanz maritimen Charakters noch erhalten ist: das Maschinenhaus (1906), der Turm der Kaffee-HAG-Fabrik, die alte Feuerwache am Holz- und Fabrikenhafen (1904), der letzte erhaltene Kajenkran, das ehemalige Lagerhaus der Ölfabrik Groß-Gerau-Bremen, umgewidmet zum Werk II von Kaffee HAG. Aber auch aus dem Innenbereich der schützenwerten Bauten zeigt die Veröffentlichung z.B. die Treppe im Zollamt Überseehafen, ein architektonisches Kleinod aus den 60er Jahren. Der Spreicher I ist in der rationalen Architektur der Wiederaufbauphase errichtet. Die Getreideverkehrsanlage, der markante Turm der Hansamühle wie auch der Turm der Roland-Mühle verdeutlichen die Stellung Bremens in der Nahrungsmittelindustrie.

Mit dem inzwischen umgebauten und unter Denkmalschutz gestellten Speicher XI, im Jahre 1908 erbaut, besitzt Bremen noch ein zeittypisches Lagergebäude aus der Frühzeit der Hafenentwicklung. Mit der Instandsetzung und Umnutzung des Speichers XI befaßt sich Rolf Kirsch in einem besonderen Aufsatz. Dieses unter der Leitung von Baudirektor Hermann Bücking und Baurat Eduard Suling errichtete Bauwerk überstand den Zweiten Weltrkrieg mit nur leichten Schäden. Nach der Verfüllung des Hafenbeckens des Überseehafens im Jahre 1998 stellte sich die Frage nach seiner weiteren Nutzung. Mit der Hochschule für Künste sowie dem neuen Hafenmuseum und dgl. fanden sich neue Nutzer und mit Dr. Klaus Hübotter ein Bauunternehmer, der sich als Bauherr in zufriedenstellender Weise mit der Denkmalspflege arrangierte. So kann Kirsch abschließend den Speicher XI als ein »insgesamt (...) gelungenes Beispiel für denkmalgerechte Reaktivierung eines ›schwierigen‹ Industriedenkmals« (S. 63) bezeichnen.

In der insgesamt ansprechend gestalteten Publikation vermißt der Rezensent allerdings Pläne, die die untersuchten Hafenreviere mit ihren schützenswerten Bauten wiedergeben. Die Darstellung des baukulturellen Erbes liefert Fachwelt und Laien »Fakten in der Auseinandersetzung um den nicht immer pfleglichen Umgang mit historischer Bausubstanz« betonte der Weser Kurier am 21. 4. 2005. Es ist zu hoffen, daß nicht nur die Bremer Denkmalpflege sich um die maritimen Denkmäler der Industriekultur in der Hansestadt sorgt, sondern auch die Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft diese nicht nur respektieren, sondern ihnen auch ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge schenken. Wenn die Kulturstaatsrätin Elisabeth Motschmann

erklärte: »Fremde kommen zuallererst in unsere Stadt, um interessante Baudenkmäler zu sehen. Die schönsten Musicals und Ausstellungen allein reichen da nicht.« (WK, 21. 4. 2005), so kann man ihr nur zustimmen.

Peter Kuckuk

Stahl, Irene (Bearb.): Katalog der mittelalterlichen Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen (Die Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen. Band 1). Wiesbaden: Harrassowitz 2004. XXXVII und 434 S.

Die heutige Staats- und Universitätsbibliothek Bremen steht in einer Kontinuität, die institutionsgeschichtlich bis zur Gründung der öffentlichen Bibliothek, der *Bibliotheca Bremensis*, im Katharinenkloster, inhaltlich aber weit bis ins Mittelalter reicht. Dies bedingt durch die Übernahme säkularisierter Bestände nach der Reformation, durch die Übernahme der ehemaligen, vermutlich im Spätmittelalter begründeten Ratsbibliothek, durch die Übernahme der Bestände des Doms – oder besser gesagt: was davon übrig geblieben war – nach dem Reichsdeputationshauptschluss sowie durch die 1646 vom Rat erworbene Sammlung des Gelehrten und Polyhistors Melchior Goldast von Haimsinsfeld (1578 – 1635). Ist der Gesamtbestand auf ca. 2.200 Handschriften zu beziffern, so beträgt derjenige an mittelalterlichen Kodizes 124 Stück, von denen die ältesten aus dem 9. Jahrhundert – allesamt aus der Bibliothek Goldasts – und die jüngsten aus dem frühen 16. Jahrhundert stammen (verzichtet man auf eine allzu apodiktische Auslegung der Grenzfestlegung mit dem Jahr 1500; fünf Handschriften werden seit den Auslagerungsaktionen während des Zweiten Weltkrieges bis heute vermisst.

Die Erschließungssituation wurde seit längerer Zeit als ungenügend angesehen. Es existierte zunächst ein gedrucktes Verzeichnis des Stadtbibliothekars Heinrich Rump aus dem Jahre 1834. Eher ein Zensus als ein Katalog enthält es, ohne zwischen mittelalterlichen und neuzeitlichen Handschriften zu unterscheiden, knappe Angaben zu den damals vorhandenen Manuskripten. Die Fortführung stellt ein intern geführter, handschriftlicher Katalog der Manuskriptensammlung dar, der seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts von Handschriftenbibliothekar zu Handschriftenbibliothekar über die Generationen vererbt und fortgeführt wurde. In den 1990er Jahren des 20. Jahrhunderts reiften die Überlegungen, den Gesamtbestand der Handschriften der SuUB adäquat zu katalogisieren und wissenschaftlich zu erschließen. Fördernd kam dem entgegen, dass die Deutsche Forschungsgemeinschaft seit längerer Zeit ein Programm zur Katalogisierung mittelalterlicher Handschriften verfolgte, in das die mittelalterlichen Kodizes aus Bremen Aufnahme fanden.

Das Bearbeiten und Erschließen von mittelalterlichen Handschriften ist eine komplexe Aufgabe, die weit über die Ansprüche des ›normalen‹ bibliothekarisch-wissenschaftlichen Spektrums hinausgeht. Sie verlangt kodikologische, kunsthistorische, paläografische und philologische Fähigkeiten und Kenntnisse. Die DFG hat daher drei Förderzentren bestimmt, die diese Katalogisierungsaufgaben wahrnehmen. Die SuUB Bremen hatte sich zur Zusammenarbeit mit der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel entschlossen, wo die Arbeiten in den Händen von Irene Stahl lagen. Die Vorarbeiten zur bremischen Publikation konnten Ende 2000 abgeschlossen werden, aber der plötzliche Tod von Irene Stahl und die verzögerte Erschließung der griechischen Handschriften verzögerten die Drucklegung. Das nunmehr veröffentlichte Resultat liegt in Gestalt eines Kataloges von 430 Seiten mit zahlreichen

Registern, Verzeichnissen der Sekundärliteratur und zwei Einleitungen zur Bibliotheks- und Sammlungsgeschichte vor. Der überwiegende Teil der beschriebenen Handschriften ist in lateinischer Sprache verfasst, daneben finden sich etliche mittelniederdeutsche und mittelniederländische, sechs griechische, je eine dänische und eine tschechische.

Der Katalog liefert, unabhängig von den einzelnen detaillierten und kenntnisreichen Beschreibungen, auch einen Einblick in die bremische Kultur des Mittelalters. Zwar fehlte es in der Stadt an einer systematischen Übernahme von Buch- und Handschriftenbeständen nach der Reformation, aber immerhin vermitteln uns die heute noch vorhandenen Stücke aus dem Dom, aus dem Benediktinerkloster St. Paul, aus dem Augustinerchorherrenstift St. Willehadi und dem Franziskanerkloster St. Johannis zumindest einen Eindruck vom geistigen Leben im mittelalterlichen Bremen.

Thomas Elsmann

Stamm, Rainer (Hrsg.): Die Gemäldesammlung des Museums im Roselius-Haus (Die Sammlungen des Museums im Roselius-Haus. Band 4). Bremen: Kunstsammlungen Böttcherstraße 2003. 152 S.

Bremen ist und war seit langem eine an Kunst und Kultur reiche Stadt, mit einer den Künsten zugewandten städtischen Führungsschicht. Dieses Mantra des kulturpolitischen Selbstverständnisses konnte man vor allem im Vorfeld der – leider gescheiterten – Bewerbung Bremens um den Titel europäische Kulturhauptstadt oft hören. Vor allem die Vielzahl oft kleinerer kultureller Einrichtungen und Sammlungen aus privater Herkunft wurde zum Beweis dieser These herangezogen. Ohne entscheiden zu wollen, ob Bremen hierbei tatsächlich im Vergleich zu anderen Städten Außergewöhnliches geleistet hat, lassen sich doch Beispiele für die von Bremer Bürgern für die städtische Öffentlichkeit unternommenen kulturellen Leistungen anführen.

Das Roselius-Haus in der Bremer Böttcherstraße – heute ein Teil der Kunstsammlungen der Böttcherstraße – ist hierfür der vielleicht beste Beleg. 1928 von dem Bremer Kaufmann Ludwig Roselius als erste öffentliche Sammlung zum niederdeutschen Kulturraum und zugleich als erstes Sammlermuseum Bremens eröffnet, blieb es aber in Bremen, wo der erfolgreiche Kunstverein in erheblichem Maß privates Engagement zugunsten der Kunsthalle absorbierte, ein Ausnahme. Als der niederdeutschen Kunst und Kultur des Spätmittelalters und der Renaissance zugewandte Ensemblesammlung präsentierte sich das Roselius-Haus im einzigen historischen Gebäude der Böttcherstraße immer als Gesamtkunstwerk, in dem Einzelstücke eher in den Hintergrund traten. Dies bestimmte auch in den 80er Jahren, als die Sammlungen von der Stadt erworben wurden, die Diskussion.

Seit einigen Jahren widmet sich aber das Museum im Roselius-Haus, das im Jahr 2003 seinen 75. Geburtstag beging, der wissenschaftlichen Aufarbeitung seiner Beständeerschließung. Nach den Katalogen zum Silberschatz der Compagnie der Schwarzen Häupter aus Riga, zu den mittelalterlichen Bildwerken und zu der Glassammlung im Roselius-Haus liegt nun als Band 4 der Sammlungen die Gemäldesammlung des Museums in einer beeindruckenden Publikation vor.

Die hervorragende drucktechnische Qualität des Bandes führt den Reichtum einer Gemäldesammlung vor Augen, die trotz erheblicher Verluste durch Krieg und Verkauf noch immer einen Querschnitt durch die deutsche und niederländische

Malerei von Spätmittelalter bis Rokoko bietet, und die in einigen Stücken Spitzenwerke umfasst. Hierbei werden natürlich immer die Porträts der Reformatoren Luther und Melanchthon sowie der Katharina von Bora aus der Hand Lucas Cranachs d. Ä. und d. J. im Mittelpunkt stehen, doch auch weitere wichtige Werke wie Paulus und Barnabas in Lystra von dem einflussreichen Niederländer Hans Vredemann de Vries und eine Kreuzigung von dem für die Ausmalung des Bremer Rathauses wichtigen Bartholomäus Bruyn d. Ä. finden sich in der Sammlung.

Der Einleitungstext zur Geschichte der Sammlung von Rainer Stamm führt in die spannende und für Bremen einzigartige Geschichte einer Museumssammlung ein, die sich in den 20er und 30er Jahren im Schnittpunkt der Leidenschaft eines privaten Sammlers und der kunstpolitischen Diskussionen einer auch an Irrungen und Wirrungen reichen Zeit abspielte. Die im Vergleich zu gewachsenen Museen rasant schnell zusammengekaufte und als »Wohnstätte der Vorfahren« inszenierte Sammlung enthielt von Anfang an sowohl Werke allerhöchster Qualität als auch zweitklassigen oder zweifelhaft zugeschriebenen Füllstoff für die Rauminszenierung. Da die Sammlung in kurzer Zeit im internationalen Kunsthandel zusammengebracht wurde, verwundert es nicht, die Bremer Akteure – namentlich den Bremer Rechtsanwalt Johannes Jantzen – im Jahr des Todes von Ludwig Roselius 1943 auch im Umfeld der Ankäufer für Hitlers geplantes »Führermuseum« in Linz zu finden (vgl. FAZ vom 1. 9. 2004). Doch fielen dem Krieg nicht nur geplante Museen, sondern auch existierende Einrichtungen wie das Roselius-Haus in Bremen zum Opfer. In den ausgelagerten Sammlungsbeständen hat der Krieg anders als am Baubestand eher punktuelle Schäden und Verluste verursacht, so dass die Sammlung nach dem Krieg wiedereröffnet werden konnte. Dramatisch wurden die Verluste erst in der jüngeren Vergangenheit. Im Umfeld des Besitzwechsels der Sammlung, die bis 1988 der Kaffee HAG gehört hatte und die dann aus der Hand von Ludwig Roselius jr. in den Besitz der Stadt Bremen überging, wurde bereits das Fehlen von 22 bedeutenden Kunstwerken beklagt, die privat veräußert worden waren. Hierzu kamen später noch weitere Spitzenwerke, die nicht in der Sammlung verblieben, darunter auch Cranachs Mutter Gottes (um 1525), aus diesem Umkreis das wichtigste Werk. Der Blick auf die auf den letzten Seiten des Katalogs in kleinen schwarzweißen Abbildungen wiedergegebene »Verlorene Sammlung« ist schockierend. Hier wurden in wenigen Jahren hervorragende Stücke aus der Sammlung gebrochen und im Handel versilbert, fast alle befinden sich nun verstreut in Privatbesitz. Die »Verlorene Sammlung« ist ein Beleg dafür, dass in Bremen wie auch andernorts im Umfeld des feingeistigen Mäzenatentums immer auch der Lockruf des Geldes zu hören war. Dies manchmal sogar in der gleichen Familie.

Konrad Elmshäuser

Tacke, Wilhelm: Klöster in Bremen. Über 800 Jahre Konfessionsgeschichte der Freien Hansestadt Bremen. Bremen: Temmen 2004. 192 S.

Klöster in Bremen? Während der St. Petri Dom als ehemaliger Sitz von Erzbischöfen zentral und unübersehbar im Herzen der Stadt steht, gestaltet sich die Suche nach Spuren von Bremer Klöstern ungleich schwieriger. Nur Eingeweihe werden an Bauten, baulichen Resten oder nur noch an Straßennamen bestimmen können, dass es sich dabei um die Zeugnisse ehemaliger klösterlicher Präsenz in Bremen handelt. Aus dem Stadtbild und auch aus dem historischen Bewusstsein der Bremer sind die Abteien und klösterlichen Gemeinschaft lange verschwunden. Zum Selbstverständnis

der Freien Hansestadt Bremen gehört der Hinweis auf eine republikanisch kommunale Tradition vor protestantisch-reformiertem Hintergrund. Mönche und Nonnen – katholische zumal – hatten und haben dort keinen Platz.

Umso erstaunlicher ist die freudige, ja herzliche Begrüßung gewesen, die der ersten (Neu-) Ansiedlung eines Nonnenkonvents durch Vertreter des öffentlichen Lebens in Bremen zuteil wurde. Hatte man die Ordenstrachten im Straßenbild etwa doch vermisst? Wie auch immer, mit der Weihe des internationalen Birgittenklosters am 19. Oktober 2002 durch den Osnabrücker Bischof im Bremer Schnoorviertel, also im Herzen der Stadt, benachbart zur Propsteikirche St. Johann und nicht an abgelegenem Ort, schloss sich ein seit der Reformation in Bremen unterbrochener Kreis. Diesen Vorgang, der, wie Bischof Bode bei seiner Predigt anlässlich der Weihe betonte, »vor Jahren noch nicht möglich gewesen wäre«, nahm Wilhelm Tacke zum Anlass, neben der ausführlichen Schilderung der Neugründung und ihres Vorlaufs auch die mittelalterliche Geschichte der Bremer Klöster darzustellen. Ein solches Vorhaben ist schon allein deshalb zu begrüßen, weil kompakte Information zur mittelalterlichen Kirchengeschichte Bremens (noch) nicht an anderer Stelle zu erhalten ist – der entsprechende Band der Bremischen Kirchengeschichte ist noch im Entstehen begriffen, andere Standardwerke beachten diesen Aspekt der Stadtgeschichte nur am Rande. Tacke betont, dass der aus dem oben erwähnten Anlass entstandene Band »nicht das Ergebnis intensiver Forschung« und Quellenarbeit sei, sondern aus vorhandenen Darstellungen zusammengetragen wurde. Gemessen an diesem Anspruch ist eine ebenso gut und kurzweilig zu lesende wie auch interessante und informative Bremer »Klöstergeschichte« entstanden.

Den Auftakt in Tackes Klosterrundgang macht natürlich das Paulskloster, als Benediktinerabtei im 12. Jahrhundert gegründet und im Mittelalter die wichtigste monastische Einrichtung in Bremen. Gerade an diesem wichtigen Kloster lässt sich der dramatische Bedeutungsverlust dieser Einrichtungen nach der Reformation am sinnfälligsten verdeutlichen. Baulich blieb von der 1525 niedergelegten Abtei nichts erhalten, auch die Ausstattung des Klosters wurde zerstreut und bis auf Reste zerstört. Nicht viel anders – wenn auch baulich nicht ganz so gravierend – vollzog sich die Auflösung der Konvente der Dominikaner (St. Katharinen), Franziskaner (St. Johann) und Deutschordensherren (Komturei), deren Einrichtungen in Bild und Text vorgestellt werden.

Bei aller sachlichen Distanz ist eine Geschichte der Bremer Klöster vor allem die Geschichte eines Verlusts an nicht nur geistlicher, sondern auch baulicher, künstlerischer und kultureller Substanz, den Bremen hinnehmen musste bzw. sich selbst zugefügt hat. Dennoch wird man auch dies nicht überbewerten dürfen. Bremen war auch im Mittelalter kein Zentrum monastischen Lebens. Auch wenn die vier erwähnten klösterlichen Einrichtungen wichtige Bestandteile der mittelalterlichen Stadt waren und vor allem die Predigerorden ein enges Verhältnis zu den Bürgern entwickelt hatten, so steht doch außer Frage, dass sie verglichen mit großen Abteien im Rheinland und in Süddeutschland – oder auch einer Einrichtung wie St. Michael in Lüneburg – allenfalls von zweitrangiger Bedeutung waren. Dies mindert nicht den Umfang des Verlustes, den ihr Verschwinden mit sich brachte, es lässt aber deutlich werden, dass man in Bremen mit der Reformation bewusst einen anderen Weg der Religionsausübung eingeschlagen hatte. Und dieser brachte, wie auch in anderen Städten und Territorien nicht so sehr einen Mangel an Glauben, sondern einen Mangel an Glaubensvielfalt mit sich.

Konrad Elmshäuser

Thiel, Reinhold: Die Geschichte des Norddeutschen Lloyd 1857–1970. Band IV 1920–1945. Bremen: Hauschild 2004. 356 S.

Nach den ersten drei Bänden (Rezensionen im Brem. Jb. Bd. 81/2002, S. 208-212, 82/2003, S. 293-297, 83/2004, S. 236-241) dieses Monumentalwerkes über die einst größte bremische Reederei handelt der vierte vom Lloyd während der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Es geht also durch historisch sehr bewegte Zeiträume. In großer Breite (die Hauptquelle des Vf., die »Weser-Zeitung«, wird ab dem 1. Oktober 1934 durch die »Bremer Nachrichten« abgelöst) werden aus der einschlägigen Presse Stapellauf auf Stapellauf, Schiffsbeschreibung auf Schiffsbeschreibung beschrieben, nur gelegentlich durch andere Dinge unterbrochen. Doch setzt man sich nicht kritisch mit der Berichterstattung auseinander, die immerhin für den Lloyd eine unschätzbare Gratiswerbung darstellte. Ein mehr optisches Manko, der Lesbarkeit nämlich nicht gerade förderlich, hätte durch Kursivdruck der Zitate abgemildert werden können.

Die Schiffsbeschreibungen aus der »Weser-Zeitung« summieren sich bei BREMEN und EUROPA auf neun bzw. zehn eng bedruckte Seiten. Auch dem schon in früheren Bänden praktizierten Kapitänskult frönt der Autor ausgiebig. Der dokumentarische Wert solcher Aneinanderreihungen für künftige Forschungen soll nicht bestritten werden. Auch die Listen am Schluß über Schiffe, Auslandsniederlassungen, Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder und (natürlich) Kapitäne sind selbstverständlich anerkennenswert. Hier ist das Prädikat verdienstvoll nach wie vor angebracht. Doch ist Lars Ulrich Scholl beizupflichten, wenn er schon vor Jahren anläßlich der Besprechung eines Buches von Thiel über die »Argo« und die Atlas-Levante-Linie festgestellt hat, daß derlei Ansammlungen von rein technischen, organisatorischen und spektakulären Vorkommnissen von wichtigeren Fragestellungen ablenken (Brem. Jb., Bd. 74/75, 1995/1996, S. 311).

Analytisches findet man, wie bei den vorangegangenen Bänden nur in Ansätzen, wie etwa über die Wiederaufnahme der Liniendienste nach dem Ersten Weltkrieg (S. 8-9), den einflußreichen Großbankier Schröder (S. 110-111, 191-192), die Rolle des Lloyd in der Ostseeschiffahrt (S. 86), den Übergang in der Reedereiführung von Stimming zu Glässel 1931 (S. 192-193) und dessen Rücktritt 1932 (S. 206) oder dem Verhältnis zwischen Kriegsmarine und Handelsflotte 1939 (S. 292). Bei letzterem Punkt wird das ältere, aber wohl zuverlässige Werk von Günther Steinweg (1954) herangezogen. Auch finden sich hin und wieder Geschäftsberichte in Originalzitat oder zusammengefaßt, die einen Blick auf die einschlägige Entwicklung gestatten, freilich aufgehängt in einem sehr starren chronologischen Gerüst. Doch letztlich ist der Autor zu einer wirklichen Auseinandersetzung mit dem so komplexen Thema nicht bereit und bleibt im fleißigen, doch oberflächlichen Faktensammeln stecken.

Vielen wichtigen historischen Zusammenhängen steht der Autor relativ gleichgültig gegenüber. So stößt man in etlichen von ihm »ausgegrabenen« Zeitungsberichten aus den zwanziger Jahren auf das nationale Selbstmitleid nach dem Ersten Weltkrieg, das trotz der Problematik des Versailler Vertrags hochproblematisch war und vor allem im konservativen Bürgertum, also auch in der Wirtschaft, der Schiffahrt und nicht zuletzt beim Lloyd verbreitet war. In einem historischen Werk hätte man auch darüber reflektieren müssen.

Stattdessen findet man etwa den Satz: »Später, anläßlich der Probefahrt, vervollständigte die Weser-Zeitung am 27. Oktober 1922 die Vorstellung des schmucken [sic!] Schiffes auf folgende Weise…« (S. 29). Ebenso verrät eine Bildunterschrift wie »Die stolze EUROPA« (S. 6) als Aufmacher vor dem eigentlichen Buchtext dem

kritischen Leser schon Einiges. Dass bei der sorgfältigen Wahl des Blickwinkels und des Bildmotivs, eines hoch aufragenden Vorstevens, beim Fotografen zweifellos der in den 1920er Jahren so zeitübliche Expressionismus eine Rolle spielte, ist ein Aspekt, für den der Autor kaum Interesse erübrigt. Diese Stilrichtung schlug sich nicht zuletzt auf Reedereiplakaten des NDL nieder (vgl. S. 153-154).

Wichtige Literatur vermisst man auch hier. Das ältere, aber nach wie vor äußerst nützliche Buch von Reinhart Schmelzkopf (Die deutsche Handelsschiffahrt 1919 – 1939. Bd. 1. Chronik und Wertung der Ereignisse in Schiffahrt und Schiffbau, Oldenburg 1974) führt seine Leser zuverlässig durch die maritime Landschaft der zwanziger und dreißiger Jahre, wobei Schmelzkopf als Schiffahrtsautor die allgemeine Geschichte sehr schön heraus arbeitet. Problematisch wird es, wenn z.B. das wichtige Werk von Arnold Kludas über die beiden Schnelldampfer BREMEN und EUROPA (Hamburg 1993) im Literaturverzeichnis fehlt, desgleichen das Buch von Georg Bertram zum gleichen Thema (Bremen 1997). Zur »kleineren Schwester« COLUMBUS wären der Aufsatz von Arnold Rehm über das COLUMBUS-Abkommen vom 5. August 1921 (Brem. Jb. Bd. 49/1964, S. 210-218) und das populäre Buch von Hans Georg Prager über dieses Schiff (Hamburg 1998) hilfreich gewesen. Auch ein wichtiger Aufsatz von Peter Kuckuk (Seefahrt unter dem »Hungerhaken«. Die Bemühungen der Nationalsozialisten um die politische Organisierung der deutschen Seeleute, in: Deutsches Schifffahrtsarchiv, 21/1998, S. 101-121) fehlt. Ebenfalls vermißt man die wichtige Arbeit von Hans Jürgen Witthöft über das Hansa-Bauprogramm (München 1967), also zum deutschen Serienschiffbau im Zweiten Weltkrieg, der auch beim Lloyd eine Rolle spielte. Daß bei dem Unglück des Schleppers MERKUR (1934) eine ältere Veröffentlichung herangezogen wurde (S. 231) und nicht der Aufsatz des Rezensenten hierzu (Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, Bd. 77/78, 1998/99, S. 311-340), muß wohl hingenommen werden. Viel problematischer wird es, wenn Thiel ein so wichtiges Werk wie das von Thomas Siemon (Ausbüxen, Vorwärtskommen, Pflicht erfüllen: Bremer Seeleute am Ende der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 1930 – 1939, Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 65, Bremen 2002) über die Sozialgeschichte der bremischen Seeleute (mit viel Material gerade über den Lloyd) nicht verwendet.

Die gängige Literatur über Bremen in der NS-Zeit (Schwarzwälder, aber auch andere Autoren) wurde nicht herangezogen. Unternehmensgeschichte pflegt sich nicht zuletzt mit der Rolle der mächtigen Deutschen Arbeitsfront (DAF) zu befassen. Nur schemenhaft taucht die DAF aber auf, etwa in einem nicht gerade sehr erhellenden Bericht aus den »Bremer Nachrichten« (S. 281), oder deren Hakenkreuz im Zahnrad im Kopf der Betriebszeitung des NDL (»Die Lloyd-Flagge«), in Kombination mit der Reedereiflagge (S. 289). Daß diese Verbindung von DAF und angestammtem Firmenzeichen im Dritten Reich üblich war, sei an dieser Stelle nachgetragen, denn die DAF (hierüber gibt es längst umfangreiche Forschungen) besaß einen riesigen Apparat, der zahlreiche Betriebszeitungen »betreute«.

Beim Gesamtkomplex geht es letztlich darum, sich um ein distanziertes, aber faires Urteil über den Lloyd und seine Mitarbeiter im Angesicht einer bis dahin noch nie dagewesenen totalitären Herausforderung zu bemühen. Längst haben nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Wirtschaft zahlreiche Großunternehmen Forschungen über die eigene Rolle im Nationalsozialismus zugestimmt, ihre Archive geöffnet und gefördert. Die seriöse Beschäftigung mit dem heiklen Spannungsfeld Wirtschaft – Nationalsozialismus wurde längst zur Routine deutscher Geschichtsforschung.

Von alledem spürt man im vorliegenden Buch kaum etwas. Halbkritische Sentenzen wie »Üblich wurden bei Stapelläufen und Neubautenabnahmen Telegramme als

›Meldungen an den Führer‹, deren Textauszug wir uns hier aber ersparen wollen« (S. 246), die oft nur zur Überleitung gedacht sind, können dieses Defizit nicht ausbalancieren. Der 1. Mai 1933, der als Stichdatum für die Entmachtung der freien Gewerkschaften in die Geschichte eingegangen ist, wird mit einem Bericht aus der »Weser-Zeitung« abgetan (S. 215-216), auch wenn nachfolgend wenigstens ein bißchen über NS-Einflüsse, NSDAP-Mitgliedschaften und den Terminus »Gefolgschaft« gesagt wird.

Angesichts eines so gewichtigen wie schmerzlichen historischen Zeitabschnitts, wie es die NS-Zeit darstellt, wird der Leser an vielen Stellen mit einem Übermaß an technischen und sonstigen Einzelheiten vom eigentlichen Thema abgelenkt. So verspricht eine Überschrift »Die Neuordnung der deutschen Schiffahrt im Sinne des Nationalsozialismus« (S. 221) mehr, als der Inhalt und die entsprechende Diktion des Kapitels wirklich halten. Bezeichnend ist auch die Bildunterschrift: »Das Lloyd-Verwaltungsgebäude im Olympia-Schmuck, 1936« (S. 261). Über die ebenfalls deutlich erkennbaren Hakenkreuzflaggen findet sich kein Wort. Das Ausweichen vor einer wirklichen historischen Auseinandersetzung bildet das große Manko dieses Buches. Insofern eignet es sich weniger als anregende Lektüre, sondern stellt sich eher als eine Sammlung wichtiger wie auch nebensächlicher Informationen dar.

Christian Ostersehlte

Weber, Hermann und Herbst, Andreas: Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945. Berlin: Dietz 2004. 992 S.

Der Führer der kommunistischen Münchner Räterepublik, Eugen Levine, hatte schon während der Deutschen Revolution 1918/19 die später oft zitierte Aussage gemacht: »Wir Kommunisten sind nur Tote auf Urlaub.« Mit dieser Behauptung hatte er leider nicht Unrecht, denn für prominente und weniger prominente Kommunisten war im Zeitraum von 1918 bis 1945 ein natürlicher Tod fast die Ausnahme; denn wen die rechte Soldateska nicht in den Kämpfen der Weimarer Republik ermordete, wer nicht in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches umkam bzw. vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt wurde, der wurde ein Opfer der Stalinschen Säuberungen und seiner Schauprozesse. Von den im Handbuch aufgeführten Kommunisten kam fast jeder Dritte gewaltsam ums Leben: 222 durch die NS-Diktatur, 178 Personen durch die Stalinschen Säuberungen, weitere Todesopfer hatten die Deutsche Revolution von 1918/19 sowie der Spanische Bürgerkrieg gefordert. (S. 28)

Basierend auf der Vorarbeit Hermann Webers, dessen Werk über die Wandlung des deutschen Kommunismus und die Stalinisierung der KPD[1] in seinem 2. Band 500 Biographien von Kommunisten, die im Untersuchungszeitraum 1924 bis 1929 eine Rolle spielten, enthält, umfaßt das jüngst erschienene, von diesem und Andreas Herbst herausgegebene Biographische Handbuch deutscher Kommunisten die

1 Hermann Weber: Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik. 2 Bde. Frankfurt/Main 1969. In der DDR wurde im Jahr darauf ein »Biographisches Lexikon der deutschen Arbeiterbewegung« publiziert, dessen Auswahlkriterien und Tendenz von der Parteilinie der SED bestimmt waren: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Biographisches Lexikon. Hrsg. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Berlin (Ost) 1970.

Biographien von 1400 Personen, die zwischen 1918 und 1945 die Führungselite des deutschen Kommunismus darstellten. Der Zusammenbruch des vorgeblich sozialistischen Lagers machte den Herausgebern die relevanten Archive der DDR sowie in Moskau zugänglich, eine fundamentale Vorbedingung zum Entstehen des Werkes. Damit liegt jetzt ein biographisches Nachschlagewerk vor, in dem die Lebenläufe wichtiger Kommunisten (bis 1945) beschrieben werden.

Hermann Weber und Andreas Herbst berücksichtigten dabei Personen, die am Gründungsparteitag der KPD teilgenommen haben, Mitglieder und Kandidaten der zentralen Führungsorgane der KPD, (deutsche) Mitglieder der Führungsgremien auf internationaler Ebene, wie z.B. der Kommunistischen Internationale, wichtige Funktionsträger auf Bezirksebene, die Chefredakteure der Parteizeitungen (bei der »Roten Fahne« als Zentralorgan auch die Redakteure); alle Reichs-, Landtags- und Bürgerschaftsabgeordneten der KPD (für letztere allerdings mit der Einschränkung, daß diese nur dann mit biographischen Beiträgen vertreten sind, wenn sie zugleich Mitglied der betreffenden Bezirksleitung waren). Weiter enthält das biographische Handbuch die Führungspersönlichkeiten der sog. Massenorganisationen (wie des Kommunistischen Jugendverbandes, des Roten Frontkämpferbundes, der Revolutionären Gewerkschafts-Opposition u.a.m.). Auch die Führer der illegalisierten KPD nach 1933 (Mitglieder der Landes- oder der Abschnittsleitungen) sowie die Teilnehmer an der sog. Brüsseler Konferenz (1935) und der sog. Berner Konferenz (1939) und schließlich die leitenden Funktionäre der Geheimapparate sind vertreten. Weiter enthält das Biographische Lexikon die Lebensläufe von Künstlern und anderen Persönlichkeiten, »die als deutsche Kommunisten populär waren«, z.B. George Grosz, John Heartfield, Alfred Kantorowicz.

Neben den Lebensläufen der deutschen kommunistischen Prominenz wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, die heute noch im Bewußtsein der Öffentlichkeit präsent sind, enthält das Handbuch die Vita solcher Parteigrößen wie Paul Levi, Ruth Fischer und Ernst Thälmann. Natürlich sind Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht aufgeführt, die in der SBZ und DDR zu Amt und Würden (?!) kamen. Es finden sich dort aber auch die Biographien vieler Bremer Kommunisten, d.h. in der Hansestadt geborener, dort aus beruflichen oder privaten Gründen hingezogenen oder aber von zentralen Führungsgremien dorthin beorderten Personen, die oft nur ein kurzes Gastspiel in der Hansestadt gaben. Manche von ihnen hatten bereits der Vorkriegssozialdemokratie angehört, wie Hans Brodmerkel, Adolf Dannat, Karl Ertinger, Johann Knief und Wilhelm Breitmeyer. Mit diesen sind auch andere Protagonisten der Bremer Räterepublik vertreten, wie der Vorsitzende des Bremer Soldatenrates Bernhard Ecks. Auch der während der Weimarer Republik von der Zentrale in den widerborstigen Bezirk Nordwest, dessen Vorort Bremen war, entsandte Eugen Eppstein sowie der Gewerkschaftssekretär, später RGO-Leiter des Bezirks Nordwest, Johannes Koschnick, der Vater des nachmaligen Bremer Bürgermeisters Hans Koschnick, sind mit Lebensläufen vertreten.

Unter den Bremer Kommunisten sind die folgenden Opfer der Nazi-Diktatur zu nennen: Karl Becker, Leo Drabent, Eugen Eppstein, Horst Fröhlich, Robert Stamm; Hermann Böse verstarb zwei Tage nach der Freilassung aus der Haft an deren Folgen. Wer von den Bremer Kommunisten nicht dem Terror Hitlers zum Opfer fiel, schloß sich häufig nach dem Zweiten Weltkrieg früher oder später in Westdeutschland der SPD an (Adolf Ehlers, Hermann Wolters, Heini und Wilma Landwehr) oder machte in der DDR eine Karriere, die nicht sonderlich steil war (Wilhelm Breitmeyer, Karl Jannack, Sepp Miller) und verzehrte dort schließlich sein Gnadenbrot.

Es gibt keinen idealtypischen Lebenslauf *des* Kommunisten in der Zeit der Klassenjustiz der Weimarer Republik, der Verfolgung und Vernichtung durch das

NS-Regime und der Verurteilung und Hinrichtung in der stalinistischen UdSSR. Gemeinsam aber ist ihnen eine große berufliche und geographische Mobilität, verursacht durch die chaotischen Zeitläufe und Rahmenbedingungen, bei hauptamtlichen Funktionären durch ihre Abhängigkeit von der Zentrale bzw. dem ZK als Arbeitgeber und den wechselnden innerparteilichen Machtverhältnissen sowie der jeweiligen Parteilinie. In ihrer Einleitung betonen die Herausgeber, daß das kommunistische Führungskorps »aufrechte Idealisten, unerschrockene Streiter für eine bessere Welt, integre Personen«, aber auch »fanatische Revoluzzer, kompromißlose(n) Radikalinskis, verwegene Abenteurer, korrumpierte Egoisten, rücksichtslose Gewaltmenschen und zynische Karrieristen und selbst brutale Rabauken« umfaßt hätte. (S. 29 f.) Bei allen aber handelte es sich um Menschen, denen nichts Menschliches fremd war. Wenn ein treuer Anhänger Ruth Fischers und der linken Opposition der abgehalfterten Parteiführerin ankündigte, er werde vor dem ZK kapitulieren, so erhielt sie auf die Frage nach den Gründen seines Meinungswechsels die Antwort, er habe vier Gründe: eine Frau und drei Kinder. (S. 30)

Ihnen allen gilt m. E. fast ausnahmslos die Einschätzung, wie sie Bert Brecht in seinem Gedicht »An die Nachgeborenen« an letztere gerichtet, formuliert:

»Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut, / in der wir untergegangen sind, / Gedenkt, / Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht, / Auch der finsteren Zeit, / Der ihr entronnen seid. (...) Ach, wir, / Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit, / Konnten selber nicht freundlich sein. / Ihr aber, wenn es soweit sein wird, / Daß der Mensch dem Menschen ein Helfer ist, / Gedenkt unsrer / Mit Nachsicht.«

In den Olymp der Bremer Biographie von 1962[2] ist außer Wilhelm Pieck und Hermann Böse (und dieser sicherlich weniger wegen seiner politischen, sondern eher wegen seiner musikalischen Betätigung) keiner der Bremer Kommunisten aufgenommen worden. Das sollte im Hinblick auf eine neuere, noch zu erstellende Bremer Biographie in Zukunft neu überdacht und korrigiert werden.

Von den im Biographischen Handbuch – aus einsichtigen Gründen – nicht berücksichtigten kommunistischen Bremer Bürgerschaftsabgeordneten während der Weimarer Republik sollte nach den Lebensdaten zumindest der folgenden Personen recherchiert werden: Ludwig Banasewitz, Wilhelm Bullwinkel, Max Chapkowski, Clemens Cunis, Reinhard Döll, Friedrich Dörr, Hermann Eitzen, Wilhelm Herz, Johannes Höcker, Elise Kesselbeck, Johann Klima, Karl van Koll, Paul Lück, Heinrich Otto, Karl Preusser, Bernhard Priemer, Heinrich Schad, Ludwig Stein und Alfred Stockinger.

Für Historiker, die sich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung in der Hansestadt befassen, bleibt also noch einiges zu tun. Auch sollte sich m. E. das Präsidium der heutigen Bremer Bürgerschaft in dieser Hinsicht gefordert fühlen. Und die Herausgeber und Mitarbeiter der Halbjahreszeitschrift »Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. Zeitschrift für die Regionalgeschichte Bremens im 19. und 20. Jahrhundert« sind aufgerufen, in ihrer Rubrik »Biographisches« weiter verstärkt die Biographien von Mitgliedern der Bremer Arbeiterbewegung vorzustellen.

Punktuelle Kritik an diesem voluminösen und akribisch gearbeiteten Handbuch kann kleinlich wirken, trotzdem seien mir wenige Anmerkungen in dieser Hinsicht erlaubt: Ludwig Bäumer starb nicht eines »natürlichen« Todes, sondern verübte Selbstmord, indem er den Gashahn aufdrehte. Während bei Adolf Ehlers sein

2 Bremische Biographie 1912–1962. Hrsg. von der Historischen Gesellschaft zu Bremen und dem Staatsarchiv Bremen. In Verbindung mit Fritz Peters und Karl Schwebel bearbeitet von Wilhelm Lührs. Bremen 1969.

Gesundheitszustand für den Verzicht auf die Nachfolge Wilhelm Kaisens als Bürgermeister angeführt wird, bleibt bei Hermann Wolters im Dunkeln, warum seine Laufbahn als Senator ein abruptes Ende fand.

Manchmal stellen sich dem Leser Fragen, die aufgrund der Materiallage nicht beantwortet werden konnten, deswegen enden einige Kurzbiographien mit den Worten: Über seinen bzw. ihren weiteren Lebensweg ließen sich keine Daten ermitteln, wie z.B. bei Käthe Ahrens. Hier werden auch in Zukunft Lücken bleiben, die nicht mehr zu schließen sind.

Den im Handbuch angeführten Biographien ist in der Regel ein Foto beigefügt. Eine informative Einleitung (S. 10 - 43) und im Anhang Auflistungen der Parteitage, der Zusammensetzung von Zentrale, Zentralausschuß und ZK sowie der Führungspersonen der einzelnen Bezirke sowie der kommunistischen Abgeordneten im Reichstag und in den Länderparlamenten beschließen das Handbuch, das selbstverständlich ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis enthält. Das von Hermann Weber und Andreas Herbst vorgelegte Handbuch ist nicht nur unverzichtbar für jeden Historiker, der sich mit der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung seit 1918 beschäftigt, sondern auch für die Aufarbeitung der lokalen und regionalen politischen Geschichte in diesem Zeitraum.

Peter Kuckuk

Weber, Karl-Klaus: Resolutionen der Generalstaaten 1576 – 1625. Niederländische Regesten zur späten Hansegeschichte. Noderstedt: Books on Demand 2004. 288 S.

Der Verfasser beklagt sich im Vorwort darüber, dass die neuzeitlichen Geschichtsschreiber lange die Spätzeit der Hanse vernachlässigt hätten. Das liege – wie er meint – an einer ungenügenden Aufarbeitung der Quellen. Die erste Klage ist nicht berechtigt, denn seit Werdenhagens »De rebus publicis Hanseaticis« Leiden 1631 (2. Aufl. Frankfurt a. M. 1641) gibt es durchaus umfangreiche Darstellungen und Aufsätze, die die Spätzeit der Hanse berücksichtigen.

Die zweite Feststellung ist sicher zutreffend: Zwar gibt es in einigen Städten eine erdrückende Fülle von Material zur späten Hansegeschichte, die jeden Historiker vor einer umfassenden Edition zurückschreckt, selbst wenn er die Texte zu Regesten verkürzt. Das ist ja auch der Grund dafür, dass das »Hansische Urkundenbuch« und die »Hanse-Recesse« nur bis ins 16. Jahrhundert veröffentlicht worden sind. Es kommt hinzu, dass der ohnehin nicht straff organisierte Städtebund durch den wachsenden Einfluss der Territorialstaaten machtlos wurde und jede Hansestadt ihrem Eigeninteresse folgte. Dennoch spielte die späte Hanse durch ein Taktieren zwischen den größeren und kleineren Mächten eine Rolle. Ihre diplomatischen Winkelzüge sind in einer Fülle von gedruckten und ungedruckten Akten belegt. Der Herausgeber der Regesten beklagt vor allem, dass die Hansehistoriker die niederländischen Aktenbestände nicht ausgewertet hätten, obwohl ein wichtiger Teil von ihnen vorbildlich ediert worden sei.

Webers Regesten beruhen auf einer umfangreichen Edition der Resolutionen der Generalstaaten, die in der Reihe »Rijks geschiedkundige Publicatien« 1915 – 1994 in 21 Bänden veröffentlicht wurden. Sie erfassen die Zeit von 1576 bis 1625; eine Fortsetzung bis 1670 ist vorgesehen. Die viele Bände umfassenden Originale der Resolutionen und der sie begleitenden Aktenstücke befinden sich im »Algemeen Rijksarchief« in Den Haag. Da von den gedruckten Bänden nur wenige in deutschen

Bibliotheken vorhanden sind (die StUB Bremen hat nur zwei Bände), ist es verständlich, dass das Werk von deutschen Historikern kaum beachtet wurde.

Die Resolutionen der Generalstaaten enthalten hervorragendes Material zur nordeuropäischen Geschichte seit 1576. Webers Leistung besteht darin, dass er aus den umfangreichen Aktenbeständen herauslöst, was die Geschichte der Hanse und der Hansestädte betrifft; er verkürzt es zu Regesten in deutscher Sprache. Im Ganzen sind es 1097 Nummern. Dadurch ist ein Werk von überschaubarem Umfang entstanden, das für alle Forschungen über die späte Hanse von großer Bedeutung ist, da die Generalstaaten durch die wirtschaftliche Rolle und durch die militärische Kraft an den wichtigsten nordeuropäischen Ereignissen beteiligt und über sie auch sehr gut unterrichtet waren.

Webers Werk zeugt von großem Fleiß, viel Geschick und Genauigkeit bei der Auswahl und Gestaltung der Regesten. Es seien aber einige kritische Bemerkungen über die Gestaltung des Registers erlaubt. Es finden sich Personen- und Ortregister; diese sind zwar sehr sorgfältig gearbeitet, haben aber hinter einigen Stichworten zahlreiche (bis zu 200!) Regestennummern. Hier wäre eine Unterteilung des Stichworts unbedingt erforderlich gewesen. Fehler sind selten: »Tilly« ist unter »Tietzen« geraten; beim Munitionshändler Georg, Jürgen und Jorgien Dig(h)el handelt es sich nicht um drei Personen. Einiges ist schwer zu finden: So steht Karl IV. unter dem Stichwort »Reich, Deutsches, Herrscher«. Ein Sachregister fehlt; das ist zu bedauern, da manche Sachen vom Register her in den Regesten gesucht werden, wie Zölle, Akzise, Lizenzen, Konvoi(abgaben), Blockaden, Munitionshandel.

Es versteht sich von selbst, dass auch Bremen bei seinen engen Wirtschaftsbeziehungen mit den Niederlanden in den Regesten stark vertreten ist. Die komplizierte Stellung der Stadt in der späten Hanse wurde zwar von den allgemeinen Darstellungen der bremischen Geschichte, sowohl von den Chroniken des 16./17. Jahrhunderts (Renner 1583, Dilich 1603, Koster um 1700) als auch von neueren Werken nicht übersehen, doch die Nutzung der Quellenbestände der Archive blieb unzulänglich. Einige Einzelprobleme über Bremen als Mitglied der späten Hanse wurden jedoch sehr sorgfältig bearbeitet, so im Aufsatz vom Wilhelm von Bippen über (Bürgermeister) »Henrich Kreffting und das engere Bündnis der sechs korrespondierenden Hansestädte« (1896); »Bremen und die Niederlande«, hg. von H. Entholt und L. Beutin (1939); L. Beutin, »Nordwestdeutschland und die Niederlande seit dem 30jährigen Kriege«, in: Vjsch. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. Bd. 35. 1939, S. 105-147; Fr. Rauers, »Die Hansestädte und die Niederlande«, in: »Die Güldenkammer« 4. Jg. 1914, S. 422-431; 495-502; 610-616 (Webers Literaturverzeichnis ist lückenhaft). Die niederländischen Regesten ergänzen unser Bild von der bremischen Hansegeschichte des 16./17. Jahrhunderts; sie bieten aber keine grundsätzlich neuen Erkenntnisse.

Probleme für den bremischen Handel ergaben sich aus der Feindschaft zwischen den Niederlanden und den Spaniern, die auch zahlreiche Seeräuber für ihre Kaperfahrten nutzten. Die Niederlande erwarteten, dass Bremer Schiffe keine spanischen Güter transportierten und auch für Waren, die nach Spanien gingen, gesperrt wurden. Die Bremer betonten immer wieder, sie seien neutral und forderten Freiheit des Handels; das führte zu Konflikten mit den kriegführenden Parteien. Die Niederlande verhängten einen Boykott für manche Waren, von denen sie behaupteten, sie seien für die Spanier kriegswichtig. Auch wurden bremische Schiffe kontrolliert. Zeitweilig wurde Bremen zu einem wichtigen Handelsplatz für Waffen und Munition, auch zum Werbeplatz von Soldaten für die Niederlande. Diese forderten vorübergehend eine Konvoi-Abgabe für die Begleitung bremischer Fracht – durch niederländische Kriegsschiffe. Mehrere Regesten bezeugen übrigens, dass die Niederländer große Mengen Rheinwein für den Ratskeller zollfrei passieren ließen.

Seit 1613 kam es zu Verhandlungen der Hansestädte mit den Niederlanden, an denen auch Bremen beteiligt war; 1616 wurde ein Vertrag geschlossen, nach dem die Generalstaaten den größten Teil der Verteidigungslasten tragen sollten. Den Rest übernahm die Hanse, wobei dieser Teil für die einzelnen Städte »quotiert« wurde: Bremens Anteil war 2 % (Lübeck 12 %). Bremen war nun nicht mehr neutral, wurde offen Werbeplatz für niederländische Soldaten und jener Obristen, die in Norddeutschland die niederländische bzw. die evangelische Sache unterstützten.

Schon vor dem Kriege gab es aber mancherlei Brüche im Bündnis, die auch Bremen berührten: Im Streit zwischen Dänemark und Lübeck weigerten sich die Hansestädte, u. a. auch Bremen, hinter dem Rücken von Lübeck mit Dänemark zu verhandeln, wie die Generalstaaten es wollten (1614). Im Streit von Braunschweig mit seinem Landesherrn zögerte Bremen, eine aktive Rolle zu übernehmen (1614/15); als Bremen einen hohen Zoll auf Braunschweiger Bier erhob, waren die Niederlande dagegen. Andererseits erhoffte sich Bremen von den Generalstaaten Hilfe, als der Graf von Oldenburg seit 1616 plante, einen Weserzoll zu erheben. Als Bremen dann militärisch gegen den Zoll vorging, war es isoliert und musste nachgeben.

Über die Beteiligung am Bau der Bremer Festungsanlagen findet sich in den Regesten nichts, wohl aber über die vielseitige Tätigkeit der in Bremen tätigen Festungs-Ingenieure Johan van Vackenburgh und Johan van Rijswijck; auch wurde durch den Maler Evert van der Maes eine Karte von der Weser zwischen Bremen und der Grafschaft Oldenburg gezeichnet (1620). 1623 gab es vorübergehend eine niederländische Blockade der Weser, die sich auf alle Güter bezog, die dem Feind – und damit waren die Kaiserlichen gemeint – nutzen konnten wie Nahrungsmittel, Holz, Munition usw.. Bremen protestierte zwar, konnte aber nichts dagegen unternehmen. Bremen und die Niederlande lieferten sich immer wieder gegenseitig Informationen über die Aktionen der Kaiserlichen, doch Bremen machte, so gut es konnte, weiterhin seine Geschäfte mit allen Parteien.

Hanse- und auch Bremen-Historiker tun gut daran, die Regesten der Resolutionen der Generalstaaten mit ihren Begleitakten als wichtige Quellen für die Vorgeschichte und die Anfänge des 30-jährigen Krieges zu berücksichtigen.

Herbert Schwarzwälder

Wissmann, Sylvelin: Ein gutes Zeichen der Zeit. 200 Jahre Verein zum Wohlthun in Bremen. Syke: Printhaus 2004. 117 S.

Ein zweihundertstes Jubiläum dürfte für einen Verein ein höchst seltenes Jubiläum sein. So ist es nur folgerichtig, ein so ungewöhnliches Ereignis durch eine Publikation zur Geschichte dieser Institution zu würdigen. Die Autorin, Sylvelin Wissmann, vom herausgebenden Verein als Chronistin bezeichnet, ist durch verschiedene Arbeiten zur bremischen Geschichte ausgewiesen.

Ihre Entscheidung, das Schriftgut des Vereins in den Mittelpunkt des Textes zu stellen, ist sehr überzeugend. Die in einer Metallkassette verwahrten Unterlagen, darunter einige Bücher aus dem frühen 19. Jahrhundert, sind auch in ihrer körperlichen Beschaffenheit eindrucksvolle Denkmäler ihrer Entstehungszeit: Die farbigen Abbildungen zeigen Ledereinbände, Marmorpapier und kalligraphisch gezeichnete Einträge, in denen sich der Stolz ihrer Ersteller und Besitzer äußert.

In sechs chronologisch gegliederten Kapiteln wird die Wirksamkeit des Vereins behandelt, der als Zusammenschluss junger, noch nicht selbständig niedergelassener – und damit steuerfreier – Kaufleute entstand und in der gesamten Zeit seiner Wirk-

samkeit das Sammeln von Beiträgen seiner Mitglieder und das Austeilen von Geld an Unterstützungsbedürftige zu seiner Aufgabe gemacht hat. Diese Form der Wohltätigkeit neben der staatlichen Fürsorge war zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch wenig verbreitet, die Formalisierung der Tätigkeit in Form eines Vereins erfolgte 1823 und damit ganz zu Beginn der im 19. Jahrhundert sich immer stärker ausbreitenden Aktivität von Vereinen.

Ganz im Gegensatz zum modernen Sponsoren-Motto »Tue Gutes und rede darüber« übte der Verein seine Tätigkeit im Stillen aus – damit konnte den Unterstützten ihre Eigenschaft als »verschämte Arme« erhalten bleiben, nur den als Betreuer bezeichneten Vereinsmitgliedern war die Bedürftigkeit bekannt. Vermutlich ist es gerade dieser verborgenen Aktivität geschuldet, dass der Verein auch schwierige Zeiten überdauern konnte. Der Vorstand des Vereins, aus wenigen Personen bestehend, übte seine Unterstützung auf eigene Verantwortung aus – somit fehlen über die Betreuten alle individuellen Informationen. Doch berichtete der Vorstand regelmäßig über seine Tätigkeit: In diesen Berichten wird die wirtschaftliche und konjunkturelle Lage aufmerksam beobachtet. Die ausführlich zitierten Reflektionen der die Armen betreuenden Kaufleute geben interessante Einblicke in die Wahrnehmung von Armut im 19. Jahrhundert und zeigen das Selbstverständnis dieser gut situierten Wirtschaftsbürger.

Eingebettet sind die ausführlichen Quellenzitate in erläuternde Passagen zur bremischen Geschichte der entsprechenden Zeitperioden. Die Auswahl der begleitenden Materialien ist nicht ohne Willkür, aber insgesamt gut gelungen. Entsprechend der Anlage des Textes als Chronik besteht nicht der Anspruch, den Forschungsstand zum 19. Jahrhundert zu referieren oder zu reflektieren, doch zeigt sich die Autorin in vielen Passagen des Textes in dieser Hinsicht als sehr kenntnisreich.

Layout, Satz und Typographie entsprechen nicht ganz professionellen Standards, sind aber im Rahmen der Möglichkeiten eines Vereins gut gelungen. Es steht zu hoffen, dass die Festschrift, obwohl nicht als Verlagsobjekt erschienen, trotzdem eine gewisse Verbreitung findet.

Bettina Schleier

Hinweise

Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte
Aus: Heft 13/14, 2004

Stefan Mörchen, Schwarzmarkt- und Eigentumsdelikte in den bremischen Häfen der Nachkriegszeit, S. 5-21. – Lutz Rode, Manche nannten sie nur »Schokoladenclubs«. Die Jugendarbeit der US-Armee in der Besatzungszeit, S. 22-39. – Ralf Springer, »Halbtagsschicht zum Wohl verheirateter Fabrikarbeiterinnen«. Ein gescheitertes Projekt des Sozialreformers Friedrich Schomerus, S. 40-48. – Karl Schneider, »Das Kreuz des Südens«. Die Bremer Schutzpolizei in der Tradition der Landespolizei von Süd-Westafrika, S. 52-56 [Miszelle]. – Karin Kuckuk, Ludwig Bäumer: Künstler, Kommunist, Konformist. Eine biographische Skizze, S. 57-63. – Birte Gräfing, Willy Dehnkamp (1903–1985). Kurzbiographie, S. 64. – Peter Kuckuk, Karl Plättner (1893 – 1945) und Wilhelm Schroers (1900 – 1981). Zwei Kurzbiographien, S. 65-70 [Die drei biographischen Beiträge eröffnen eine neue Rubrik »Biographisches« in den »Beiträgen«].

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte
Aus: Band 90, 2004

J. F. Heinrich Müller, Ein unbekanntes Kopiar des Klosters Harvestehude aus dem Jahr 1443, S. 1-4. – Alexander Cvetko, Thomas Selles Konzert »Lobet den Herrn in seinem Heyligthum«. Zur Frage nach der Uraufführung und der Datierung der Feierlichkeiten zum Westfälischen Frieden 1648 und 1650 in Hamburg sowie zur Überlieferung des »Trommeten-Chor[es]«, S. 5-33. – Joist Grolle, Armenfürsorge in der Krise. Jonas Ludwig von Heß als Armenpfleger und Schulvorsteher in der Hamburgischen Armenanstalt (1802–1806), S. 35-73. – Dorothea McEwan, Der »Palazzo Potetje«. Zum Triptychon von Mary Warburg, S. 75-95. – Herwarth von Schade, »Tief in uns Menschen allen lebt etwas, das fliegen will«. Der »Fall Hennecke« 1932, S. 97–133. – Karsten Linne, Die Renaissance der Kolonialwissenschaften in Hamburg während der NS-Zeit, S. 135-160. – Rezensionen und Hinweise, S. 160-371.

Hansische Geschichtsblätter
Aus: Band 122, 2004

Karsten Igel, Stadt-Raum und Sozialstruktur. Überlegungen zu Quellen, Methoden und Problemen an den Beispielen Greifswald und Osnabrück, S. 1-53. – Johann Ludwig Schippmann, Die Stellung Bocholts und Coesfelds in der Hanse (1550 – 1621), S. 55-85. – Joern-Martin Becker, Doris Burlach, Ulrich Müller, Skora, corium, ledder – Innovation und Professionalisierung im Lederhandwerk des südlichen Ostseeraumes, S. 87-116. – Helmut Stubbe da Luz, Staatskalender als Instrumente der Assimilationspolitik im Besatzungsgebiet. Die statistischen Jahrbücher für Napoleons Hanseatische Departements (1812/13), S. 117-145. – Stuart Jenks, Diana Kapfenberger und Christina Link, Technischer Fortschritt vs. editorischer Rückschritt. Eine falsche Alternative, S. 147-162 [diskutiert Ziele, Möglichkeiten und methodischer Entscheidungen digitaler Quelleneditionen]. – Marian Czerner, eine nautische Karte der Danziger Bucht aus dem Jahre 1596 von Walter Clemens, S. 163-173. –

Norbert Angermann, Zum Handel zwischen Dorpat / Tartu und Pleskau / Pskov im frühen 17. Jahrhundert, S. 175-189.

Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde
Aus: Band 84, 2004

Mike Burkhardt und Job Weststrate, Ein holländisch-seeländischer Zolltarif für die Hanse aus dem Jahre 1454, S. 9-34 [in Brügge geschriebene Übersicht über die Seezölle in Holland und Seeland für hansische Kaufleute, aufgefunden im Archiv der Hansestadt Lübeck]. – Carsten Selch Jensen, Remembering the Dead and Caring for the Poor. Aspects of the religious life among the people of late medieval Lübeck, S. 35-52 [englische Zusammenfassung der Dissertation Jensens: Fromme gaver i senmiddelalderlige lybske testamenter (Odense 1997) über das religiöse Leben in Lübeck aufgrund spätmittelalterlicher Testamente]. – Lene Dietz, Das Paris-Urteil in der Aegidienstraße 35 in Lübeck. Ein Beispiel profaner Wandmalerei des 15. Jahrhunderts, S. 53-94. – Wolfgang Prange, Der Lübecker Domherr Hermann von Zesterfleth († 1610/1611). Gelehrter Humanist, Reisender, Dichter, S. 107-144 [Italienreisender aus Ober Ochtenhausen bei Bremervörde, mit Verzeichnis der nachgelassenen Bücher]. – Michael Hundt, Lübeck und der Plan zu einer Ostindischen Compagnie im Jahre 1650, S. 145-157 [ein Projekt des Großen Kurfürsten, das auch in Hamburg und Bremen keine Gegenliebe fand]. – Arnd Reitemeier, Die Freie und Hansestadt Lübeck im August 1914, S. 159-197. – Gerhard Ahrens, Ein Kaufkraft-Multiplikator als Hilfsmittel für den Historiker, S. 289-296 [Aktualisierung der Berechnungen von Emil Waschinski über die Kaufkraft der Mark lübisch und des Reichstalers].

Jahrbuch der Männer vom Morgenstern
Aus: Band 83, 2004

Johannes Göhler, Bäuerliche Haushaltung auf Marsch und Geest vor 400 Jahren, S. 43-70. – Ernst Beplate, Juden in Neuhaus a.d. Oste und in Bülkau, S. 71-104. – Karl Wolfgang Biehusen, Drei Männer und ein Denkmal: Seume, Allmers, Meyenburg, S. 123-150 – Friedrich Juchter, »Die Strapazen der Schwestern waren ungeheuerlich« Bremer Frauen und Mädchen im KZ-Auffanglager Sandbostel im Mai 1945, S. 195-226.

Oldenburger Jahrbuch
Aus: Band 104, 2004

Matthias Nistal, Oldenburg und die Reichsexekution gegen Schweden. Große Diplomatie und kleinstaatliches Schicksal, S. 65-100 [Behandelt die Rolle Oldenburgs und der Herzogtümer Bremen und Verden im Konflikt zwischen den europäischen Großmächten]. – Harald Schieckel, Schriftsteller und Gelehrte aus oldenburgischen Judenfamilien, S. 141-144. – Rolf Harald Wippich, »... keine respektables Geschäft« – Oldenburg und der chinesische Kulihandel im 19. Jahrhundert, S. 145-162 [Beteiligung von Schiffen aus dem Unterweserraum am illegalen Handel und Transport chinesischer Kulis]. – Michael Hirschfeld, Gesellschaftliche Integration oder konfessionelle Separation? Der politische Katholizismus in Delmenhorst zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, S. 163-186.

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte.
Hrsg. von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen
Aus: Band 76, 2004

Zum Thema »Tiere in der niedersächsischen Geschichte«: Bernd Mütter, »Auf den Großmärkten des rheinisch-westfälischen Industriegebiets bildet das Oldenburger Schwein eine Klasse für sich.« Viehzucht im Herzogtum Oldenburg während der Industrialisierungsepoche (1871 – 1914), S. 1-26. – Jürgen Udolph, Tiere in niedersächsischen Ortsnamen, S. 27-46. – Wolfgang Christian Schneider, ›Rechtstiere‹ der Spätantike im mittelalterlichen Niedersachsen. Pferd und Rind als Rechtsinstitutionen in der hoheitlichen Verkehrsstruktur des Mittelalters, S. 47-69 [u. a. Befreiung des Bistums Osnabrück 938 von der Breitstellung von Pferden für »herrschaftliche Funktionsträger«]. – Gerd van den Heuvel, Die Ausrottung eines »gefährlichen Untiers«. Wolfsjagden in Niedersachsen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, S. 71-102. – Lothar Dittrich, Schaustellung fremdländischer Tiere im 19. Jahrhundert in Niedersachsen und ihr Import, S. 103-113 [u. a. Gründung der Zoologischen Gärten und Alfeld als Zentrum des Tierhandels]. – Claudia Kauertz, Tierschutz zum »Besten der Menschen«. Pastor Hermann Wilhelm Bödeker und die Gründung des hannoverschen Tierschutzvereins im Jahr 1844, S. 115-132.

Weitere Aufsätze u. a.: Gerhard Kaldewei, Beginen – Sustern – Vrome Vrouwen. Zur Kulturgeschichte weiblicher religiöser Bewegungen im Spätmittelalter zwischen Mystik und Welt, S. 133-180 [mit Diskurs zum Bremer Beginenhof-Modell, S. 179 f.] – Gerhard Schneider, Nageln in Niedersachsen im Ersten Weltkrieg, S. 245-284 [mit der Kriegssäule in Bremerhaven, aber ohne den Eisernen Roland in Bremen].

Kleine Beiträge: Helmut Rüggeberg, Die Celler Elle als Normmaß für den hannoverschen Staat, S. 319-331. – Wolfgang Dörfler, Die Ursprünge der Kurhannoverschen Landesvermessung im Elbe-Weser-Dreieck und die Nutzungsgeschichte des dabei entstandenen Kartenwerks, S. 333-351 [Vermessungen von Josua du Plat seit 1755 östlich von Bremen und Neues zur Überlieferungsgeschichte der Karten und ihrer Ableitungen].

Deutsches Schiffahrtsarchiv.
Wissenschaftliches Jahrbuch des Deutschen Schiffahrtsmuseums
Aus: Band 26, 2003

Cornelia Lüdecke, In geheimer Mission zur Antarktis. Die dritte Deutsche Antarktische Expedition 1938/39 und der Plan einer territorialen Festsetzung zur Sicherung des Walfangs, S. 75-98 [Expedition der »Schwabenland«]. – Andreas Hamann, Die Kohleversorgung russischer Seestreitkräfte auf ihrem Wege nach Ostasien durch die Hapag-Reederei [1904/05], S. 101-109. – Maik-Jens Springmann, Neue spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Schiffsdarstellungen. Ein Beitrag zur ergologischen Merkmalsanalyse in der Schiffstypologie, S. 157-181 [»neues ikonografisches Material zu koggeähnlichen und frühneuzeitlichen Bautraditionen«]. – Christian Ostersehlte, Das 100. Schiff – Ein Werftjubiläum von 1883, S. 193-214 [Jubiläum der Kieler Schiffswerft Georg Howaldt]. – Sabine Cibura, Das Schiff als politische Metapher bei Caspar David Friedrich, S. 217-257. – Detlev Ellmers, Ein Silberbecher und Stapellauf-Feiern der Frühen Neuzeit, S. 261-271. – German-Icelandic Fisheries History. Aspects of the Development since 1945, S. 273-310 [Vorträge eines Symposions anlässlich der Einweihung des Fischerei-Gedenksteins in Vik auf Island 2002, hrsg. von Ingo Heidbrink].

Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde

(Vollständigkeit im Sinne einer Bibliographie wird nicht angestrebt.
Besprechungen bleiben vorbehalten)

Aschenbeck, Nils: 33 Häuser in Bremen: 33 Bremer Geschichten. Delmenhorst: Aschenbeck & Holstein 2005. 80 S.

Aschenbeck, Nils: Schnelldampfer, Landhäuser und Kaffee HAG: der Deutsche Werkbund in Bremen, Delmenhorst und Oldenburg 1900 bis 1948. Hrsg. vom Werbundarchiv – Museum der Dinge Berlin. Delmenhorst: Aschenbeck & Holstein 2004. 76 S.

Beneker, Christian: Geheimnisvolles Bremen. Gudensberg-Gleichen: Wartberg 2004. 74 S.

Benje, Peter: Frühe Sägemaschinen, Möbelfabriken und Dampftischlereien in Bremen: die Einführung von Holzbearbeitungsmaschinen in das Tischlergewerbe Bremens im 19. Jahrhundert. Darmstadt: TU 2004. CD ROM.

Blome, Astrid und Böning, Holger (Hrsg.): Täglich neu! 400 Jahre Zeitungen in Bremen und Nordwestdeutschland. Bremen: Schünemann 2005. 211 S.

Blüthner, Friedhelm (Hrsg.): 800 Jahre Stackkampgut: Festschrift zum Hofjubiläum. Bremen: Kirchenvorstand St. Johannis 2004. 66 S.

Brandt, Karl-Heinz (Bearb.): Fünfzig Jahre Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte: 1955 – 2005. Bremen: Eigenverlag 2005. 47 S.

Brünings, Gabriele: Das Bremer Rathaus: Welterbe der Menschheit. Hrsg. von der Pressestelle des Senats. Bremen: Temmen 2005. 144 S.

Damm, Dietrich (Red.): Stiftung Wohnliche Stadt: 25 Jahre Engagement für zwei Städte. Delmenhorst: Aschenbeck & Holstein 2005. 138 S.

... darum rudern wir noch immer: 125 Jahre Bremer Ruder-Club »Hansa« (1879/83) e.V. Bremen: Eigenverlag 2004. 122 S.

Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger: Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger – Hundertvierzig Jahre – Hundertvierzig Gedanken. Hamburg: DSV-Verlag 2005. 184 S.

Dünnwald, Lutz-Uwe (Hrsg.): Bremer Theater 1913 – 2004. Bremen: Schünemann 2004. 9 Bde. in Kassette.

Frenzel, Andreas: 600 Jahre Bremer Rathaus. Bremen: Stute 2005. 32 S.

Fünfundsiebzig Jahre Verein »Wassersport« Grohn e.V.: 1929 – 2004; der Wassersportverein an der Lesummündung. Bremen: Eigenverlag 2004. 34 S.

Grobecker, Helgard: Logbuch: Nautischer Verein zu Bremen 1905 – 2005. Bremen: Krebs 2005. 125 S.

Gutmann, Hermann: Der Ratskeller zu Bremen: Geschichte und Geschichten aus sechs Jahrhunderten. Bremen: Temmen 2005. 170 S.

Kammerer-Grothaus, Helke: Carl Johann Steinhäuser: 1813 – 1879; ein Bildhauer aus Bremen. Delmenhorst: Aschenbeck & Holstein 2004. 120 S.

Klatt, Norbert (Hrsg.): Rheinromantik und Civil War: im diplomatischen Dienst in den Vereinigten Staaten von Amerika. Briefe von Rudolph Schleiden, Johannes Rösing und Clara von Ammon aus den Jahren 1862 – 1874. Göttingen: Klatt 2003. 216 S.

Knauf, Diethelm und Scholz, Ulrich (Bearb.): Vom Dritten Reich zum Wirtschaftwunder: Bremen und Bremerhaven 1933 – 1945. Bremen: Temmen 2004. DVD.

Komm, S.: Kontorhaus am Markt. Von der Bank zur Passage. Bremen: Hauschild 2005. 122 S.

Mauersberger, Volker: Henning Scherf. Vom Bürgerschreck zum Bürgermeister. Eine politische Biographie. Bremen: Temmen 2005. 265 S.

Nees, Jürgen (Red.): Carl F. Plump & Co.: Persönlich beraten, seit 175 Jahren / Bankhaus Carl F. Plump & Co. Bremen: ASCO 2003. 83 S.

Niehoff, Lydia und Plump, Dirk: Chronik der Familie Plump. Bremen: 2005. 182 S.

Niehoff, Lydia: Hundertfünfzig Jahre J. H. Jaeger & Eggers Bremen: 1855 – 2005. Tradition und Innovation – von der Schraube bis zur Drehbank. Bremen 2005. 58 S.

Regener, Sven: Neue Vahr Süd. Frankfurt am Main: Eichborn 2004. 581 S.

Reischauer, Peter-Alexander: Staatsbesuch: ein Bremen-Krimi. Bremen: Temmen 2004. 230 S.

Ritter, Malte: Die Bremer und ihr Vaterland. Deutscher Nationalismus in der Freien Hansestadt (1859 – 1913). Berlin: Wissenschaftlicher Verlag 2004. 405 S.

Roder, Hartmut u.a. (Hrsg.): Die Schlachte in Bremen: vom Hafen zum Boulevard. Oldenburg: Isensee 2005. 120 S.

Rübsam, Rolf: »Kinder dieser Stadt« Begegnungen mit ehemaligen jüdischen Bremern. Bremen: Donat 2005. 190 S.

Schmidt, Georg: Bremen im Bombenkrieg: 1940 – 1945; es regnet Feuer! Gudensberg-Gleichen: Wartberg 2004. 63 S.

Sczygiol, M.: Von der Spedition Emil Ipsen zum Logistikdienstleister Ipsen-Group. Bremen: Hauschild 2005. 187 S.

swb AG (Hrsg.): Stadtwerke Bremen. Hundertfünfzig Jahre – von den Erleuchtungs- und Wasserwerken zur swb Bremen: ASCO 2004. 54 S.

Tilgner, Daniel (Hrsg.): Jede Stunde dem Schicksal abgestohlen: das Brieftagebuch der Magdalene Krippner vom Kriegsende in Bremen 1945. Bremen: Temmen 2005. 103 S.

Tradition im Trend: 100 Jahre Club zur Vahr. Bremen: Eigenverlag 2005. 141 S.

Turn- und Sportverein Huchting (Hrsg.): Ein Jahrhundert Turn- und Sportverein Huchting von 1904 e. V.: Festschrift 1904 – 2004. Bremen: Eigenverlag 2004. 67 S.

Weiss, Joachim: Das Vorhandene in Frage stellen: die Bremer Goldschlägerei – gestern und heute; eine Firmenchronik. Bremen: Eigenverlag 2005. 272 S.

Zur Gründung der Moor-Versuchsstation in Bremen und des Geologischen Dienstes für das Land Bremen / eine Zusammenstellung historischer Dokumente. Bremen: ca. 2003. 127 S.

HISTORISCHE GESELLSCHAFT BREMEN

141. Jahresbericht (2004)

Mitgliederversammlung

Die ordentliche Mitgliederversammlung fand am 18. Mai 2004 im Gemeindesaal der St. Petri Domgemeinde statt.

Der Vorsitzer Herr Prof. Dr. Dieter Hägermann teilte der Versammlung einen Wechsel im Vorsitz mit: Zum neuen Vorsitzer wurde auf seinen Vorschlag und auf Beschluss des Vorstandes Herr Dr. Konrad Elmshäuser ernannt. Herr Prof. Dr. Hägermann wird das Amt des Stellvertreters einnehmen. Dieser Wechsel entspreche dem Wunsch von Herrn Prof. Hägermann, nach seiner im Februar d. J. erfolgten Pensionierung den Vorsitz in andere Hände zu übergeben und zugleich mit der Wahl von Herrn Dr. Elmshäuser der Verbindung der Historischen Gesellschaft mit dem Staatsarchiv – dem Mitherausgeber des Jahrbuchs und Sitz der Geschäftsstelle – Ausdruck zu geben.

Herr Prof. Dr. Hägermann berichtete, die Lage der Historischen Gesellschaft lasse sich dank der regen Vortrags- und Reisetätigkeit und auskömmlich solider Finanzen nur positiv würdigen. Die noch immer leicht abnehmenden Mitgliederzahlen seien vor allem der demographischen Struktur der Historischen Gesellschaft geschuldet. Gemeinsam gedachten die Versammelten der im Berichtsjahr verstorbenen Mitglieder.

Die Bilanz wurde vom Schatzmeister Herrn Salzer erörtert. Trotz leichter Rückgänge bei Spenden, Mitgliedsbeiträgen und Verkaufserlösen sei die finanzielle Situation der kostenarm wirtschaftenden Gesellschaft als sehr gut zu bezeichnen. Auf Vorschlag der Rechnungsprüfer erteilte die Versammlung dem Schatzmeister sowie dem Gesamtvorstand Entlastung.

Der neue Vorsitzer, Herr Dr. Elmshäuser, dankte seinem Vorgänger. Er möchte dessen Wirken fortsetzen und sieht die Arbeitsschwerpunkte im Bemühen um die Bearbeitung landesgeschichtlicher Themen, um die Mitwirkung an publizistischen Vorhaben wie dem Bremischen Jahrbuch oder aktuellen Projekten wie einer geplanten Fortsetzung der Bremischen Biographie. Immer unentbehrlicher werde für die Zwecke der Historischen Gesellschaft die bewährte Kooperation mit verwandten Vereinen wie der Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte, der Maus, Gesellschaft für Familienforschung, und der Bremer Dachvereinigung, der Wittheit zu Bremen.

Vorstand

Die Mitgliederversammlung ergab neben der Übergabe des Vorsitzes an Herrn Dr. Elmshäuser weitere personelle Änderungen im Vorstand: Mit Dank und Anerkennung würdigte Herr Prof. Dr. Hägermann die langjährige Vorstandstätigkeit von Frau Dr. Bruss und Herrn Dr. Klugkist, die beide auf eigenen Wunsch aus dem Vorstand ausschieden. Zur Neuwahl schlug Herr

Dr. Elmshäuser den Mitgliedern Herrn Dr. Elsmann (Staats- und Universitätsbibliothek Bremen) vor, er wurde einstimmig gewählt. Zur Wiederwahl bereit erklärten sich die Vorstandsmitglieder Herr Prof. Dr. Hägermann und Herr Dr. Ulrich. Beide wurden einstimmig gewählt. Am 31. Dezember 2004 bestand der Vorstand demnach aus folgenden Mitgliedern: Dr. Konrad Elmshäuser (Vorsitzer), Prof. Dr. Dieter Hägermann (Stellvertretender Vorsitzer), Heinz Salzer (Schatzmeister), Johann Christian Bosse (Stellvertretender Schatzmeister), Dr. Peter Hahn (Stellvertretender Schriftführer), Uwe Bölts M.A., Dr. Karl Heinz Brandt, Dr. Gabriele Hoffmann, Prof. Dr. Franklin Kopitzsch, Dr. Peter Ulrich (Beisitzer).

Mitgliederbewegung

Im Jahr 2004 traten 21 Personen der Gesellschaft bei, 20 Austritte aus Alters- oder anderen erklärten Beweggründen waren zu verzeichnen, 8 Mitglieder sind verstorben. Hinzu kamen rund 30 Austritte aufgrund der Bereinigung des Mitgliederverzeichnisses: Zahlreiche Personen waren trotz mehrfach erfolgter schriftlicher Erinnerung mit der Zahlung ihrer Beiträge mehrere Jahre im Rückstand geblieben, weitere Mitglieder waren unbekannt verzogen und konnten nicht mehr ausfindig gemacht werden. Am 31. Dezember 2004 hatte die Historische Gesellschaft 605 Mitglieder.

Veröffentlichungen

Band 83 des Bremischen Jahrbuchs ist im November 2004 erschienen.

Vorträge

Anlässlich des 600. Geburtstages des Bremer Rolands organisierte die Historische Gesellschaft in Zusammenarbeit mit dem Institut Français Bremen, dem Instituto Cervantes Bremen und dem Staatsarchiv Bremen eine sehr gut besuchte Vortragsreihe, die unter dem Titel »Der Roland – ein alter Europäer« folgende Beiträge international renommierter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vereinigte:

1. Jesús Antonio Cid Martínez, Universidad Complutense de Madrid: »Roland in Spanien – Das Reich Karls des Großen aus spanischer Perspektive« (05.10.2004)
2. Prof. Dr. Dominique Boutet, Universität Paris, Sorbonne: »Der Roland im französischen Chanson de geste« (02.11.2004)
3. Prof. Dr. Elisabeth Lienert, Universität Bremen: »Das Rolandslied des Pfaffen Konrad« (23.11.2004)
4. Prof. Dr. Gerhard Dilcher, Universität Frankfurt am Main / Universität Trient, Italien: »Der Roland und das Rathaus zu Bremen – Die Botschaft des Rechts« (07.12.2004)

Ergänzt wurde die Vortragsreihe zum Roland durch die Vorführung des Films »Le chanson de Roland« (Film v. Frank Cassenti m. Klaus Kinski, Frankreich 1978) am 14.09.2004 im Institut Français.

In Zusammenarbeit mit anderen Vereinen wurden folgende Vorträge angeboten:

1. Prof. Dr. Sabine Rieckhoff, Leipzig: »Fromm oder barbarisch? – Die Religion der Kelten« (20. 01. 2004)
2. Prof. Dr. Matthias Springer, Magdeburg: »War man vor 1000 Jahren im Volk verortet oder wer galt als Saxo?« (13. 02. 2004)
3. Dr. Peter Ulrich, Bremen: »Der Bremer Domprediger Oskar Mauritz« (03. 03. 2004)
4. Dr. Georg Skalecki, Bremen: »Aufträge und Projekte der Denkmalpflege in Bremen« (11. 03. 04)
5. Rudolf Voss, Bremen: »Das Projekt ›Die Blätter der MAUS‹ – zur Erforschung der Gräber im Bremer St. Petri Dom« (06. 10. 2004)
6. Prof. Dr. G. Waldherr, Regensburg: »Das römische Regensburg« (20. 10. 2004)
7. Matthias Schön M. A., Bederkesa: »Zur Kultur der Altsachsen zwischen Spätantike und frühem Mittelalter« (25. 11. 2004)
8. Dr. Peter Ulrich, Bremen: »Diakonenfamilien am Bremer St. Petri Dom – bremische Biographien« (08. 12. 2004)

Gesprächsabende

Die Gesprächsabende bieten allen Interessierten die Möglichkeit, Themen mit vorwiegend bremischem Bezug vorzustellen und zu diskutieren. Folgende Themen standen 2004 auf dem Programm:

1. Linda Sundmaeker: »Gerhard Meyer – ein Leben zwischen Kirche und Kontor« (09. 03. 2004)
2. Dr. Dieter Bischop: »Projekte der Bremer Landesarchäologie« (11. 05. 2004)
3. Ina Grünjes: »Die Royal Air Force als mittelalterliches Kloster? Lawrence von Arabien in der Royal Air Force« (06. 07. 2004)

Außerdem fanden drei weitere Gesprächsabende ohne spezielles Thema statt, die dem geselligen Gedankenaustausch innerhalb des Vereins dienten (20. 01. 2004, 28. 09. 2004 und 14. 12. 2004).

Studienfahrten

Unter der Leitung von Herrn Uwe Bölts M. A. wurden vom 12. bis zum 19. 06. 2004 »Burgen, Schlösser und Gärten in Westsachsen« erkundet. Die Reise führte von Torgau an der Elbe bis in das Erzgebirge. Besucht wurden bekannte und weniger bekannte Schlösser und Burgen wie Schloss Hartenfels, Schloss Hubertusburg oder die Burg Kriebstein.

Vom 15. bis zum 18. 07. 2004 standen die altholländischen Städte Den Haag, Leiden, Delft und Haarlem auf dem Programm. Reiseleiter Stefan Buske führte zu Perlen altholländischer Architektur und Kunst, ein Höhepunkt der Fahrt war der Besuch der Gemäldesammlung des Mauritshuis in Den Haag.

Als Fortsetzung zu den Wörlitz-Fahrten im Jahr 2003 wurden unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Franklin Kopitzsch und Herrn Bölts »Preußens Arkadien – Schlösser und Gärten in Potsdam« besichtigt, unter anderem aus einer eher ungewohnten Perspektive auf einer Schifffahrt auf der Havel.

»MoMA und Mehr« hieß es vom 04. bis zum 06.09.2004 in Berlin: Die einmalige Präsentation der Gemäldesammlung des Museum of Modern Art New York (MoMA) in der Neuen Nationalgalerie in Berlin wurde ebenso besichtigt wie die wiedereröffnete Alte Nationalgalerie auf der Museumsinsel und andere Institutionen. Reiseleiter war Herr Dr. Michael Scholz-Hänsel.

Die große Studienreise führte vom 22.09. bis zum 03.10.2004 unter dem Titel »Von der Loire bis an die Bresse, von Chablis bis ins Beaujolais« nach Burgund. Alle kunsthistorisch Versierten kamen bei Besichtigungen beispielsweise des Klosters Cluny oder der Kathedrale St. Lazare auf ihre Kosten, außerdem wurde wiedergeholt gewandert (Felsen von Solutré, Weinberg Corton), und auch der Wein aus dem Burgund wurde mehrfach genossen.

Tagesfahrten

Am 17.04.2004 widmete sich eine Tagesfahrt der alten Hansestadt Stade mit ihren beiden großen Pfarrkirchen, dem noch gut erkennbaren Befestigungsring und einer Vielzahl historischer Bauten. Die Reiseleitung übernahmen Herr Dr. Konrad Elmshäuser und Herr Bölts. Das neu gestaltete Bismarck-Museum auf dem östlich von Hamburg im Sachsenwald gelegenen Gut der Familie von Bismarck war Ziel eines Ausflugs am 01.05.2004 unter der Leitung von Herrn Bölts. Anlass zu einer Tagesfahrt nach Bad Pyrmont mit Stefan Buske am 04.07.2004 bot die Ausstellung »König Friedrich der Zweite von Preußen. Zwischen Pflicht und Neigung« im Residenzschloss. Am 30.10.2004 führte eine Fahrt mit Herrn Bölts in die Ems-Dollart-Region, wo verschiedene historische Orgeln vorgeführt wurden. Am 27.11.2004 wurde eine Exkursion nach Oldenburg unternommen, wo der Verein Lebendiges Museum e.V. einige Mitglieder der Historischen Gesellschaft begrüßte, gemeinsam wurde u.a. ein Stadtrundgang unternommen.

Sonstiges

Am 28.04.2004 fand eine Führung durch das Institut für Niederdeutsche Sprache im Schnoor mit Herrn Dr. Ulf Lesle statt.

Rechnungsbericht der Historischen Gesellschaft zum 31. Dezember 2004

Bilanz zum 31. Dezember 2004

Aktiva	Euro	Euro
A. Anlagevermögen		0,50
B. Umlaufvermögen		
I. Forderungen und sonstige Vermögensgegenstände		
1. Forderungen aus Lieferungen und Leistungen	1.109,72	
2. sonstige Vermögensgegenstände	1,05	1.110,77
II. Flüssige Mittel		
1. Kassenbestand	79,28	
2. Guthaben bei Kreditinstituten	41.972,64	42.051,92
		43.163,19

Passiva		
A. Kapital		
1. Anfangskapital	28.485,97	
2. Überschuss	1.692,09	30.178,06
B. Rückstellungen		
1. sonstige Rückstellungen		1.050,00
C. Verbindlichkeiten		
1. sonstige Verbindlichkeiten		6.896,07
D. Rechnungsabgrenzungsposten		5.039,06
		43.163,19

Erträge und Aufwendungen im Jahr 2004

Erträge		
Beiträge	12.177,50	
Spenden	8.475,10	
Zinsen	402,67	21.055,27
Aufwendungen		
Löhne und Gehälter	4.000,00	
Sozialabgaben etc.	901,09	
Verlust von Mitgliedsbeiträgen aus früheren Jahren	3.504,33	
Sonst. betriebliche Aufwendungen	10.957,76	19.363,18
Überschuss		1.692,09

Gez. Heinz Salzer
Schatzmeister

Geprüft am 03. Mai 2005:
Gez. Dr. Elisabeth Dickmann
Karl-Heinz Hofmann
Rechnungsprüfer

Anschriften der Autoren und Rezensenten

Prof. Dr. Dominique Boutet, 20bis, avenue Foch, F-92210 Saint Cloud, Frankreich

Andree Brumshagen, Dransfelder Straße 44, 28215 Bremen

Dr. Karolin Bubke, Neukirchstraße 69, 28215 Bremen

Prof. Dr. Jesus Antonio Cid, C/Rector Royo Villanova, 10-Blq. 4, 6° A, E-28040 Madrid, Spanien

Dr. Konrad Elmshäuser, Barbarossastraße 20, 28329 Bremen

Dr. Thomas Elsmann, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, Bibliothekstraße, 28359 Bremen

Heiko Herold, Frangenheimstraße 15, 50931 Köln

Dr. Adolf E. Hofmeister, Am Gohbach 10 a, 27283 Verden

Prof. Dr. Peter Kuckuk, Freudenbergstraße 13, 28213 Bremen

Prof. Dr. Elisabeth Lienert, Universität Bremen, Fachbereich 10, Bibliothekstraße, 28359 Bremen

Dr. Peter Marschalck, Butjadinger Straße 32c, 28197 Bremen

Dr. Brigitta Nimz, Oberneulander Landstraße 204, 28355 Bremen

Dr. Christian Ostersehlte, Tettenbornstraße 4 a, 28211 Bremen

Dr. Volker Plagemann, Theodor-Körner-Straße 18, 28203 Bremen

Dr. Günther Rohdenburg, Saarbrückener Straße 34, 28211 Bremen

Dr. Bettina Schleier, Kornstraße 193, 28201 Bremen

Helga Schmidt, Unteres Grün 7, 79117 Freiburg

Prof. Dr. Herbert Schwarzwälder, Torgauer Straße 7, 28215 Bremen

PD Dr. Helmut Stubbe da Luz, Bredenbekstieg 6, 22397 Hamburg-Ohlstedt

Dr. Sylvelin Wissmann, Menninghausen 27, 27257 Sudwalde

Dr. Hans Wrobel, Senator für Justiz und Verfassung, Richtweg 16-22, 28195 Bremen